MASTER
NEGATIVE
98-84422-4

Müller, Gustav

Gut und Geld

Stuttgart

1897

98-84422-4
MASTER NEGATIVE #

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

Müller, Gustav.
Gut und geld; volkwirtschaftliche studien eines praktikers. Stuttgart, Fromann, 1897.
292 p. 20 cm.

Autograph copy.

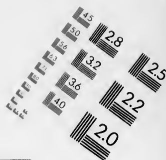
TECHNICAL MICROFORM DATA

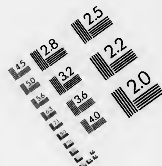
FILM SIZE: 35 mm   REDUCTION RATIO: 10:1   IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

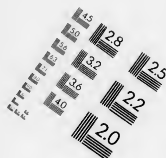
DATE FILMED: 11/5/98   INITIALS: WW

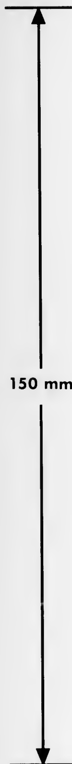
TRACKING #: 33206

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC



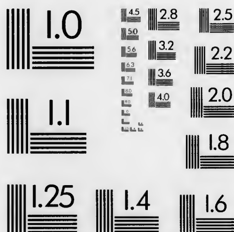






100 mm

A5



ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

1.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

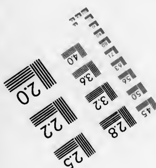
1.5 mm

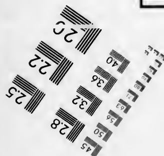
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

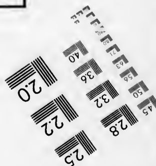
2.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

2.5 mm







PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS



A & P International
612/854-0088 FAX 612/854-0482
8030 Old Cedar Ave. So., Ste. #215
Bloomington, MN 55425

Gut und Geld.

Von

Gustav Müller.

Herrn F. W. Holls mit
freundlichem Gruß

Der Verfasser.

Darmstadt,
Heinrichstr. 28, im October 1897.

Gut und Geld.

Volkswirtschaftliche

Studien eines Praktikers.

Von

Gustav Müller
(New-York).

Stuttgart.
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)
1897.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Dem Andenken seines unvergeßlichen Vaters,
des Schriftstellers

Otto Müller,

widmet dieses Buch

der Verfasser.

Inhalt.

I.

Der Reichtum.

Ueber nichts ist der Unkundige mit einem abschließenden Urteil schneller bei der Hand, als über Fragen der Politik und der Volkswirtschaft. Welche Maßregeln Reichstag, Parlamente, oder Kongreß ergreifen sollten, um für diese oder jene Beschwerde Abhilfe zu schaffen, darüber herrscht bei den Meisten, je nach ihren individuellen Standpunkten oder Vorurteilen, nicht der mindeste Zweifel. Am Biertisch, wie auf der Börse, im Salon des Stadtbewohners, wie im Farmhause des Hinterwäldlers, glaubt jeder zu wissen, welche gesetzliche Verordnung, welche Maßnahme der Regierung in einem gegebenen Falle die heilsamste sein würde. Die Zuversicht wächst im umgekehrten Verhältnis zu Wissen und Erfahrung. Da wird allenthalben über die Vorteile des Schutzzolles und die Nachteile des Freihandels (oder umgekehrt), über die Zweckmäßigkeit oder Schädlichkeit der Trusts oder Kartelle (Vereinigungen von Industriellen zur Regulirung der Produktion und zur Beeinflussung der Preisbildung), über Handelsbilanz, Armenpflege, Rente, Zinsfuß, Kapital, Arbeit und hundert ähnliche Dinge mit einer Zuversichtlichkeit geredet und geurteilt, daß man sich nur

wundern muß, woher so viel scheinbare Sachkenntnis bei Leuten kommt, die selten mehr als die sogenannte praktische Bekanntschaft mit dem beschränkten Kreis ihrer persönlichen Interessen besitzen.

Und doch sind diese Probleme, welche heute in solch' hohem Maße die Geister beschäftigen, wissenschaftliche Probleme, die weder auf der Bierbank, noch im Salon, noch in den Börsenhallen zu lösen sind. Ihre Lösung ist das Ziel der theoretischen Forschungen des Gelehrten, wie der praktischen Politik des Staatsmannes; die Wissenschaft, welche sich damit beschäftigt, heißt Volkswirtschaft, oder Nationalökonomie, und bildet, was wenigstens ihre Grundprinzipien betrifft, ein in sich abgeschlossenes, festgegründetes System, dessen theoretische Hauptsätze nicht mehr angefochten werden können.

Die Wissenschaft der Nationalökonomie, oder die Wirtschaftslehre, untersucht die Bedingungen der Erzeugung und Verteilung materieller Güter, ihr Gegenstand ist „Wealth“. Es giebt, um diesen Begriff auszudrücken, kein vollständig gleichwertiges deutsches Wort, denn das deutsche Reichtum, Vermögen, Gut, Besitz, oder Wohlstand entspricht dem englischen „Wealth“ nur annähernd und jedes in einem für unsere Zwecke teils zu beschränkten, teils, wie das Wort Vermögen, zu weiten Sinne. Vermögen bedeutet zugleich was Einer vermag und was Einer besitzt; die persönlichen Eigenschaften eines Menschen sind aber nicht Vermögen im wirtschaftlichen Sinne. Was nun „Wealth“ sei, was man unter diesem Ausdruck zu verstehen, unter diesen Begriff zu subsumiren habe, darüber herrschten noch vor nicht gar langer Zeit die verschiedenartigsten

Vorstellungen. Ja, man kann sagen, daß noch heute, länger als ein Jahrhundert nach dem Erscheinen von Adam Smith's bahnbrechendem Werke: „An inquiry into the nature and causes of the Wealth of Nations“, nicht bloß in den breiten Schichten des großen Publikums, sondern auch von Solchen, bei denen man ein besseres Verständnis voraussetzen dürfte, „Wealth“ vielfach als gleichbedeutend mit Geld angesehen wird. Bis auf Adam Smith galten als Nationalreichtum, außer gemünztem Geld und edlen Metallen, nur solche Gegenstände, für die man im Auslande gemünztes Geld und Edelmetall eintauschen konnte, ein Irrtum, der jahrhundertelang die gesamte Staatskunst der europäischen Höfe beherrschte. Man begünstigte demgemäß — und zwar häufig unter ernstlicher Schädigung des Gesamtwohlstandes — nur den Ausfuhrhandel, den man mit allen Mitteln, wie Prämien und Subsidien, die noch heute einer gewissen Spielart von Politikern nur allzu geläufig sind, zu fördern trachtete, indes man die Einfuhr beschränkte, oder belastete, oder geradezu verbot; denn jener brachte, wie man wähnte, Geld ins Land, während diese nach der Meinung der leitenden Minister das Geld aus dem Lande führte. Ein ganz gleichartiger, nein, der nämliche Irrtum begegnet uns noch heute, wenn wir eine beliebige Tageszeitung zur Hand nehmen und darin ein Langes und Breites von dem günstigen oder dem ungünstigen Stande der Handelsbilanz lesen; weil nämlich nach der Ansicht des Zeitungsschreibers und seiner Leser der günstige Stand der Handelsbilanz, also das Ueberwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr, einen Gewinn an Baargeld

für das exportirende Land, der ungünstige Stand der Handelsbilanz dagegen, also das Ueberwiegen der Einfuhr über die Ausfuhr, einen Verlust an Baargeld, mithin eine vermeintliche Vermögenseinbuße, für das importirende Land bedeute. Der jeweilige Stand der Handelsbilanz bedeutet aber weder das Eine noch das Andere; er übt nicht den mindesten Einfluß auf die Wohlfahrt des Landes aus, noch ist er ein Gradmesser derselben. — Wir finden diesen Irrtum endlich in der landläufigen Redeweise wieder, welche die Verschwendung damit entschuldigt oder beschönigt, daß sie „Geld unter die Leute bringe“, als ob Geld der eigentliche Zweck des materiellen Strebens sei und nicht vielmehr der Einzelne, wie das Volk, genau um so viel ärmer würde, als durch unproduktiven Verbrauch an nützlichen oder Luxusgegenständen vergeudet wird. „Es geschieht oft“, sagt John Stuart Mill in seinen berühmten „Grundzügen der Wirtschaftslehre“, „daß der allgemeine Glaube eines Zeitalters — ein Glaube, von dem Niemand frei war, noch auch ohne einen außerordentlichen Aufwand von Scharfsinn und Mut zu jener Zeit frei sein konnte — für ein späteres Geschlecht ein so greifbarer Irrtum wird, daß es schwer hält, sich vorzustellen, wie so etwas überhaupt jemals glaubhaft erschienen sein konnte. So ist es indessen mit der Lehre geschehen, daß Geld gleichbedeutend sei mit Vermögen (Wealth). Die Vorstellung erscheint zu widersinnig, als daß man daran, wie an eine ernsthaft gehegte Meinung, denken könnte. Sie kommt uns wie eine unverständige Einbildung des Kindesalters vor, die ein einziges Wort Erwachsener verscheucht. Möge aber

Niemand zu gewiß sein, daß er dem Wahne entgangen wäre, wenn er zur Zeit, als derselbe herrschte, gelebt hätte! Alle Verhältnisse des Lebens, alle wirtschaftlichen Anschauungen trugen zu seiner Kräftigung bei. So lange diese Verhältnisse und Anschauungen die alleinige Brille waren, durch welche man die Sache betrachtete, schien das, was uns heute für so widersinnig gilt, geradezu selbstverständlich. Einmal in Frage gestellt, freilich, war auch sein Schicksal besiegelt; allein Niemand dachte so leicht daran, es in Frage zu stellen, dem nicht eine gewisse Art der Darstellung und Prüfung wirtschaftlicher Erscheinungen vertraut geworden war, die erst durch Adam Smith's und seiner Ausleger Einfluß ihren Weg ins allgemeine Verständnis gefunden hat.“

Im weitesten Sinne ist unter „Wealth“ alles das zu verstehen, dessen der Mensch zu seinem Dasein bedarf; Luft, Licht und Wasser, gesunde Sinne und gesunde Glieder sind Güter, die uns teilweise, wie die drei erstgenannten, unentbehrlich sind, während leibliche und geistige Gesundheit in hohem Maße zu unserem materiellen Wohlbefinden beitragen. Sie sind aber nicht „Wealth“ in demjenigen Sinne, in welchem die Wirtschaftslehre das Wort versteht. Wenn man Luft, Licht und Wasser monopolisiren könnte, oder wenn sie nur in beschränkter Menge vorhanden wären, so würden sie ebenso gut unter diese Bezeichnung fallen, wie Land, welches durch seine Lage oder Beschaffenheit einen bestimmten Wert hat, der durch die Rente ausgedrückt wird. Für die ungeheuere Mehrzahl der Menschen aber ist es ein großes Glück, daß sie nicht

für Luft, Licht und Wasser zu bezahlen braucht, wie sie es für Land, eben seiner beschränkten Menge wegen, thun muß; weil nur die Wenigen, welche sich im Besitze jener drei unentbehrlichen Lebenserfordernisse befänden und sie verkaufen oder vermieten könnten, sich dadurch auf Kosten aller Übrigen bereichern würden. Wenn daher auch Luft, Licht und Wasser nur in Ausnahmefällen, wie z. B. die Wasserkraft zum Treiben einer Mühle, das Licht in hellen, sonnigen Wohnungen, Luft in der Taucherglocke oder in Sommerfrischen, als Güter im ökonomischen Sinne zu betrachten sind, so ist doch die Menschheit dadurch unendlich reicher, daß man jene in der Regel nicht monopolisiren kann, noch sie auf künstlichem Wege herzustellen braucht. Und damit kommen wir auf das eigentliche Wesen von „Wealth." „Wealth" ist alles, was einen Marktwert besitzt, einen Preis bringt; was man verkaufen kann oder kaufen muß. Der Besitz eines Jeden an irdischen Glücksgütern ist sein „Wealth". Geld und edle Metalle oder kostbare Steine sind für den Einzelnen auch „Wealth", aber nicht anders, als ein Haus, oder ein Pferd, oder ein Laib Brot „Wealth" ist. Für eine Nation sind sie „Wealth" insofern, als fremde Nationen für das Geld, das Metall, oder die Edelsteine eigene nützliche oder begehrte Erzeugnisse oder Leistungen auszutauschen gewillt sind; für die Menschheit dagegen sind sie nicht „Wealth", denn wenn es auf der ganzen Erde weder Geld, noch Gold und Silber, noch kostbare Steine gäbe, wäre gleichwohl die Menschheit um keinen Pfennig ärmer, als sie heute ist. Denn die drei genannten Faktoren können für sich

allein kein einziges wirkliches Bedürfnis befriedigen; ihr Wert ist ein eingebildeter, ihnen von den Menschen gleichsam angedichteter, während den Dingen, welche zur Befriedigung wirklicher Bedürfnisse dienen, ein absoluter Wert innewohnt.

„Hier drängt sich nun sogleich die Frage auf, ob nicht die Produktivität der Nation selbst, d. h. also der Geist, das Talent, die Körperkraft, die Geschicklichkeit und die Charaktereigenschaften ihrer Angehörigen, ebenfalls als zum Nationalvermögen gehörig anzusehen seien. Schon Friedrich List hat der alten Schule gegenüber auf dieser Erweiterung der Anschauung bestanden, ja, gewissermaßen, sein ganzes nationales System der politischen Oekonomie darauf gegründet, und die heutige Volkswirtschaftslehre legt neuerdings mit Recht wieder bedeutenden Nachdruck auf dieselbe. Denn es heißt in der That eine triviale Wahrheit aussprechen, wenn man behauptet, daß die Produktivität der Nationen wie der Einzelnen, also der Erfolg einer Nation im Wettbewerb mit andern Völkern und eines Einzelnen im Wettbewerb mit andern Einzelnen, ganz wesentlich von diesen Eigenschaften bestimmt wird. Allerdings ist der Gegenstand volkswirtschaftlicher Untersuchung nicht die Nation und ihre Bürger, sondern die Hervorbringung und die Verteilung von Gütern: diese aber wird in einem so hohen Grade von den geistigen, körperlichen und moralischen Eigenschaften der Menschen beeinflußt, daß man letztere in einer volkswirtschaftlichen Abhandlung nicht unberücksichtigt lassen darf, zumal gerade sie es sind, worauf — caeteris paribus — die Ungleichheit der Güterver-

teilung bei Einzelnen wie bei Nationen in letzter Instanz zurückgeführt werden muß. Aus ihnen allein, aus dem Plus oder Minus menschlicher Fähigkeiten und Eigenschaften, läßt sich die Gerechtigkeit der heutigen Güterverteilung innerhalb eines Volkes herleiten; und was davon, mit diesem Maßstab gemessen, die Probe nicht aushält, ist unbedingt ungerecht und verwerflich."*) —

Aus den vorausgegangenen Ausführungen erhellt, daß auch Hypotheken, Staats- und andere Schuldverschreibungen des eigenen Landes, einheimische Forderungen u. s. w. zwar im individuellen, aber nicht im nationalen Sinne als Vermögen oder „Wealth" zu betrachten sind. Eine Hypothek von zehntausend Mark auf ein Landgut ist Vermögen für den, dem sie Zinsen einträgt, aber sie ist kein Vermögen für das Land. Sie giebt A ein gewisses Anrecht auf das Eigentum B's, macht ihn zu einem Mitbesitzer von B's Landgut, von welchem dieser nominell der alleinige Eigentümer ist. Würde die Schuld plötzlich getilgt, so wäre die Nation weder ärmer, noch reicher, als zuvor. Aehnlich verhält es sich mit Staatsgläubigern, Aktionären u. s. w., sofern ihre Anlagen einheimische sind, und nur wenn Bürger des einen Landes Schuldverschreibungen des andern besitzen, ist ersteres um den Wert derselben reicher. Allein auch hierbei ist zu bedenken, daß der einheimische Inhaber ausländischer Papiere, als er dieselben erwarb, einen Gegenwert dafür gegeben hat, der

*) Aus einem Aufsatze des Verfassers, betitelt: „Sozialistische Irrtümer" in Nr. 71 der Zeitschrift „Die Wahrheit" (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1896).

entweder vorher bereits vorhanden, oder in der Bildung begriffen war, und einen Teil des Nationalvermögens ausmachte oder ausgemacht hätte; man kann daher, genau gesprochen, nicht einmal sagen, der Besitz ausländischer Schuldverschreibungen, Anteilscheine u. s. w. vermehre das Vermögen des eigenen Landes. Dasselbe stellt sich vielmehr in diesem Falle einfach als der Gläubiger, das Ausland als der Schuldner dar, ohne daß eine Verschiebung der ursprünglichen Besitzverhältnisse notwendig stattgefunden hätte. Ob diese verändert sind, hängt von der Verwendung ab, welche die fremde Nation von der Anleihe machte. War dieselbe z. B. zu kriegerischen Zwecken aufgenommen, d. h. für Waffen, Pulver, Kugeln, Sold für Offiziere und Mannschaften, Verpflegung der Truppen u. dergl. verausgabt worden, dann ist allerdings die fremde Nation genau um den Betrag der Anleihe ärmer geworden, aber ohne daß sich der Wohlstand ihres Gläubigers dadurch vermehrt oder verringert hätte. Dieser hat dem Schuldner einfach seinen Anspruch auf eine gewisse Menge des allgemeinen Besitzes abgetreten und dafür einen gleichwertigen Anspruch auf den Besitz des Schuldners eingetauscht. Hat dagegen die fremde Nation die Anleihe zu produktiven Zwecken, zu Bauten, Kanalisirungen, oder andern großen öffentlichen Arbeiten verwendet, so bleiben die Besitzverhältnisse zwischen Gläubiger und Schuldner die nämlichen wie vor der Anleihe, denn an Stelle des verbrauchten „Wealth" ist neuer „Wealth" getreten, der ohne den Verbrauch der Anleihe nicht hätte geschaffen werden können. Alles im Kriege Verbrauchte dagegen ist schlechthin und auf immer zerstört.

Sämtliche Darlehen von Land zu Land, einschließlich der Staatsdarlehen, werden fast ausschließlich, d. h. zum weitaus größten Teile, in Gütern ausbezahlt, nicht notwendigerweise in Gütern des darleihenden Landes allein, sondern auch in Anweisungen des Darleihers auf die Güter eines dritten, vierten und fünften Landes; und es ist nur die Dazwischenkunft des Tauschmittels und Wertmessers, des Geldes, welche diese Thatsache verdunkelt und überhaupt die ganze Verwirrung in den Begriffen über die Natur des Reichtums in Vergangenheit und Gegenwart angerichtet hat. Bedenkt man übrigens, wie schwer es überhaupt ist, sich von hergebrachten Begriffen und ererbten Anschauungen zu befreien, wie wir uns selbst bei gewonnener besserer Einsicht von gewissen überlieferten und tief eingewurzelten Vorurtheilen nicht loszulösen vermögen, dann erscheint jene Begriffsverwirrung nicht einmal wunderbar. Hat doch selbst ein so klarer und scharfsinniger Kopf wie Ludwig Börne dem Gelde eine Art mystischer Kraft beilegen und das Wesen des Geldes gewissermaßen metaphysisch erklären wollen; schreibt doch eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete des Finanzwesens, der Wiener Nationalökonom Karl Menger: „Die rätselhafte Erscheinung des Geldes ist auch heute noch nicht in befriedigender Weise erklärt, über die fundamentalsten Fragen seiner Natur und seiner Funktionen keine Einigung erzielt.“ In einem späteren Abschnitte soll diese „rätselhafte Erscheinung“ auf Herz und Nieren geprüft werden: vielleicht daß sie uns dann ihre Geheimnisse enthüllt. Für heute dürfte die folgende Erklärung ausreichen. Geld ist nichts Anderes, als ein zur Erleichterung des Verkehrs geschaffener Wertmesser, der, weil ihm zugleich ein selbständiger und dauerhafter Wert innewohnt, außerdem auch als Tauschmittel dient; es ist, wenn man will, eine überall gültige Anweisung auf den Besitz der Allgemeinheit. Es ist, vom individuellen oder nationalen Standpunkt betrachtet, Reichtum; vom universellen Standpunkt angesehen, zwar nicht selbst Reichtum, verleiht aber seinem Besitzer ein Anrecht auf einen Teil des Reichtums der ganzen Welt. Die Edelmetalle Gold und Silber vereinigen in sich, besser als irgend ein anderer Gegenstand, die drei wichtigen Eigenschaften als Wertmesser, Tauschmittel und Beweis prima facie für eine geschehene Leistung, die zu einem gewissen Lohne berechtigt. Darum, und weil man den Edelmetallen ihrer Seltenheit und Schönheit wegen einen idealen Wert beimaß, der in der Schwierigkeit und Kostspieligkeit ihrer Gewinnung seinen realen Grund hatte, traten sie allmählich an die Stelle älterer, weniger bequemer Tauschmittel. Gewiß wäre der Unterschied zwischen einer Nation ohne Geld und einer Nation mit solchem ein bedeutender: allein es wäre doch lediglich ein Unterschied in den Verkehrsmitteln, nicht notwendig ein Unterschied im Wohlstande. Es läßt sich recht wohl ein Zustand denken, in welchem von den drei Funktionen des Geldes als Wertmesser, Tauschmittel und Beweis für geschehene Leistung nur die erste Funktion bestehen zu bleiben brauchte; um aber diese auszuüben, würde ein einziges in der Staatsbank niedergelegtes Goldstück und ein einziges dort niedergelegtes Silberstück genügen, die beide als Standards in Verwahrung bleiben müßten. Selbst dieses wäre

nicht einmal nötig, da man den Feingehalt und das Gewicht der Stücke ja genau kennt. Bedenkt man überdies, daß schon heute das Geld im Welt- und Großhandel, in den fortschrittlichsten Ländern wie England und die Vereinigten Staaten sogar im Kleinverkehr, immer mehr verdrängt und durch ein ausgebreitetes und verwickeltes Check- und Kreditwesen ersetzt worden ist, das sich beständig vervollkommnet und in immer entlegenere Kanäle verzweigt, so ist die Annahme nicht eben gewagt, daß vielleicht in nicht allzuferner Zukunft die civilisirte Menschheit wieder auf dem nämlichen Punkte angelangt sein wird, von dem alle wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander ausgegangen sind, nämlich dem Tauschhandel, bei dem das Geld nur noch die Rolle eines Wertmessers zu spielen haben wird. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das Checksystem bereits heute so ausgebildet, daß selbst die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens vielfach mittelst Checks bezahlt werden; der Bäcker, der Metzger, der Gemüse-, Milch-, Eier- und Obsthändler empfangen jeder wöchentlich, der Hausbesitzer monatlich oder vierteljährlich, der Arzt halbjährlich, der Schneider, Schuster u. s. w. meistens für jede einzelne Leistung ihren Check, ohne daß es einem von ihnen einfiele, baares Geld zu verlangen — im Gegenteil: sie alle ziehen, seiner größeren Bequemlichkeit und Sicherheit halber, den Check vor, weil derselbe, auf den Namen ausgestellt und übertragbar, schließlich an den Aussteller zurückgelangt und einen vollgültigen Zahlungsbeweis bildet. — Freilich ist der Unterschied zwischen dem Tauschhandel primitiver Völkerschaften und dem

Austausch von Waaren und Leistungen in der modernen Welt ein ebenso gewaltiger, wie der Abstand zwischen der aus zwei Steinen bestehenden Getreidemühle eines Naturvolkes und einer modernen Mehlfabrik mit Dampfmaschinen und Großbetrieb; aber in beiden Fällen ist es nur ein Unterschied des Grades und nicht der Art.

Es ist mithin klar, daß unter „Wealth", Reichtum, Vermögen, Wohlstand, oder Besitz im nationalökonomischen Sinne, nur solche Dinge verstanden werden können, die entweder, wie passend gelegenes Land, in beschränkter Menge vorhanden sind, oder aber der menschlichen Arbeit zu ihrer Herstellung, oder der menschlichen Pflege zu ihrer Erhaltung bedürfen. Die Summe dieser Arbeit oder Pflege bildet den Wert eines Gegenstandes, den man sich gewöhnt hat, in Münze auszudrücken. Die Summe all' dieser Gegenstände ist das allgemeine, das Anrecht auf einen Teil derselben das Einzelvermögen.

II.

Das Kapital.

Sobald die Gütererzeugung die Kinderschuhe ausgetreten, d. h. sobald sich mit den höheren Anforderungen einer wachsenden Kultur die allmähliche Differenzirung der menschlichen Thätigkeit eingestellt hat, macht sich die Notwendigkeit und zugleich das Uebergewicht eines dritten Faktors geltend, der bei dem heutigen Stand unserer industriellen Entwickelung von der allergrößten Wichtigkeit geworden ist. Das Kapital beginnt die ihm nun zufallende Rolle zu spielen und übernimmt alsbald die Führerschaft in der industriellen Entwickelung der Menschheit.

Fortan sind zur Gütererzeugung unerläßlich: Land, Arbeit und Kapital.

Ueber den Begriff Kapital sind die Ansichten vielfach noch ebenso verworren, wie über den Begriff „Wealth". Beide sind nahe Verwandte, aber sie sind nicht dasselbe, beide haben vieles gemeinsam, aber nicht alles. „Wealth" ist nicht immer Kapital, aber Kapital ist immer „Wealth". Land z. B., das unbestreitbar „Wealth" ist, kann zwar durch Tausch (wie aller andere „Wealth" auch) in Kapital umgesetzt werden, ist aber nicht selbst Kapital, sondern etwas Anderes,

nämlich einer der beiden Urfaktoren aller Gütererzeugung, von denen die Arbeit der andere ist. Gütererzeugung ohne Land ist nicht denkbar, weil zur Gütererzeugung, außer Arbeit, Rohstoff gehört und dieser nur aus Land (im weitesten Sinne aufgefaßt) gewonnen wird.

Das richtige Verständnis des Begriffes Kapital ist die unerläßliche Voraussetzung des Verständnisses aller wirtschaftlichen Erscheinungen überhaupt. Klar und deutlich muß man diesen Begriff erfaßt haben, sonst ist jede weitere Mühe zur Erklärung des Wirtschaftsprozesses vergeblich. Eine völlig befriedigende Erklärung und Umgrenzung des Kapitalbegriffs habe ich noch in keiner der mir bekannten wirtschaftlichen Abhandlungen gefunden, aber freilich ist auch wohl kein Teil unseres Themas heißer umstritten, als dieser. Wo die Meinungen der Fachgelehrten so weit auseinandergehen, ist es nicht verwunderlich, wenn in den Kreisen des großen Publikums eine schier hoffnungslose Begriffsverwirrung vorherrscht.

Der erste Irrtum, dem wir in der volkstümlichen Deutung des Kapitalbegriffs begegnen, ist dieser: Kapital sei gleichbedeutend mit Geld. Kapital ist ebensowenig gleichbedeutend mit Geld, wie dieses mit „Wealth" gleichbedeutend ist. Man sagt: Ein Haus, ein Schiff, oder eine Eisenbahn baut man mit Geld. Man zeige mir aber einmal ein Haus, ein Schiff, oder eine Eisenbahn, die mit Geld gebaut worden wären. Zum Bau eines Hauses gehören zunächst Steine und Ziegel, Kalk und Sand, Balken und Bretter, Fensterscheiben und Tapeten, dann Werkzeug, Obdach, Nahrung und Kleidung

für Maurer, Zimmerleute, Schreiner und Bauleiter. Wenn man diese Dinge zu seiner Verfügung hat, kann man ein Haus bauen, aber mit Geld ist noch niemals eines gebaut worden. Ebenso verhält es sich mit Schiffen und Eisenbahnen, und mit allen andern Gütern, deren der Mensch bedarf, oder die er sich wünscht; wenn er über die Rohstoffe, die Werkzeuge und Unterhaltsmittel für die Arbeiter verfügt, kann er jene herstellen lassen, ohne einen Pfennig Geld zu besitzen. In den Vereinigten Staaten soll eine Eisenbahn mit englischem oder deutschem Kapital („Gelde", wie es in der gewöhnlichen Umgangssprache lautet) gebaut werden. Welcher Vorgang vollzieht sich dann? Werden etwa zehn oder zwanzig Millionen englisches oder deutsches Geld von London oder Berlin nach Newyork geschickt? Keineswegs. Das Londoner oder Berliner Bankhaus, welches die Emission der Anleihe übernommen hat, kabelt an seinen Korrespondenten in Newyork den Auftrag, zehn oder zwanzig Millionen zur Verfügung der Eisenbahngesellschaft zu halten. Was thut nun letztere? Holt sie sich das baare Geld bei dem Korrespondenten? Mit Nichten. Sie läßt sich von dem Korrespondenten einen oder mehrere auf seine Bank gezogene Checks im Gesamtbetrage von zehn oder zwanzig Millionen geben und deponirt diesen Check oder diese Checks in ihrer eigenen Bank, welche der Gesellschaft den Gesamtbetrag gutschreibt. Aus diesem Guthaben bezahlt nun die Gesellschaft sämtliche Lieferungen an Material, die ihr zum Bau der Bahn gemacht werden, und zwar mit ihren eigenen auf ihre Bank gezogenen Checks, welche sie den Lieferanten

übergiebt oder zuschickt. Da nun in den Vereinigten Staaten die Trace einer neuen Eisenbahn meistens durch wenig bebaute, dünnbevölkerte Landstrecken geht, versorgt die Gesellschaft ihre Arbeiter auch mit Obdach, Nahrung und Kleidung in natura, für welche sie ebenfalls mit auf ihre Bank gezogenen Checks bezahlt. D. h. sie baut Baracken zum Schutz der Arbeiter und verabfolgt ihnen den Rest ihrer Löhnung in Marken, welche sie in den an der Bahnlinie errichteten Verkaufsstellen (Stores) der Gesellschaft in Nahrungsmittel, Kleidungsstücke und andere Bedarfsartikel umsetzen können. Nur ein verhältnismäßig ganz unbedeutender Teil aller Ausgaben wird mit baarem Gelde bestritten.

Wie ist aber, so wird man jetzt fragen, das Geschäft zwischen dem europäischen Bankhause, das die zehn oder zwanzig Millionen angewiesen, und dem amerikanischen Bankhause, das sie der Eisenbahngesellschaft ausgezahlt hat, zu Ende gegangen? Hier muß doch, wenn irgendwo, ein Ausgleich durch Geld stattgefunden haben. Denn das englische oder deutsche Bankhaus schuldet nunmehr dem amerikanischen die von diesem der Bahngesellschaft ausgezahlte Summe, es muß sie also auf irgend eine Weise dem amerikanischen Bankhause zurückzahlen. Diese Rückzahlung wird nun in der Regel in der Weise erfolgen, daß das amerikanische Haus auf das europäische Wechsel ausstellt (und zwar geschieht dieses gewöhnlich pari passu mit der Auszahlung des Vorschusses an die Bahngesellschaft). Diese Wechsel verkauft das amerikanische Bankhaus den Newyorker Großkaufleuten, welche sich ihrer zur Bezahlung europäischer Waaren bedienen, die sie in die

Vereinigten Staaten eingeführt haben. D. h. die Großkaufleute senden diese Wechsel oder Anweisungen des amerikanischen auf das europäische Bankhaus den europäischen Industriellen, von denen sie Güter bezogen haben, an Zahlungsstatt ein, und letztere bezahlen damit unter Umständen wiederum die Lieferanten ihrer Rohstoffe, bis zuletzt die Wechsel bei Verfallzeit von dem bezogenen europäischen Bankhause eingelöst werden. Und damit ist endlich die Kette geschlossen, deren Ringe nur durch Waaren, nicht durch Geld, gebildet worden sind. Die von den Newyorker Großkaufleuten eingeführten europäischen Fabrikate sind indirekt das Mittel gewesen, durch welches der Bau der amerikanischen Eisenbahn möglich gemacht wurde.

Der eigentliche Kern des Kapitalbegriffs kommt jetzt deutlicher zum Vorschein. Die Arbeiter, die Menschen mit ihren geistigen, sittlichen und körperlichen Eigenschaften, können nicht unter denselben fallen, denn sie selbst sind ja Erzeuger und Verbraucher des Kapitals. Die Dienste der Arbeiter sichert sich der Unternehmer dadurch, daß er den Arbeitern Rohstoff und Werkzeuge liefert, ihnen Obdach, Nahrung, Kleidung und was sie sonst zur Erhaltung ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit bedürfen, als Lohn für ihre Leistungen verabfolgt. Daß Dieses in weitaus den meisten Fällen, in Europa zumal, noch immer in baarem Gelde geschieht, ändert kein Jota am Wesen der Sache. Denn baares Geld hat nur insofern Wert für die Arbeiter, als sie dasselbe in Obdach, Kleidung, Nahrungsmittel u. dergl. umsetzen können.

Demnach bilden Rohstoffe, Werkzeuge und Unterhaltsmittel das Kapital der Einzelnen wie der Nation, wobei man sich erinnern muß, daß unter Werkzeugen alle technischen Hilfsmittel jedwelcher Art, vom einfachsten und rohsten Handwerkszeug bis zu den kompliziertesten Maschinen und Gerätschaften, einschließlich der Oekonomie- und Fabrikgebäude, Hafenanlagen, Docks, Fahrstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w., unter Unterhaltsmitteln alle Dinge, deren der Arbeiter zum Leben bedarf, zu verstehen sind. Dieses Kapital aber kommt in seiner Gesamtheit den Arbeitern zu gut, wenn man diesen Begriff weiter als gewöhnlich faßt und unter Arbeitern alle diejenigen versteht, die mittelbar oder unmittelbar zur Vergrößerung der Gütermenge beitragen.

Welches ist nun der erste Ursprung des Kapitals? Man kann als denselben vielleicht die natürliche Vermehrung der Heerden ansehen, die gleichsam von selbst, ohne Zuthun der Besitzer, vor sich ging. Das lateinische Wort caput bedeutet einerseits die Hauptsache, den Stock, das Kapital; andererseits Kopf oder Haupt, und der Heerdenbesitzer des Altertums und Mittelalters berechnete sein Vermögen nach der Anzahl Köpfe in seinen Vieh-, Schaf- oder Schweineheerden. Ebenso sprechen noch heute die Völker englischer Zunge von so vielen „head“ (Köpfen) „of cattle, head of sheep, head of swine“, die eine Heerde ausmachen, und vielleicht bestätigt uns sogar der vergleichende Sprachforscher, daß die Etymologie des Wortes „cattle“ (Rindvieh) auf „capital“ hindeutet, aus dessen Zusammenziehung in der englischen Aussprache („capital“ und „cattle“ klingen im Englischen beinahe gleich) jenes

vielleicht entstanden ist. Ganz sicher ist, daß wir unser gutes deutsches Wort Vieh in dem ebenso ausgesprochenen englischen „fee" wiedererkennen, welches die Gebühren eines Advokaten oder Arztes noch heutzutage bedeutet.

Unserer Hypothese nach war also die auf der natürlichen Vermehrung zahmer Tierheerden beruhende Kapitalbildung anfänglich eine ganz spontane, vom menschlichen Zuthun beinah unabhängige; sobald aber ein überschüssiger Vermögensteil vorhanden war, wie Vieh, dessen sein Eigentümer nicht mehr zur eigenen unmittelbaren Nutzung bedurfte, dessen er sich entäußern konnte, um andere ihm nützliche oder erwünschte Gegenstände dafür einzutauschen, war zu weiterer Kapitalbildung durch Ackerbau und Industrie der Grund vorbereitet.

Ohne einen bereits vorhandenen Vorrat von Rohstoff, Werkzeugen und Unterhaltsmitteln ist also, außer der allerarmseligsten und rohsten Arbeit, keinerlei Art von Gütererzeugung denkbar. Entwickeln sich daher in unsern Tagen Ackerbau und Industrie zu einer noch von unsern Vätern kaum entfernt geahnten Höhe, so setzt dies das Vorhandensein eines in gleichem Maße anwachsenden, durch frühere Arbeit erzeugten Ueberschusses von Rohstoff, Werkzeugen und Unterhaltsmitteln voraus, den wir Kapital nennen. Kapital ist also, wie Karl Jentsch richtig lehrt, vorgethane oder „geronnene" Arbeit. Diese vorgethane Arbeit muß sich aber in materiellen Gütern verkörpert haben, sie muß zu wirklichem „Wealth" „geronnen" sein, sonst kann man sie nicht Kapital nennen. Karl Jentsch und mit ihm Thünen („Der isolirte Staat") rechnen zum

Kapital auch das gesamte geistige Erbe der Menschheit an Kenntnissen, Fertigkeiten und Lebensgewohnheiten, also lauter immaterielle Werte, die bloß in der Natur ihrer Besitzer begründet sind und kein von ihren Trägern getrenntes, für sich bestehendes Dasein haben. Thünen rechnet außerdem die Menschen selbst und Wilhelm Roscher noch den Staat dazu. Dann zählt Jentsch als zweitwichtigste Art des Kapitals die dem Boden zugewandte Arbeit auf: „Trockenlegung der Sümpfe, Urbarmachung der Wälder, Aufforstung an Stellen, wo Wälder fehlen, Verstärkung oder Verbesserung einer zu dünnen oder zu mageren Ackerkrume, Eindämmung oder zweckmäßige Leitung der Wasserläufe, Akklimatisirung der Körnerfrüchte und Gemüsearten, sowie des Weinstocks, und Veredlung des Obstes, woran sich dann die Zähmung, Züchtung und Veredlung der Haustiere schließt." Man sieht, daß von diesen Sachen zwar einige mit unserem Kapitalbegriff übereinstimmen, die andern dagegen unter unsere Erklärung des „Wealth"-Begriffes fallen. Denn die auf Land verwandte Arbeit erzeugt nicht Güter, sondern vergrößert das Gesamtvermögen, indem sie den Wert des Bodens erhöht, welcher einer der beiden Urfaktoren der Gütererzeugung ist. Die darauf verwandte Arbeit erhöht also die Rente, die, wie wir später des Näheren erörtern werden, keinen Bestandteil der Erzeugungskosten von Gütern bildet. Will man mit Thünen und Jentsch immaterielle Güter und den Menschen selbst, will man mit Roscher die Staatsmaschine, mit einem Vierten sogar die Tugend (!?), kurz, was auf dasselbe hinausläuft, will man die gesamte Kultur des Zeitalters zum

Kapital rechnen, dann verallgemeinert und verflüchtigt sich der Begriff zuletzt dergestalt, daß sich wirtschaftlich gar nichts mehr damit anfangen läßt. Die Wirtschaftslehre soll sich aber allein mit „Wealth“ befassen, das kann nicht oft noch nachdrücklich genug hervorgehoben werden, d. h. mit den durch die Natur von Grund und Boden und durch die menschliche Natur gegebenen Bedingungen der Erzeugung und Verteilung materieller Güter, nicht aber mit den Bedingungen der Natur des Menschen selber. Das gehört in eine von der gegenwärtigen gänzlich verschiedene Untersuchung.

„Die Unterscheidung zwischen Kapital und Nichtkapital,“ sagt J. S. Mill, „liegt weniger in der Natur der Gegenstände, als in dem Willen des Kapitalisten, in seinem Willen, sie für den einen Zweck lieber, als für den andern, zu verwenden, und alles Vermögen, wie schlecht es auch an sich den Bedürfnissen der Arbeiter angepaßt ist, bildet einen Teil des Kapitals, sobald es, oder der Wert, den man dafür empfangen hat, zu produktiver Anlage bestimmt wird. Die Summe aller von ihren Besitzern hierzu bestimmten Werte bildet das Kapital eines Landes.“

Ein Beispiel wird dieses Verhältnis verdeutlichen. Denken wir uns eine in Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, etwa im fernen Nordwesten der Vereinigten Staaten, lebende kleine Gemeinde von Ackerbauern, Viehzüchtern und Handwerkern, welche jahraus, jahrein, wie man zu sagen pflegt, von der Hand in den Mund lebt. Was ihre Felder, ihr Viehstand jedes Jahr hervorbringen, verbrauchen die Mitglieder der kleinen Gemeinde für sich, und bis jetzt ist es ihnen

nicht gelungen, aus dem Ertrag ihres Fleißes irgend etwas für die mageren Jahre aufzusparen, oder in der Verbesserung ihrer Produktionsweise, in der Vergrößerung ihres Landbesitzes, in der Veredlung ihres Viehstandes anzulegen. Das gesamte Vermögen, welches die Gemeinde besitzt, besteht aus ihren Ländereien, Häusern, Ställen und Scheunen, Gerätschaften und Werkzeugen, ihrem Viehstand, genügenden, vom Ertrag der letzten Ernte erübrigten Lebensmitteln für den langen Winter und endlich einem hinreichenden, gleichfalls von der letzten Ernte erübrigten Vorrat an Sämereien, um ihre Felder im kommenden Frühling neu bestellen zu können. Einiges baare Geld kann in der Gemeinde ebenfalls vorhanden sein; wir brauchen dessen Existenz jedoch nicht zu berücksichtigen, oder können, der Einfachheit wegen, annehmen, daß es nur dazu dient, den Verkehr innerhalb der Gemeinde zu vermitteln.

Aus den Zuständen, welche hier geschildert sind, ergiebt sich von selbst, daß das gesamte bewegliche, vorwiegend aus Mundvorrat und Sämereien bestehende Kapital unserer Gemeinde in jedem Jahre verbraucht, aber auch alljährlich wiedererzeugt wird. Das aus Baulichkeiten, Vieh, Gerätschaften u. s. w. bestehende festliegende Kapital wird gleichfalls, wenn auch langsamer, verbraucht, aber bei geordneter Wirtschaft ebenso schnell wiedererneuert. Die Wirtschaftslehre zieht aus diesen Vorgängen den wichtigen Schluß, welchen die Erfahrung bestätigt, daß alles Kapital beständig zerstört und beständig wiedererzeugt wird, ja, daß ohne diese Zerstörung überhaupt keine Gütererzeugung möglich ist.

Ein besonders ergiebiges Jahr ist unserer Gemeinde bescheert worden. Der Viehstand hat sich ungewöhnlich vermehrt, der Erntesegen ist größer als je zuvor, alle Speicher und Scheunen sind zum Brechen mit Getreide, Obst und andern Erzeugnissen des landwirtschaftlichen Fleißes gefüllt. Jeder Familienvater findet, daß er, nach reichlichem Abzug von Allem, dessen er zu seinem und der Seinigen Lebensunterhalt bedarf, noch einen erklecklichen Ueberschuß besitzt, und um diesen nutzbar zu machen, beschließen die Gemeindemitglieder, ergiebige, auf ihrem eigenen Grund und Boden gelegene Lehmgruben, die bisher brach gelegen hatten, auszubeuten und daselbst auf gemeinschaftliche Kosten eine Ziegelei zu errichten, für deren Erzeugnisse sich in der nächsten Stadt ein vorteilhaftes Absatzgebiet vorfindet. Der Ueberschuß in den Scheunen wird zu guten Preisen an Händler verkauft, sachverständige Aufseher und Arbeiter werden verschrieben und bald ist das neue Unternehmen, an welchem jedes Gemeindemitglied nach Maßgabe seines Beitrages beteiligt ist, erfolgreich in Betrieb.

Hier sehen wir also mit einem Male eine neue Industrie entstehen, welche einer Anzahl Menschen lohnende Beschäftigung bietet. Die Möglichkeit ihres Entstehens aber verdankte diese neue Industrie allein dem Umstande, daß Kapital, d. h. ein hinreichender Vorrat freien Besitzes, vorhanden war, um sie in's Leben zu rufen. Und dieses Kapital war nur deshalb zu produktiven Zwecken verwendbar, weil die Besitzer desselben darauf verzichteten, es für sich selbst in erhöhtem Wohlleben zu verbrauchen. Sparsamkeit, Verzicht auf

den unmittelbaren eigenen Genuß ist der Grund, die Quelle des Kapitals in der modernen Gesellschaft und zugleich dessen stärkster sittlicher Rechtstitel für seine gebietende Stellung im gesamten materiellen Leben der Völker.

Wollte nun Jemand einwenden, das in der Ziegelei angelegte Kapital unserer Gemeinde wäre, wenn in Wohlleben verpraßt, ebenso den Arbeitern, wenn auch allerdings andern Arbeitern als den jetzt in der Ziegelei beschäftigten, zu gut gekommen, so antworte ich darauf mit dem schon von Mill und Andern aufgestellten Lehrsatze, daß die Nachfrage nach Luxusgegenständen keine Nachfrage nach Arbeit ist. Der Beweis für die Richtigkeit dieses scheinbar paradoxen Satzes ist nicht schwer zu erbringen.

Wenn die Gemeinde, anstatt mit ihrem Ersparten eine Ziegelei in Betrieb zu setzen, welche jahraus, jahrein die gleiche Anzahl Arbeiter beschäftigt, Zinsen auf das angelegte Kapital und einen guten Unternehmergewinn außerdem abwirft, vorgezogen hätte, sich dafür schöne, aber überflüssige Feierkleider (oder beliebige andere Luxusgegenstände zum eigenen Verbrauch) anzuschaffen, so wären die Ziegelbrenner, Aufseher u. s. w. ohne Arbeit — jedenfalls ohne *diese* Arbeit — geblieben. Dagegen hätten die Schneider, Weber, Spinner u. s. w. mehr Arbeit bekommen und, durch den plötzlichen größeren Bedarf veranlaßt, wahrscheinlich auch eine größere Anzahl von Gesellen angestellt, eine um ebensoviel größere Anzahl, wenn man will, als Ziegelbrenner, Aufseher u. dergl. nicht angestellt wurden.

Bis hierher haben Diejenigen Recht, welche be-

haupten, es sei für die Interessen der sogen. arbeitenden Klassen gleichgültig, ob die Nachfrage auf nützliche oder auf Luxusgegenstände gehe. Sobald aber die Luxusgegenstände einmal verbraucht sind und nicht ein neuer unerwarteter Kapitalzufluß von Außen es der Gemeinde ermöglicht, dieselben durch einen neuen Vorrat zu ersetzen, tritt Alles wieder in das alte Verhältnis, wie es vor jener günstigen Ernte bestanden hatte, zurück: die neugeworbenen Gesellen der Tuchmacher, Schneider u. s. w., für die es keine Feierkleider mehr anzufertigen giebt, verlieren die Arbeit wieder, für welche nunmehr der Bedarf aufgehört hat, und die Lehmgruben liegen nach wie vor ungenützt brach; der Ueberschuß an Kapital, den die Gemeinde, dank einer ungewöhnlich reichen Ernte, besessen hatte, ist ein- für allemal verbraucht, vom Erdboden verschwunden, so spurlos, als wäre er vom Feuer vertilgt worden. Dieser Ueberschuß, produktiv angelegt, hätte eine bestimmte Anzahl Arbeiter bis ans Ende der Tage ernährt; unproduktiv verbraucht, ernährt er die gleiche Anzahl Arbeiter nur solange, als die Arbeit des einmaligen Ersatzes der verbrauchten Luxusgegenstände dauert. Aus diesem Grunde unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß Verschwendung und Luxus die Interessen der Arbeiter immer und überall schädigen, während Sparsamkeit des Einzelnen wie der Gesamtheit sie fördert. Der zu Anlage- d. h. zu Arbeitszwecken verfügbare freie Besitz, das Kapital einer Nation, ist keine unbegrenzte Summe, sondern eine, vielleicht nicht ziffernmäßig auszudrückende, aber doch ganz bestimmte Größe, und was davon in bloßem Wohlleben

verpraßt wird, ohne wiedererzeugt zu werden, geht für alle andern Zwecke nicht bloß unwiederbringlich verloren, sondern läßt auch die Nation um alles Das ärmer zurück, was die Luxuserzeuger an Kapital für den eigenen Bedarf verbraucht haben.

Der Leser wird aus diesem Beispiel bereits einige wesentliche den Kapitalbegriff ergänzende Folgerungen gezogen haben. Man kann im Allgemeinen vier das Kapital betreffende Grundsätze oder Thesen aufstellen, die sich aus der Analyse des Begriffs ergeben und deren Verständnis einen wichtigen Schritt in die Klarheit bedeutet. Diese vier Thesen lauten:

1. Alles Kapital ist Ersparnis. Ohne Verzicht auf Selbstgenuß kann kein Kapital gebildet werden.

2. Alles Kapital wird beständig verbraucht und wiedererzeugt. Ohne Zerstörung von Kapital giebt es keine Gütererzeugung.

3. Das Kapital ist die notwendige Voraussetzung der Gütererzeugung. Man kann ohne einen neuen Kapitalzuschuß keine neue Industrie ins Leben rufen, wenn man nicht den schon bestehenden Betrieben Kapital entziehen will.

4. Alles produktiv angelegte Kapital kommt den Arbeitern notwendig zu gut, gleichviel, ob die Verfügung darüber in einer, oder in wenigen, oder in vielen tausenden von Händen liegt.

Die erste und zweite These: daß alles Kapital aus Ersparnis besteht, demungeachtet aber beständig verbraucht wird, bedarf vielleicht einer ausführlicheren Erklärung. Auf den ersten Blick ist es nicht einleuchtend, daß das, was Einer erspart hat, nun auch ver-

braucht wird und gleichwohl Ersparnis bleibt. Das charakteristische Merkmal der Ersparnis ist aber, daß sie nicht von dem Sparer selbst, sondern daß sie von einem Andern verbraucht wird. Der Verbrauch mag sogar augenblicklich stattfinden, muß aber von einem Andern, als dem Eigentümer des Sparobjekts geschehen, welcher sich desselben in der Zuversicht entäußert hat, den nämlichen Wert, plus Zinsen, von diesem Andern zurückzuempfangen. Der Sparer wird oft genug mit scheelen Augen angesehen, während der Verschwender vielfach als Wohlthäter gilt, der freigebig Andern das Seinige mitteilt, „lebt und leben läßt," wobei man aber die Hauptsache übersieht, daß nämlich derjenige, der sein Vermögen oder sein Einkommen in unproduktiven Genüssen vergeudet, nicht bloß sich selbst, sondern auch Andere schädigt; während der Sparsame, indem er sich selber nützt, zugleich seinen Mitmenschen Gutes erweist. Wie man auch über die moralischen Triebfedern eines Geizhalses urteilen möge, sein Bestreben, auf Kosten des Selbstgenusses möglichst große Reichtümer anzuhäufen, macht aus ihm, wirtschaftlich betrachtet, den Wohlthäter par excellence seiner Mitmenschen und wir erleben an diesem Beispiele die überraschende Thatsache, daß aus der egoistischsten Ursache die altruistischste Wirkung entspringt. Freilich soll darum Niemand zum Geizhals werden, denn Geiz ist immer das Merkmal einer gemeinen, Verschwendung dagegen manchmal sogar das Zeichen einer edleren Natur; aber gleichwohl gehört ein totales Verkennen des wirklichen ökonomischen Zusammenhangs dazu, wenn Ihering die Ansicht ausspricht, der auch Karl Jentsch beizupflichten

scheint, daß ein Beamter die Idee seines Berufes verletze, wenn er Geld spare, als ob Sparsamkeit etwas Schimpfliches, Verschwendung dagegen etwas Ehrenhaftes sei, während vielmehr in der entschiedenen Mehrzahl von Fällen genau das Umgekehrte die Wahrheit ist.

Jede Ersparnis also trägt zur Vermehrung des Lohnkapitals bei, eröffnet der menschlichen Thätigkeit ein weiteres Feld, vermag neuen Arbeitern Beschäftigung zu geben, oder die Lage der bereits vorhandenen zu verbessern. Die Kapitalbildung kann solange fortschreiten, bis die Grenze der Ergiebigkeit des Bodens erreicht ist und bis zu dieser Grenze kann mithin auch die Gütererzeugung gesteigert werden. Niemals der Mangel an Konsumenten, sondern immer und überall nur der Mangel an Produzenten und an produktiver Kraft bildet die Grenze, an der die „Wealth"-Erzeugung Halt zu machen hat. Darum ist es vollständig verkehrt, wenn man, wie neuere Sozialreformer vorschlagen, durch Vermehrung des Konsums die wirtschaftlichen Mißstände beseitigen will. Das heißt in Wahrheit, den Gaul beim Schwanze aufzäumen. Man kann nicht mehr konsumiren, als man produzirt hat. Mehr produziren heißt aber, mehr oder bessere Arbeiter anstellen, mehr Rohstoffe und Werkzeuge zur Verfügung haben. Dieses wieder erfordert eine größere Kapitalanhäufung. Da nun Kapital nur durch Sparen entstehen kann, ist Sparsamkeit und nicht Ausgiebigkeit, Einschränkung und nicht Vermehrung des Konsums die notwendige Voraussetzung erhöhter Produktivität, mithin auch gesteigerter Verbrauchfähigkeit der Einzelnen wie der Nationen.

Dritte These. Kapital ist die notwendige Voraussetzung der Gütererzeugung. Ohne neues Kapital kann man keine neue Industrie ins Leben rufen, wenn man nicht den schon bestehenden Betrieben Kapital entziehen will. Jeder, der ein neues Unternehmen zu gründen beabsichtigt, weiß dieses. Er braucht Kapital dazu und muß sich dasselbe entweder von auswärts beschaffen, oder es aus einer schon vorhandenen Anlage entnehmen. In keinem Lande können daher mehr Güter erzeugt werden, als Kapital darin vorhanden ist. Eine offenkundige Wahrheit, die gleichwohl beständig ignorirt wird! Man belegt ausländische Erzeugnisse mit Prohibitivzöllen, damit ähnliche Erzeugnisse im eigenen Lande hergestellt werden sollen. Schreitet nun die Kapitalbildung im Lande selbst rasch genug vorwärts, so daß die neue Industrie mittelst des neuen Ueberschusses erhalten werden kann, so wird damit neue Arbeitsgelegenheit geschaffen und die Maßregel erweist sich als vernünftig, vorausgesetzt freilich, daß der neue Ueberschuß nicht eine gleich vorteilhafte oder vorteilhaftere Verwendung in der Ausdehnung der alten Betriebe gefunden hätte. Entspricht dagegen die Kapitalbildung den Bedürfnissen der neuen Industrie nicht, oder nicht völlig, so schädigt pro tanto der Prohibitivzoll die Interessen der Arbeiter; nicht ihnen hat man, wie behauptet wird, einen Dienst erwiesen, sondern nur einigen Unternehmern Gelegenheit geboten, sich auf Kosten älterer Industrien zu bereichern. Die Arbeitskräfte, denen man Beschäftigung verschafft hat, finden ihr Korrelat in den Arbeitskräften, denen man Beschäftigung entzogen hat: jene erglänzen in statistischen Tabellen, diese erglänzen darin nicht. Man ersieht schon aus diesem Beispiel, daß die Frage, ob Schutzzoll oder Freihandel, eine außerordentlich verwickelte und prinzipiell vielleicht gar nicht zu entscheiden ist.

Die vierte These lautet: Alles produktiv angelegte Kapital muß den Arbeitern notwendig zu gut kommen, gleichviel, ob die Verfügung darüber in einer, oder in wenigen, oder in vielen tausenden von Händen liegt. Da alles Kapital, um seinem Besitzer einen Gewinn, oder eine Rente, abzuwerfen, verbraucht und wiedererzeugt werden muß und dieser Prozeß nur Kraft der Thätigkeit von Arbeitern von Statten gehen kann, ist es für die Interessen der letzteren gleichgiltig, ob die Zahl der Kapitalbesitzer groß oder klein ist. Was den Kapitalisten ausmacht, ist nicht notwendig der Besitz eines bestimmten Vorrats von Rohstoffen, Werkzeugen und Unterhaltsmitteln — obwohl es allerdings auch eine große Anzahl solcher Kapitalisten giebt — sondern das Anrecht auf eine gewisse Menge des allgemeinen Kapitals. Der Besitzer von Anteilscheinen an einem industriellen Unternehmen, von Hypotheken, Staats- oder Eisenbahnschuldscheinen (Bonds, Obligationen) und andern ähnlichen Titeln hat sein Anrecht auf eine bestimmte Menge des allgemeinen Besitzes auf die Arbeiter dieses oder jenes Betriebes übertragen, die mit den Gütern, welche ihnen jenes Anrecht verschafft hat, wirtschaften; für sie ist es daher ganz einerlei, ob die betreffenden Anteilscheine, Hypotheken oder Schuldverschreibungen einem, oder mehreren, oder tausend Inhabern zu eigen sind.

Karl Jentsch (Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft) erörtert nun die Frage, ob es nötig sei, daß sich große Massen von Produktionsmitteln im Besitz einer Minderheit anhäufen und daß die Mehrheit des Volkes aus besitzlosen Lohnarbeitern bestehe. Dieses sei die eigentlich brennende Frage. Karl Marx verstehe unter dem Worte Kapital bloß diese Form des Kapitals: Das Verhältnis, daß sich die Arbeitsmittel im Besitz einer Minderheit befinden, die Mehrheit des Volkes demnach gezwungen sei, bei jenen um Lohn zu arbeiten und sich die Arbeitsbedingungen von ihnen vorschreiben zu lassen, weil sie ohne deren Erlaubnis überhaupt nicht arbeiten, sich also ihren Lebensunterhalt nicht erwerben können. Hierauf ist Folgendes zu erwidern.

Daß die Produktionsmittel einer Minderheit gehören und daß die Mehrheit des Volkes aus besitzlosen Lohnarbeitern bestehe, ist zum Zwecke der Gütererzeugung durchaus nicht notwendig. Auch die größten, ungeheuere Kapitalien erfordernden Unternehmungen können und werden thatsächlich in vielen Fällen mit den Ersparnissen einer Unmenge kleiner und kleinster Kapitalisten ins Werk gesetzt: ich erinnere nur an das verunglückte Unternehmen der Durchstechung des Isthmus von Panamá, woran unzählige kleine französische Kapitalisten beteiligt waren; dann an die großen Dampfer-, Eisenbahn- und Transportgesellschaften in Europa und den Vereinigten Staaten; an viele Banken, Sparbanken, Versicherungsgesellschaften u. dergl. Die Produktivität einer Nation brauchte darum durchaus keine geringere zu werden, weil die Mehrzahl ihrer

Angehörigen zugleich Arbeiter und Kapitalisten wäre. — Handelt es sich aber um die Frage, ob die Anhäufung des Kapitals in den Händen einer Minderheit eine in der menschlichen Natur begründete Notwendigkeit an sich, eine historische Notwendigkeit war und ist, muß dieselbe unbedingt bejaht werden. Die Unterschiede in der Befähigung der Einzelnen führen notwendig zu Unterschieden in den Besitzverhältnissen: die Klugen, Starken, Anstelligen, Fleißigen und Vorsichtigen gelangen zu Wohlstand oder Reichtum; die Schwachen, Dummen, Ungeschickten, Trägen oder Leichtsinnigen bleiben zurück, oder gehen zu Grunde. Es ist ein großes Glück für die Menschheit, daß jene und nicht diese die Verfügung über die Arbeitsmittel besitzen; und es giebt daher auch keinen einzigen vernünftigen Grund, ein anderes Verhältnis, das nur zum Unheil der Menschheit ausschlagen könnte, herbeizuwünschen. Daß es Lohnarbeiter gebe, ist mithin nicht zu vermeiden, und wenn man recht zusieht, ist beinahe Jeder ein solcher, oder ist wenigstens lange Zeit ein solcher gewesen. Daß die Minderheit der Mehrheit die Arbeitsbedingungen vorschreiben könne, trifft in einzelnen konkreten Fällen allerdings zu, ist aber im Großen und Ganzen eine Marx'sche Erfindung. Nicht die Minderheit bestimmt die Höhe des Lohns, sondern der Stand des Arbeitsmarktes, d. h. das Angebot von Arbeitskräften und die Nachfrage nach denselben: diese wird durch die Menge des vorhandenen Kapitals, jenes durch die größere oder geringere Menge der Arbeitsuchenden bestimmt. Je mehr angehäuftes Kapital vorhanden ist, desto stärker wird die Nachfrage nach Ar-

beitskräften, je mehr Arbeitskräfte vorhanden sind, desto stärker das Angebot derselben sein. Wo Hungerlöhne bezahlt werden, beweist dieses nur, daß das Angebot von Arbeitskräften die Nachfrage übersteigt; nicht, daß die Minderheit der Mehrheit die Arbeitsbedingungen vorschreiben kann. An diesen Verhältnissen werden alle Utopien unserer modernen Sozialreformer, Sozialdemokraten, Kommunisten u. s. w. nichts ändern und wenn es ihnen auch gelänge, die wirtschaftliche Organisation der heutigen Gesellschaft für den Augenblick zu beseitigen, so würden darum doch die wirtschaftlichen Kräfte die nämlichen bleiben wie früher und sehr bald zum Einlenken zwingen in die verlassenen Bahnen der historischen, in der Natur des Menschen begründeten und allein ihr angemessenen Entwickelung.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu unserer These zurück.

Nicht alles so benannte Kapital, das seinem Besitzer ein Einkommen abwirft, ist zugleich auch produktiv angelegt; aber ob Dieses der Fall sei oder nicht, ist für die Arbeiter keineswegs gleichgültig. Letzterer Fall tritt ein, wenn das ursprüngliche Kapital von dem Nutznießer desselben unproduktiv verwendet, d. h. ohne Ersatz zerstört wurde und nun der Kapitalist sein Einkommen nicht mehr aus dem von ihm vorgestreckten Fond, sondern aus irgend einer andern Quelle bezieht. Einige Beispiele werden dieses Verhältnis noch deutlicher machen.

Erstes Beispiel: A verleiht sein Vermögen von 100.000 Mark an B, einen Industriellen, der dasselbe in seinem Geschäfte anlegt und es darin mit

Nutzen verwendet, indem er Rohstoffe und Werkzeuge anschafft, Arbeiter bezahlt u. s. w. B giebt dem A als Entschädigung für die Nutznießung des Kapitals jedes Jahr 5000 Mark an Zinsen; der Unterschied zwischen dieser Summe und dem Nettoertrag des Geschäfts bildet den Unternehmergewinn B's. In dieser Weise verwendet, bleiben A's 100.000 Mark Kapital so gut als ob sie B gehörten; sie sind produktiv angelegt und können eine bestimmte Anzahl Arbeiter in Perpetuität unterhalten.

Zweites Beispiel: A leiht 100.000 Mark nicht dem Industriellen B, sondern dem Grundbesitzer C. Dieser verwendet das Darlehen zu landwirtschaftlichen Verbesserungen, Aufforstung, Drainage, Düngung u. dergl. Das Kapital ist nun zwar verbraucht, die Ertragsfähigkeit des Gutes aber entsprechend vergrößert worden. C zahlt ohne Schwierigkeit nicht bloß die vereinbarten jährlichen Zinsen auf die Hypothek, sondern behält sogar genug Mehrertrag in Händen, um nach einer Reihe von Jahren das ganze Darlehen zurückzuerstatten. Das Gesamtvermögen ist daher durch den Verbrauch von A's 100.000 Mark nicht geschmälert, sondern vermehrt worden.

Drittes Beispiel: Der Grundbesitzer C verwendet A's 100.000 Mark nicht auf Verbesserungen zur Erhöhung der Ertragsfähigkeit des Gutes, sondern zur Tilgung einer früheren Hypothek von 100.000 Mark, die auf demselben lastete. Die Zinsen, die der frühere Hypothekengläubiger D empfing, bezieht jetzt A an seiner Statt und die Entscheidung der Frage, ob dessen 100.000 Mark produktiv oder unproduktiv angelegt

sind, hängt von der Verwendung ab, die D davon machen wird.

Viertes Beispiel: C ist ein Verschwender und bringt die 100.000 Mark A's in Wohlleben durch. A ist so reich wie zuvor; zwar sind seine 100.000 Mark vergeudet; aber er hat dafür eine Hypothek auf C's Landgut, die er jederzeit um die nämliche Summe veräußern kann. C dagegen ist um 100.000 Mark ärmer als vorher und ebenso die Gesamtheit. A bezieht sein Einkommen nach wie vor, aber aus einer andern Quelle als seinem eigenen Kapital, nämlich aus C's sonstigen Einkünften. Der Verlust fällt nicht auf A, da ihm C's Landgut für das Darlehen haftet, sondern auf C; dessen Verlust aber ist gering anzuschlagen dem Schaden gegenüber, welcher der Gesamtheit erwächst, weil bloß die Zinsen zum Verbrauch des Eigentümers bestimmt waren, das Kapital selbst aber für alle Zukunft einer entsprechenden Anzahl Arbeiter zum Unterhalt gedient hätte.

Fünftes Beispiel: A leiht seine 100.000 Mark dem Staate. Die Frage ist nun, was der Staat damit anfängt. Baut er Eisenbahnen, Chausseen und Kanäle, so wird die Ausgabe bald hereingebracht, das Nationalvermögen nicht vermindert, sondern vermehrt werden. Führt dagegen der Staat Krieg mit A's Kapital, oder baut Festungen, oder kauft Krupp'sche Kanonen, oder vergrößert die Civilliste, dann tritt das nämliche Verhältnis ein, wie in dem Beispiele vom verschwenderischen Gutsbesitzer. A, der seine 100.000 Mark nunmehr in Staatspapieren angelegt hat, bezieht sein Einkommen nicht mehr aus seinem eigenen Kapital,

sondern aus dem Kapital anderer Leute, nämlich der Nation im Ganzen, welche die Regierung zu diesem Zwecke besteuert. Seine Staatspapiere zwar kann er verkaufen; dann empfängt er jedoch nicht sein eigenes Kapital zurück, sondern irgend ein Anderer tritt als Gläubiger des Staates an seine Stelle. Die Gesamtheit aber ist um 100.000 Mark ärmer geworden.

Hier ist nun vermutlich der Grund zu suchen, warum einige Nationalökonomen den Staat mit zum Kapital gerechnet haben. Das durch eine Anleihe aufgebrachte Kapital, das eine Regierung produktiv verwendet, indem sie zum Beispiel öffentlichen Zwecken dienende Gebäude aufführt, Landstraßen und Kanäle baut u. s. w., bleibt ohne Zweifel Kapital, das auf diese oder jene Weise der Nation zu gut kommt; errichtet und unterhält ferner die Regierung Schulen und Universitäten, läßt Sümpfe trockenlegen, Wälder ausroden oder anpflanzen und andere ähnliche gemeinnützige Arbeiten ausführen, so werden zwar sämtliche auf all' diese Dinge verwendeten Kapitalien verbraucht, dafür aber neue Rentenquellen geschaffen, die den Nationalreichtum vermehren. — Die Einrichtungen sodann, welche den staatlichen Organismus bilden und zu seinem Fortbestande unentbehrlich sind, schaffen überhaupt erst die Möglichkeit eines geordneten und gesicherten Wirtschaftslebens, gewährleisten erst einem Jeden die ungehinderte Bethätigung seiner Kräfte und den ruhigen Genuß der Früchte seines Fleißes. Wenn Jeder sich selbst schützen müßte, wenn kein industrielles Unternehmen ins Werk gesetzt werden könnte, ohne daß ein Trupp Trabanten zum Schutze desselben angeworben

und unterhalten würde, wäre eine Produktion, wie die heutige, wären überhaupt unsere modernen Verhältnisse undenkbar. Daher ist der staatliche Organismus ohne Zweifel eine unerläßliche Voraussetzung der industriellen Entwickelung, allein ihn darum mit zum Kapital zu rechnen, ist ebensowenig gerechtfertigt, als wenn man Luft, Licht und Raum zum Kapital rechnen wollte, die noch notwendigere Voraussetzungen unseres Daseins sind, als die staatliche Rechtsordnung.

Diejenigen Einkünfte, welche unter die im vierten und fünften Beispiel aufgeführten Kategorien fallen, sind für die Empfänger allerdings Zinsen, da aber das Kapital, dem sie ihren Ursprung verdanken, unproduktiv angelegt, d. h. zerstört wurde, müssen sie aus dem Ertrag von Anderer Arbeit bezahlt werden und bilden daher eine besondere Belastung des Lohnfonds, die überall, wo es große stehende Heere, Flotten, einen zahlreichen Beamtenstand u. s. w. zu unterhalten giebt, einen sehr beträchtlichen Teil des Nationaleinkommens vorwegnimmt.

Diese verschiedenen Quellen und Arten des Einkommens haben nun besonders einige deutsche Nationalökonomen veranlaßt, den Kapitalbegriff in eine Anzahl verschiedener, mehr oder weniger willkürlich statuirten Kategorien zu zerlegen, Land und Monopole, sowie monopolähnliche Werte und Nutzungen, bald zum Kapital zu rechnen, bald nicht; immaterielle Güter, wie Fähigkeiten und Kenntnisse, Rechtseinrichtungen, wie den Staat, Imponderabilien, wie die Tugend, zu Kapital zu potenziren; und außerdem noch ein besonderes Geldkapital anzunehmen, das, wie wir gesehen haben,

gar nicht vorhanden ist: kurzum, den Kapitalbegriff dergestalt zu verwirren, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sogar ziemlich kluge Leute den Kopf darüber verloren haben. Als Produktivkapital und als Erwerbskapital, als naturale Kapitalgüter und als Kapitalbesitz hat man verschiedene Unterabteilungen des Kapitalbegriffs statuirt, in denen Alles und Jedes, was im Stande war, seinem Besitzer eine Rente oder ein Einkommen abzuwerfen, als eine Spezies des Genus Kapital rubrizirt wurde. Wir haben gesehen, wie willkürlich solche Einteilungen sind und wie es derselben gar nicht bedarf, um eine deutliche und durchaus genügende Vorstellung des Kapitalbegriffs zu gewinnen. Es ist indessen nicht meine Absicht, hier eine weitere Widerlegung dieser hauptsächlich durch Wagner und Rodbertus vertretenen Anschauungen zu unternehmen oder eine andere Art von Kritik daran zu üben, als diejenige ist, welche sich im Geiste des Lesers aus meiner Bearbeitung des Gegenstandes von selber ergeben mußte. —

In seinem anziehenden und lehrreichen Buche „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft“ untersucht auch Karl Jentsch den Kapitalbegriff in einem ausführlichen Kapitel und weist darin auf die Verwirrung hin, welche die Versuche seiner Vorgänger, den Kapitalbegriff zu bestimmen und zu umgrenzen, in den Köpfen angestiftet haben. Allein auch dieser geistvolle Schriftsteller ist in Ansichten vom Wesen und von der Wirkung des Kapitals befangen, die nach unserer Auffassung nicht anders denn als vielfach irrtümlich und irreführend, ja geradezu als schädlich be-

zeichnet werden müssen. Wenn Jentsch z. B. sagt, die Geldform des Kapitals oder das Geldkapital sei an sich nicht notwendig für die Produktion, wohl aber in einer Tauschgesellschaft, wie die unsere ist, unentbehrlich, so glaube ich, gerade für die moderne Tauschgesellschaft — der Name thut nichts zur Sache, bedeutet aber schon, daß es sich hier um den Austausch von Gütern oder Leistungen für andere Güter oder Leistungen handelt — das Gegenteil bewiesen zu haben. „In unserer Tauschgesellschaft“, sagt Jentsch, „genügt für gewöhnlich der Wille des Unternehmers nicht. Er bedarf des Geldes; die Werkzeuge und Materialien, die er braucht, befinden sich im Besitze zahlreicher verschiedenen Eigentümer, und die Arbeiter sind persönlich frei; die ersten muß er kaufen, die zweiten dingen. Hat er Geld in hinreichender Menge, dann vermag er alle Besitzer jener Sachen und so viele Arbeiter, als er braucht, herbeizulocken. Es ist daher heutzutage auch notwendig, daß sich große Geldkapitalien aufgehäuft finden, mögen diese nun einer verhältnismäßig kleinen Zahl großer Eigentümer, oder in winzigen Anteilen, als Sparpfennige, vielen kleinen Rentnern, gehören.“ Zu dieser angeblichen „Notwendigkeit“ großer „Geldkapitalien“ ist nun Folgendes zu bemerken. Das Geld an sich ist durchaus keine notwendige Voraussetzung der Produktion, nur das Kapital ist es, nämlich Rohstoffe, Werkzeuge und Unterhaltsmittel. Diese verschafft sich der Unternehmer im kontinentalen Europa allerdings vielfach durch Geld (doch kann er auch das Geld nur dadurch erhalten, daß er es gegen andere von ihm in Tausch gegebene

Werte einwechselt); in England, Nordamerika, Australien dagegen verschafft er sie sich durch Checks. Ebensogut also, wie man von „notwendigem“ Geldkapital redet, könnte man auch von „notwendigem“ Checkkapital sprechen, was natürlich in der hier verstandenen Bedeutung Unsinn wäre. Geld verleiht, wie wir gesehen haben, ein Anrecht auf den Besitz der Allgemeinheit, aber ein Check, für welchen der Gegenwert irgendwo vorhanden ist, thut Dieses ebensogut. Geld ist nicht dieser Besitz selbst, sondern nur ein für bestimmte Zwecke davon abgesonderter, ganz minimaler Teil desselben, der für sich allein gar keine Bedürfnisse befriedigen kann. Große Geldkapitalien finden sich nirgends aufgehäuft; in einzelnen Landesbanken mögen sehr große Summen von Baargeld liegen, aber im Vergleich mit den ungeheueren Werten, die die Produktion täglich verschlingt, spielen die in wirklichem Umlauf befindlichen Geldbeträge, die höchstens als Tauschmarken dienen können, eine ganz untergeordnete Rolle. In Deutschland mit seinen 52 Millionen Einwohnern kostet der durchschnittliche tägliche Unterhalt der ganzen Bevölkerung gewiß nicht weniger als 100 Millionen Mark, was sagen will, daß in Deutschland täglich für mindestens 100 Millionen Mark Güter oder Werte erzeugt werden müssen, nur damit die Nation überhaupt am Leben und in Gesundheit erhalten bleibe. Das beträgt im Jahre die kolossale Summe von 36.500 Millionen Mark, eine Summe, der gegenüber der effektive Geldumlauf des Reiches kaum in die Wagschale fällt, die aber wahrscheinlich noch zu niedrig gegriffen ist. Im Newyorker Clearing-

house werden tägliche Werte von nahe an hundert Millionen Dollars, d. i. 400 Millionen Mark, umgesetzt, oder eigentlich gegen einander ausgeglichen; der Baargeldumsatz beläuft sich dabei auf einige hunderttausend Dollars zur Ausgleichung der Saldi, die man übrigens ebensogut von einem Tag auf den andern vortragen könnte, da sich der Ausgleich zwischen den einzelnen Banken ohnehin nach einigen Tagen immer wieder von selbst vollziehen würde. — Es ist nicht richtig, daß, wie Jentsch meint, die Sparpfennige kleiner Rentner — Kapitalien also, die Zinsen abwerfen, denn sonst wären es nicht die Ersparnisse von „Rentnern" — es ist nicht richtig, daß diese Sparpfennige als Baargeld aufbewahrt werden. Die Sparkassen und ähnliche Institute könnten weder Zinsen zahlen, noch selbst überhaupt bestehen, wenn sie die Depositen ihrer Kundschaft nicht produktiv anlegten. Sie können keinen großen Baarvorrat halten; ja, sie würden ihren Daseinszweck durchaus verfehlen, wenn sie dieses versuchten. Erspartes Geld *als solches* trägt keine Zinsen, solang es nicht zum Zweck der Gütererzeugung oder der Bodenverbesserung in Kapital umgewandelt worden ist.

„Die vielumstrittene Frage", heißt es bei dem gleichen Schriftsteller weiter, „ob das Kapital durch Sparen entstehe, beantwortet der eben genannte Nationalökonom (Rodbertus) mit einem entschiedenen: Nein! Wir unterscheiden: Versteht man unter Kapital die Gesamtheit der Arbeitswerkzeuge, so können die natürlicherweise niemals durch Sparen entstehen, sondern immer nur durch Arbeit. Alles Sparen bringt doch

keinen Pflug zustande: *gemacht* muß er werden. Aber bildet nicht vielleicht das Sparen eine Vorbedingung für das Machen? Mit Sparen ist doch wohl gemeint, sich des Genusses enthalten. Diese Enthaltung kann im Anfange der Produktion, in der vorhistorischen Zeit, eine gewisse Rolle gespielt haben; wenn alle Urmenschen so gefräßig gewesen wären wie manche Indianerstämme, die jede zum Geschenk erhaltene Milchkuh sofort schlachten und auffressen, würden sie es niemals zu einer Viehheerde gebracht haben. Es mag wohl früher manchmal vorgekommen sein, daß sich Bauern nach einer schlechten Ernte nicht sattessen konnten, wenn sie das Saatgetreide übrig behalten wollten. Heute, wo alle Landwirte der Welt darüber klagen, daß sie ihren Weizen und Roggen nicht los werden, kann von dieser Art Sparen keine Rede mehr sein. Freilich, zur *Anschaffung* eines Pfluges, einer Maschine, eines teueren Zuchttieres muß der Bauer, der nicht reich ist, sparen; wenn er das zur Bezahlung dieser Produktionsmittel erforderliche Geld vertrinkt, kann er sie nicht bezahlen. Aber nicht zur *Hervorbringung* dieser Dinge muß er sparen — sie werden ohne sein Zuthun hervorgebracht und sind schon vorhanden —, sondern nur zu ihrer Ueberführung in seine Wirtschaft. Ein ganzes Volk von Säufern und Spielern würde allerdings kein Kapital erwerben können, aber nicht deswegen, weil solche Leute nicht sparen, sondern nur deswegen, weil sie nicht arbeiten. Smith, der die Ansicht, daß das Kapital durch Sparen entstehe, zuerst ausgesprochen hat, meinte das doch anders, als es heute gewöhnlich verstanden wird. Im 3. Ka-

pitel des 2. Buches seines „Wealth of Nations" schreibt er: ‚Was jährlich gespart wird, das wird ebenso verzehrt, wie das, was man ausgiebt, und zwar fast zur selben Zeit, aber es wird von einer andern Menschenklasse verzehrt. Der Teil seines Einkommens, den ein reicher Mann ausgiebt, wird meistens von Bedienten und müßigen Gästen verzehrt, die keinen Ersatz für das Verzehrte zurücklassen. Der gesparte Teil wird zwar fast in derselben Zeit und ganz in derselben Weise verzehrt, nämlich mit Essen, Trinken, Kleider anschaffen u. s. w., aber von Arbeitern,' die das Verzehrte nicht allein durch ihr Produkt ersetzen, sondern noch einen Ueberschuß erzeugen, der sowohl das Nationalkapital wie das Kapital des Unternehmers vermehrt. Mit dem zur Kapitalbildung erforderlichen Sparen meint also Smith keineswegs, daß sich der Reiche nicht satteſſen oder auf persönliche Genüsse verzichten soll, sondern nur, daß er mit dem, was er nicht für seine Person braucht, statt müßigen Volkes Arbeiter bezahlen soll. Und das ist richtig.*) Eine aristokratische Gesellschaft, die viele tausend müßige Leute füttert, um mit ihnen Staat zu machen, trägt zur Kapitalbildung nichts bei, ja, sie hindert das Wachstum des Nationalvermögens, aber nicht dadurch, daß die Güter verbraucht, nicht gespart werden — Nahrungs- und Genußmittel haben ja gar keine andere Bestimmung, als verbraucht zu werden —, sondern dadurch, daß die Verbrauchenden nicht produktiv

*) Diesen Satz habe ich, nicht Herr Jentsch, gesperrt drucken lassen.

arbeiten. Also mit Sparen in Smith's Sinne ist weiter nichts gemeint, als seine Leute arbeiten lassen."

Ich habe es für notwendig erachtet, diese ganze Stelle hierherzusetzen, um die darin entwickelten Anschauungen, die ich für irrig halte, der Reihe nach zu untersuchen. Allerdings bringt alles Sparen der Welt keinen Pflug zustande, gemacht muß er werden; aber damit er gemacht werden könne, ist es notwendig, daß irgend Jemand dem Pflugschmied die Unterhaltsmittel vorstrecke, deren er zu seinem eigenen Lebensunterhalt während der Arbeit des Pflugschmiedens bedarf. Dieser Jemand kann der Pflugschmied selbst sein; er mag Unterhaltsmittel in genügender Menge vorrätig haben, um bis zum Verkauf des fertigen Pfluges oder länger auf Bezahlung warten zu können; dann hat eben der Pflugschmied selbst gespart, hat auf eigenen Verbrauch verzichtet, ist sein eigener Kapitalist und Arbeiter in einer Person gewesen. Daß also derjenige Teil des Kapitals, den die Werkzeuge bilden, ebensogut Ersparnis voraussetzt, wie jeder andere Teil, ist ganz unbestreitbar, und die Sache wird noch viel einleuchtender, wenn man statt des einfachen Pfluges andere, komplizirtere Werkzeuge und Maschinen, Schiffe, Eisenbahnen und dergl. betrachtet, deren Herstellung sogar ungeheuere Mengen früherer, oder auch nahezu gleichzeitiger, jedenfalls aber verfügbarer „Wealth"-Ersparnis erfordert. — Daß die Bauern sich nach einer schlechten Ernte nicht satteſſen können, wenn sie für das kommende Jahr genug Saatgetreide übrig behalten wollen, geschieht auch heutzutage noch manchmal, wenn auch alle Landwirte der Erde darüber

klagen, daß sie ihren Weizen und Roggen nicht los werden, was aber genauer gesprochen nur besagen soll, daß sie ihn zu niedrigen Preisen auf den Markt bringen müssen. Nur daß heute der Bauer sich darauf verläßt, daß er Saatgetreide jederzeit haben kann und deshalb keines selbst aufzuspeichern braucht; wenn er dagegen nicht genug Werte erzeugt, um sich Saatkorn zu verschaffen, muß er trotz billiger Preise auch heute noch darben. Es fehlt ihm an Konsumkraft, weil es ihm oder seinem Acker an Produktivkraft gefehlt hat, nicht weil Andere jetzt weniger konsumiren als früher. Es ist wahr, wenn der Bauer einen Pflug, eine Maschine, eine Kuh haben will, muß er sparen, nicht um sie hervorzubringen, sondern um sie in seine Wirtschaft überzuführen, denn sie waren schon da, ehe der Bauer gespart hatte: aber das ändert an der Thatsache nichts, daß Pflug, Maschine und Kuh nicht hervorgebracht worden wären, wenn nicht irgend Jemand irgendwo in der Welt genug gespart gehabt hätte, um sie hervorzubringen. Sobald der Bauer sein Erspartes hingiebt für den Pflug, die Maschine, oder die Kuh, empfängt zunächst der Unternehmer, dann der Kapitalist, oder wer immer inzwischen als Eigentümer an seine Stelle getreten ist, den ursprünglichen Vorschuß zurück: natürlich nicht den nämlichen Vorschuß, den der Kapitalist dem Pflugschmied, dem Mechanikus, dem Viehzüchter gemacht hatte, sondern den nämlichen Betrag, den nämlichen Anspruch auf „Wealth", den er nunmehr neuerdings produktiv verwerten kann und der nichts anderes ist, als eben die Ersparnis des Bauern. — Auch ein Volk von Säufern und Spielern, das

blos arbeitete, aber nicht sparte, würde kein Kapital erwerben können, denn es würde alles, was es erzeugte, zur Befriedigung seiner Trink- und Spielleidenschaft vergeuden. — Jentsch muß selber einräumen, daß Adam Smith's Erklärung der Kapitalbildung richtig sei; demungeachtet sagt er, mit Sparen in Smith's Sinne sei nichts Anderes gemeint, als seine Leute arbeiten lassen. Aber damit kommen wir doch wieder auf meine eigene Ansicht zurück, daß Sparen und Verzicht auf den eigenen Genuß dasselbe sind, denn hätte der Reiche mit seinem Reichtum nur sich selbst, oder sich selbst und eine Anzahl müßiger Menschen gefüttert, so hätte er nichts sparen und folglich auch nicht, oder nicht produktiv, arbeiten lassen können. Darauf kommt es an und Mill hat deshalb auch vollständig recht, wenn er lehrt, ob Etwas Kapital sei oder nicht, hänge vom Willen des Besitzers ab. Das Beispiel von der Heugabel, das Jentsch (a. a. O. S. 158) heranzieht, um diese Ansicht zu widerlegen, ist nicht zutreffend; zwar kann die Heugabel nur im Produktionsprozesse verwendet werden, sie ist also unabhängig vom Willen des Besitzers ein Stück Kapital; wenn aber nicht Jemand Unterhaltsmittel vorgestreckt hätte, um Heugabeln zu machen (und um den Willen dieses Jemands handelt es sich allein), so gäbe es keine Heugabeln auf der Welt. Der jetzige Eigentümer kann freilich seine Heugabel nicht mehr in ein anderes Stück Kapital verwandeln, aber wenn er dieselbe nicht angeschafft hätte, sondern etwas Anderes an ihrer Stelle, bewirkte er, daß im nächsten Jahre weniger Heugabeln und mehr von jenem Andern erzeugt wurden. Natürlich

ist dieses Beispiel cum grano salis zu verstehen: ich behaupte nicht, daß die Nachfrage nach einer Heugabel mehr oder weniger die Erzeugung von Heugabeln überhaupt beeinflusse.

Karl Jentsch fährt nun fort: „Versteht man dagegen unter Kapital den Kapitalbesitz, so entsteht dieser allerdings mitunter durch Sparen. Insbesondere sind alle Kleinkapitalisten Sparer. Das Kapital schaffen sie dadurch nicht, sie bringen blos einen Teil davon in ihre Gewalt, sie bewirken eine Besitzverschiebung." (Danach wären die kleinen Kapitalisten also sämtlich Räuber, Diebe, oder Spieler, denn anders ist die Sache nicht zu erklären. Wie könnten sie sonst, wenn sie es nicht schaffen, das Kapital in ihre Gewalt bringen?) „Wer ein Wertpapier von tausend Mark kauft, der erwirbt dadurch den Anspruch auf Güter im Betrage von tausend Mark. Er schafft kein einziges davon, sondern er setzt sich nur in den Stand, eine gewisse Gütermasse, wenn es ihm beliebt, zu kaufen, die dann natürlich kein Anderer bekommen kann. Für die Bildung der Großkapitalien dagegen kommt das Sparen gar nicht in Betracht, wenn man nicht schon den Verzicht auf unsinnige Verschwendung sparen nennen will." (Warum sollte man dieses denn nicht thun? Jeder Verzicht auf Selbstgenuß ist Ersparnis, ob derselbe in einer Beschränkung auf das Notwendigste oder lediglich in vermindertem Luxuskonsum besteht.) „Bei der ungeheueren Größe der Summen, die unsere heutigen Großkapitalisten alljährlich gewinnbringend umsetzen, ist es ziemlich gleichgiltig, ob einer zehntausend Mark weniger auf seinen Haushalt oder sein Vergnügen

ausgiebt (?). Der Stamm dieser Großkapitalien ist zum Teil, namentlich in England, durch Raub (Landraub, an einheimischen Bauern verübt, Plünderung unterjochter Kolonialbevölkerungen, Sklavenausbeutung, grausame Ausbeutung hülfloser freier Arbeiter u. s. w.) zusammengebracht worden und wird weit mehr durch Spekulationen, die oft wahre Plünderungszüge sind, als durch Sparen vergrößert."

Auch dieser hier ausführlich mitgeteilte Passus ist dem in dieser Arbeit vertretenen wirtschaftlichen Standpunkte entgegengesetzt, ich hoffe aber, den Leser zu überzeugen, daß die von unserem Autor verfochtene Ansicht auf Irrtum beruht. — Zuerst: Auf welche Weise bekommen die kleinen Kapitalisten, welche Sparer sind, einen Teil des Kapitals in ihre Gewalt, wenn sie es nicht schaffen? Wie bewirken sie diese „bloße Besitzverschiebung?" Wenn ich tausend Mark gespart habe und mir nunmehr ein Wertpapier dafür kaufe, woher kommen mir diese tausend Mark? Aus Ihrem Einkommen natürlich, mein werter Herr, wird mir unser Autor antworten, denn sie sind Ihnen nicht vom Himmel in den Schoos gefallen. Gut. Woher beziehe ich aber mein Einkommen? Aus Ihren Wertpapieren, versteht sich, aus Ihrem Kapital, aus aufgespeicherter oder „geronnener" Arbeit, oder aus Arbeit, welche jetzt Andere mit Ihrem Gelde verrichten, indem sie Werte produziren. Auch gut. Wenn also mein Einkommen aus dem Ertrage von Anderer Arbeit besteht, die mit meinem Kapital wirtschaften, so muß doch, wenn ich tausend Mark von diesem Ertrage spare, der Gütervorrat um den Wert von tausend Mark

größer sein, als wenn ich diese tausend nebst den übrigen vier- oder fünftausend Mark meines Einkommens zu meinem und meiner Familie Unterhalt verbraucht hätte, nicht wahr? Uebertrage ich also diesen überschüssigen Gütervorrat, resp. mein Anrecht daran, neuerdings einem Dritten, auf daß dieser seinerseits damit wirtschafte, bewirke ich dann eine bloße Güterverschiebung, schaffe ich dann nicht vielmehr neues Kapital im Betrage von tausend Mark? Ganz gewiß das Letztere! Denn wenn ich mit den tausend Mark auch ein schon vorhandenes Wertpapier kaufe, das heißt selbst nichts Neues schaffe, sondern nur an die Stelle eines andern Kapitalisten trete, so werden doch eben dieses Kapitalisten früher festgelegte tausend Mark jetzt frei, die nun ihrerseits wieder Anlage suchen und so fort meinetwegen durch hundert Instanzen; bis schließlich irgendwo tausend Mark entweder mehr, oder ganz neu, angelegt werden, also für tausend Mark Unterhaltsmittel mehr zur produktiven Verwendung gelangen, als früher. Wenn Dieses keine richtige Schlußfolgerung ist, erlaube ich Ihnen, mich aufzuknüpfen.

Zweitens: Ich bestreite absolut, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob Einer zehntausend Mark mehr oder weniger auf seinen Haushalt oder sein Vergnügen ausgiebt. Mit dieser Summe können im heutigen Deutschland zehn Arbeiterfamilien ein Jahr lang haushalten und wenn der Großkapitalist die zehntausend Mark unproduktiv verwendet, gehen entweder zehn Arbeiterfamilien, die jetzt feiern müssen, ohne Gnade zu Grunde, oder, was natürlich wahrscheinlicher ist, die ganze Ar-

beiterschaft hat zehntausend Mark jährlich weniger zu verzehren. In dem einen Falle ist ein intensives, in dem andern ein extensives Unglück angerichtet worden. Die Summe des verursachten Schmerzes oder Mißbehagens ist die gleiche. „Die Behauptung, welche ich vertrete,“ sagt Mill bei Besprechung der nämlichen Frage, „ist in Wirklichkeit gleichbedeutend mit Folgendem, was Einigen als offenkundige Wahrheit (truism), Andern als paradox erscheinen wird, daß Jemand den Arbeitern Gutes thut, nicht mit Dem, was er für sich selber verbraucht, sondern mit Dem, was er nicht für sich selber verbraucht. Wenn ich, anstatt hundert Pfund Sterling für Wein oder Seide zu verausgaben, sie als Arbeitslohn ausgebe, so ist der Bedarf an Arbeitsprodukten in beiden Fällen genau der gleiche; in dem einen verbraucht man Wein und Seide im Betrag von hundert Pfund, in dem andern denselben Betrag an Brod, Bier, Kleidung, Heizung und kleinen Genüssen; aber in dem zweiten Falle wird ein Wert von hundert Pfund mehr von dem Gesamtprodukt unter die Arbeiterschaft verteilt. Ich selbst habe soviel weniger verbraucht, und dafür meine Konsumfähigkeit auf die Arbeiterschaft übertragen. Verhielte es sich anders, so bliebe dadurch, daß ich selbst weniger verbraucht habe, den Andern nicht mehr zu verbrauchen übrig, was ein offenbarer Widerspruch wäre.“

Drittens: Spekulationen, mögen sie nun Plünderungszüge sein oder nicht, erzeugen kein neues Vermögen, sie bewirken nur eine neue Verteilung des vorhandenen alten und sind in Bezug auf die Kapitalbildung wirtschaftlich belanglos.

Endlich sagt unser Autor: „Erst in neuerer Zeit sind die Geldkapitalien in erheblicher Weise durch die Ersparnisse kleiner Leute vermehrt worden.“ Wir wissen, was es mit diesen „Geldkapitalien“ auf sich hat. Daß nun dieses Sparen, wie Jentsch behauptet, zwar für die Einzelnen eine Notwendigkeit, für die Gesamtheit aber ein Unglück sei, leuchtet mir durchaus nicht ein. Was für alle, oder die große Mehrheit der Einzelnen gut ist, kann für die Gesamtheit nicht nachteilig sein, besonders wenn die Gesamtheit in ihrer ungeheueren Mehrzahl aus denselben kleinen Leuten besteht, für die das Sparen notwendig, also gut sein soll. Die Geldkapitalien seien zu groß, um noch nutzbringend angelegt zu werden; Geldkapital sei Anspruch auf Güter und wenn es nicht verbraucht, d. h. seiner Eigenschaft als Kapital entkleidet werden solle, so müsse es auf Produktion verwandt werden. Das werde aber von Jahr zu Jahr immer schwieriger, weil schon die mit den vorher angelegten Kapitalien erzeugten Güter nicht verbraucht werden, eben darum nicht verbraucht werden, weil man zuviel spare. Sparen sei zunächst Aufschieben des Genusses, den man sich mit seinem Einkommen verschaffen könnte; schöben alle ihren Genuß auf, so könnten die in der Gegenwart vorhandenen Güter nicht verbraucht, und die Produktion müsse eingeschränkt werden. Beabsichtigten daher die Sparer, nicht den aufgehobenen Genuß später nachzuholen, sondern ganz darauf zu verzichten und ihr „Geld“ der Produktion zuzuführen, so vergrößerten sie nur die Verlegenheit, worin die Produzenten ohnehin schon durch das allgemeine Sparen versetzt würden. — Hier

sieht man nun die inneren Widersprüche, wozu die Verwirrung des Kapitalbegriffs führen muß. Wenn man diese Ausführungen liest, sollte man wirklich meinen, in Deutschland sei das Millennium schon halb angebrochen und jeder deutsche Mistkärrner oder Steinklopfer stehe auf dem Punkte, in Folge unvernünftigen Sparens ein kleiner Rentner zu werden — welchem nationalen Unglück schleunigst vorgebeugt werden müsse — wenn uns nicht die den Berliner Konfektionärinnen gezahlten Hungerlöhne, welche neulich den Gegenstand einer parlamentarischen Enquête bildeten, und der große Streik der Hamburger Hafenarbeiter noch rechtzeitig eines Besseren belehrten.

Allerdings giebt es eine Ueberproduktion, aber immer nur von bestimmten Kategorien von Gütern; dieser steht dann allemal eine Unterproduktion anderer Güterkategorien gegenüber. Weil die Erzeuger der letzteren aus einem Mangel an produktiver Kraft, der sehr mannigfaltige Ursachen haben kann, an ihrer Konsumfähigkeit einbüßen, stockt der Austausch: Güter, die sie sonst verbrauchten, jetzt aber nicht verbrauchen können, weil sie kein Aequivalent dafür erzeugt haben, müssen zu ruinösen Preisen abgesetzt werden. Dieses ist kein ganz ungemischtes Uebel, denn abgesetzt werden sie jedenfalls; sie gehen nicht zu Grunde, und je wohlfeiler sie werden, desto mehr kommen sie in den Kaufbereich auch der ärmsten Konsumenten. Hieraus erklärt sich also die zeitweilige Erscheinung einer Ueberproduktion. Eine allgemeine Ueberproduktion giebt es aber ebensowenig, als es ein allgemeines Steigen oder Fallen der Werte giebt. Wird dauernd mehr

produzirt, als gebraucht wird, so können zwei Fälle eintreten. Entweder die Zahl der Arbeiter, d. h. der Konsumenten, vermehrt sich durch Zuwachs von innen oder von außen, oder sie vermehrt sich nicht. Im ersten Falle wird eine größere Anzahl Menschen als bisher mit den notwendigen Lebensbedürfnissen versorgt, im zweiten kommen mehr von diesen Bedürfnissen, oder aber mehr Luxusgenüsse, in den Bereich einer größeren Anzahl der bereits vorhandenen Konsumenten. Im ersten Falle bleiben die Preise von Obdach, Kleidung, Nahrungsmitteln unverändert, oder erholen sich schnell, im zweiten gehen die Preise auf ein niedrigeres Niveau herunter, mit anderen Worten: Der Lohn der Arbeiter steigt, wenn auch nicht dem Geldbetrage, so doch der Kaufkraft des Geldes nach. Wenn der Verfasser unter „Produzenten" nur die Kapitalisten und Unternehmer versteht, wie es beinahe den Anschein hat, deren Gewinne durch die Anhäufung großer Kapitalien zurückgehen, so ist es für diese allerdings unangenehm, daß ihr Einkommen geschmälert wird; für die wirklichen Produzenten aber, die große Masse des Volkes, die Arbeiter nämlich, welche zugleich die größten Konsumenten sind, ist jede Vermehrung des Kapitals ein Glück. Nicht die Kapitalisten und Unternehmer, die Arbeiter interessiren den Volkswirt am meisten; es handelt sich nicht darum, wie Rodbertus meint, ungeheuere Kapitalien zu „verzinsen", sondern dieselben einem möglichst weiten Kreise produktiver Konsumenten zugänglich zu machen.

Der Richtigkeit unserer Beweisführung thut es keinen Eintrag, daß ein Teil des deutschen Produktivkapitals im Ausland, besonders in den nordamerikanischen Freistaaten, angelegt ist. Zunächst wird es sich fragen, ob dieser Teil im Verhältnis zum Ganzen wirklich ein sehr bedeutender ist. Allein ohne diese Frage, zu deren Beurteilung es mir an statistischem Material gebricht, das auch schwerlich zuverlässig sein dürfte, entscheiden zu wollen, ist es jedenfalls klar, daß derjenige Teil des deutschen Lohnkapitals, welcher ausgewandert ist, eine in der Meinung seiner Besitzer gleich günstige Anlage in der Heimat nicht hätte finden können. Jentsch schlägt nun vor, die Unternehmer sollten weniger an ihren Arbeitern sparen; wenn sie ihnen höhere Löhne zahlten und die Arbeiter dann mehr für allerlei Waaren ausgäben, würde die Mehrausgabe der Unternehmer für Lohn durch bessern Absatz ihrer Waaren aufgewogen und das Kapital bliebe im Lande. Das wäre freilich eine sehr einfache Lösung des Problems, wenn sie nur ausführbar wäre. Allein sie ist nicht ausführbar. Denn die Unternehmer werden keine höheren Löhne zahlen, so lange sie Arbeiter zu niedrigen Löhnen bekommen können, selbst auf die Gefahr hin, wie Jentsch meint, ihre Gewinne in ausländischen Papieren zu verspielen, eine Gefahr, die ich zumal bei den besseren nordamerikanischen Unternehmungen für nicht größer halte, als bei den allerbesten einheimischen. Im Gegenteil: Der Zinsfuß für amerikanische Staats- und Eisenbahnpapiere ersten Ranges ist heute nicht höher, als auf gleichwertige europäische, und es ist daher gewiß gerade die größere politische Sicherheit, welche viele europäische Kapitalisten veranlaßt, ihr Vermögen in den Unionsstaaten anzulegen. Wo, wie in der Alten

Welt, beständig ein großer, vielleicht allgemeiner Krieg befürchtet wird, bieten drei- und vierprozentige Kapitalanlagen wenig Verlockendes, wenn in einem andern, überaus mächtigen, von Kriegsgefahr so gut wie ganz verschonten Lande die nämliche oder eine höhere Verzinsung bei sonst gleicher Sicherheit zu erzielen ist. Wären alle Bedingungen, die bei der Anlage maßgebend sind, die gleichen, oder höben die Vorteile und Nachteile in beiden Ländern einander wechselseitig auf, so würde natürlich alles Kapital im Lande bleiben und den einheimischen Arbeitern zu gut kommen; wie aber die Verhältnisse nun einmal liegen, kommt der jährliche Kapitalzuwachs Deutschlands nicht bloß seiner einheimischen, sondern auch der internationalen Arbeiterschaft wenigstens teilweise zu gut. —

Aus Allem, was bisher über das Kapital gesagt wurde, geht zur Genüge hervor, daß der Gewinn des Kapitalisten aus der produktiven Kraft seines eigenen Kapitals entspringt. Der Austausch des Erzeugnisses gegen Geld und der Eintausch anderer Erzeugnisse für das Geld sind lediglich zur Erleichterung des Verkehrs bestimmte Handlungen, indem statt einer unmittelbaren, zwei mittelbare Tauschhandlungen stattfinden. Das Geld, welches dieselben vermittelt, ist nichts weiter als der Mechanismus, durch den wir unsere Einnahmen in die Gegenstände unseres Bedarfs umsetzen, aber nicht die Quelle dieser Einnahmen selbst.

Man hat das Kapital in zwei Unterabteilungen, zirkulirendes oder flüssiges, und festliegendes oder fixes zerlegt. Betrachten wir uns die beiden Kategorien näher.

Alles in der Gütererzeugung zur Verwendung

gelangende Kapital wird in einem kürzeren oder längeren Zeitraum zerstört. Ein Teil desselben schon durch den einmaligen Gebrauch: Rohstoffe, nachdem sie verarbeitet sind, existiren nicht mehr als Rohstoffe; Nahrung und Kleidung, welche der Arbeiter in Gestalt von Lohn empfängt, gehören nicht mehr zum Kapital und verschwinden überhaupt, sobald sie verbraucht sind, und nur derjenige Teil seines Lohnes, den der Arbeiter zurücklegt, ist Kapital, aber nicht das vorige, sondern neues Kapital. Alles Kapital also, dessen Wirksamkeit sich auf eine einzige Leistung beschränkt, heißt *flüssiges* oder *zirkulirendes Kapital*, weil es beständig erneuert und ersetzt werden muß, immerfort als Lohn ausbezahlt oder gegen Rohstoff umgetauscht wird und seinen Beruf desto vollständiger erfüllt, je häufiger es verbraucht und wiedererneuert — umgesetzt — wird.

Der andere Teil des Kapitals besteht aus Obdach und sämtlichen zur Gütererzeugung notwendigen Werkzeugen (Baulichkeiten und sonstigen Anlagen, Verkehrsmitteln, Maschinen und Gerätschaften jeder Art). Diese erfüllen ihren Zweck um so besser, je dauerhafter sie sind; der Gewinn, den sie abwerfen, erstreckt sich über einen längeren Zeitraum und muß groß genug sein, um die Zinsen auf die Anlage, die Kosten der Instandhaltung und nach einer gewissen Zeit die Amortisation der ganzen Anlage zu ermöglichen. Diesen Teil des Kapitals nennt man *festliegendes* oder *fixes Kapital*.

Es ist klar, daß von letzterem nur Obdach dem Lohnfond zugehört; alles Uebrige ist durch Zerstörung von Unterhaltsmitteln entstanden, die den Lohnfond pro tanto vermindert hat. Während also jede Ver-

mehrung des flüssigen Kapitals die Interessen der Arbeiterschaft notwendig fördert, ist die Wirkung jeder Vermehrung des festliegenden Kapitals zunächst die entgegengesetzte, da sie auf einer Verminderung des Lohnfonds beruht. Man darf indessen nicht übersehen, daß Gebäude, Maschinen und so weiter in der Regel mit dem Zuwachs an neuem flüssigen Kapital gebaut werden, der überall und beständig vor sich geht, und daß sie ihrerseits dazu dienen, größere Gütermengen als vorher erzeugen zu helfen, weshalb der endliche Einfluß dieser Anlagen auf die Interessen der Arbeiterschaft notwendig günstig ist.

Irrig ist es auch, wenn behauptet wird, neue Erfindungen oder Verbesserungen des Produktionsprozesses könnten die Interessen der Arbeiterschaft auf die Dauer beeinträchtigen. Die Maschine ersetzt und vervielfältigt die menschliche Arbeit und macht menschliche Arbeitskraft entbehrlich, aber indem sie Arbeiter ihrer Stellen beraubt, befreit sie bisher gebundene Kapitalien, schafft neue hinzu und damit neue und erweiterte Arbeitsgelegenheit, die ohne ihre Mitwirkung nicht hätte entstehen können. Sie setzt die nämliche Anzahl Arbeiter in den Stand, eine absolut größere Gütermenge als vorher zu erzeugen, die schließlich in den meisten Fällen der Gesamtheit zu gut kommen muß; sie schiebt die Grenzen der Gütererzeugung und Kapitalbildung weiter und weiter hinaus und verschafft neuen Volksmassen die Bedingungen zu menschenwürdigem Dasein, indem sie die Errungenschaften des modernen Erfindungsgeistes immer breiteren und tieferen Schichten der Bevölkerung zugänglich macht.

III.

Der produktive und der unproduktive Verbrauch.

Daß aller Luxus und sonstiger unproduktive Konsum die Interessen der Arbeiter schädigt und die Nation ärmer macht, ist meines Erachtens der für die Praxis allerwichtigste Grundsatz in der gesamten Wirtschaftslehre. Denn daß die meisten Leute noch immer glauben, das bloße Geldausgeben sei ein verdienstliches Werk, durch welches den Arbeitern Arbeit verschafft und „Geld unter die Leute gebracht“ werde, kann man im täglichen Verkehr mit Andern oft genug beobachten. Diejenigen, welche dieser Ansicht huldigen, sind sich zwar keineswegs klar darüber, warum sie demungeachtet die Sparsamkeit loben und die Verschwendung tadeln; allein sie thun das Eine wie das Andere, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, daß sie, wenn sie folgerichtig bleiben wollten, notwendig das Umgekehrte thun müßten. Denn, wenn ihre Meinung die richtige wäre, müßten sie die Sparsamkeit verurteilen und die Verschwendung beloben. Es ist unglaublich, welche Verwirrung der Begriffe in wirtschaftlichen Dingen noch immer in den meisten Köpfen herrscht, wie die Widersprüche dort friedlich neben einander hausen und

wie schwer es hält, in diesem Chaos leidlich Ordnung zu schaffen.

In einem Kreise meiner Bekannten kam kürzlich die Rede auf die politische Lage und auf die schon so häufig erörterte Frage der allgemeinen Abrüstung. Man war sich einig darüber, daß die letztere vom Standpunkte der Humanität ein äußerst wünschenswertes Ziel bilde, aber die Meisten verfochten die Ansicht, daß eine solche allgemeine Abrüstung die schwersten wirtschaftlichen Nachteile im Gefolge haben würde. Was soll aus den Bauern, den Fabrikanten, den Kaufleuten, den Handwerkern werden, wenn die Armeen aufhören zu konsumiren? Das war die große Frage, über welche hin und her debattirt wurde, ohne daß ein Einziger der übrigen Anwesenden die richtige Antwort darauf gefunden hätte.

Ich will versuchen, dieselbe in Folgendem zu geben.

Aller unproduktive Verbrauch, aller Reichtum, der zu kriegerischen Zwecken, oder zu Zwecken des bloßen Luxus und Wohllebens aufgewendet wird, ist vom wirtschaftlichen Standpunkt ein absoluter Verlust für die Nation. Man sollte meinen, daß man Dies nur auszusprechen brauchte, um sogleich der allgemeinen Zustimmung versichert zu sein, denn das Gegenteil hieße ja soviel, daß der unproduktive Verbrauch, mithin die Zerstörung von Gütern ohne irgend eine entsprechende produktive Gegenleistung, den Reichtum, d. h. den Gütervorrat einer Nation, vermehren könne, was ein offenbarer Widersinn wäre. Freilich sind für die Kulturentwickelung noch andere Gesichtspunkte, als bloß die wirtschaftlichen, maßgebend: das wirtschaftlich

Vorteilhafte kann aus andern Rücksichten sogar verwerflich sein und es wäre deswegen nicht ratsam, wenn die Regierungen, die Parlamente und der allgemeine Brauch sich nur nach jenem richten wollten. Kunst und Literatur, ja zum großen Teile sogar die Wissenschaft, häusliche Bequemlichkeit und Erholungen, genug, beinahe Alles, was das Leben erhöht und vertieft, verschönt und angenehmer macht, ist wirtschaftlich zunächst unproduktiv, aber für die Kulturstufe, auf welcher sich ein Volk befindet, ausschlaggebend. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein und ebensowenig die Nationen. Jede weise Staatskunst wird sich daher von allen diesen Gesichtspunkten leiten lassen; sie darf sich nicht auf einen einzigen beschränken und wäre dieser auch die Grundlage für alle übrigen.

Was jedoch uns betrifft, so sind wir hier nicht mit der allgemeinen, sondern bloß mit der wirtschaftlichen Entwickelung beschäftigt; mit der Untersuchung der Bedingungen, welche dieselbe fördern oder verlangsamen, und müssen daher alle jene weiteren Rücksichten bei Seite lassen, die nicht ausschließlich das wirtschaftliche Interesse berühren.

Eine kleine Gemeinde von, sagen wir, fünfhundert Seelen, darunter hundert arbeitsfähige Männer und Jünglinge (die übrigen sind Greise, Weiber und Kinder) betreibt mit einem flüssigen Gesamtkapital von 20.000 Centnern Getreide die Bebauung ihrer Felder. Jahraus, jahrein verbraucht sie dieses Kapital zu ihrem Unterhalt und erzeugt es auf's Neue durch ihrer Hände Arbeit; dasselbe genügt gerade, um sämtliche Familien des Dorfes in einer bescheidenen Behaglichkeit zu er=

halten. Die Gemeinde war bisher, aus irgend einem Grunde, vom Militärdienst befreit geblieben; jetzt wird ihr diese Vergünstigung entzogen und von den hundert arbeitsfähigen Männern werden zehn zur Dienstleistung im Heere einberufen. Damit nicht genug, erscheint der Steuereinnehmer und nimmt im Namen des Staates von dem Kapital der Gemeinde für jeden Rekruten 100 Centner Weizen — oder deren Geldeswert, was auf das Nämliche hinausläuft — für Bewaffnung, Bekleidung, Verköstigung u. s. w. eines jeden der zehn in Anspruch, sodaß der Gemeinde nur mehr ein Kapital von 19.000 Centnern zur Verfügung bleibt. Im ersten Jahre wird sich der Ausfall der 1000 Centner nicht bemerklich machen, da er von den zehn jetzt zum Militärdienst Eingezogenen ohnehin teilweise verzehrt worden wäre; dafür aber macht sich der Ausfall an Arbeitskräften bemerklich, denn die Gemeinde, deren Leistungsfähigkeit schon vorher auf's Aeußerste angestrengt war, kann, da sie inzwischen zehn ihrer kräftigsten Arbeiter, d. h. den zehnten Teil ihrer Arbeitskraft verloren hat, höchstens noch 18.000 Centner neu produziren, welche also die Ernte des zweiten Jahres bilden. Nun kommt der Staat zum zweitenmal und beschlagnamt abermals 1000 Centner für sich, welche aus dem Ertrag des zweiten Jahres entnommen werden müssen. Für die Gemeinde bleiben somit nur noch 17.000 Centner übrig; während die Rekruten ihren Anteil von 1000 Centnern in der Kaserne verzehren und dafür das Exercitium, den Parademarsch, die Führung der Waffen und sonstige militärische Fertigkeiten erlernen. Vor der Aushebung hatte die Gemeinde 20.000 Centner zu verzehren, d. h.

also bei 500 Mitgliedern 40 Centner per Kopf; jetzt produzirt sie zwar noch 18.000, hat aber, da sie 1000 Centner in Gestalt von Steuern an den Staat abgeben muß, nur noch 17.000 Centner zu verzehren, oder, auf die übrigen 490 Mitglieder verteilt, nur noch etwa 34 7/10 Centner per Kopf. Jene 1000 Centner dienen also zum Unterhalt der zehn Soldaten in ihrer Garnison und diese machen dafür, wie Bastiat es ausdrückt, Rechtsum und Linksum, während sie früher 2000 Centner durch ihre Arbeit hervorbrachten; außerdem war die Gemeinde vor Einführung der Dienstpflicht um den Unterschied zwischen dem Betrag der Steuer — 1000 Centner — und dem Verbrauch der zehn Soldaten — 400 Centner — also um 600 Centner reicher. Die Gemeinde hat demnach durch diesen Vorgang eine Einbuße von 2600 Centnern erlitten, die sie durch vermehrte Anstrengung nicht gut machen kann, weil die Kräfte jedes Einzelnen schon vorher auf's Aeußerste angespannt waren. Sie muß daher notgedrungen ihren eigenen Gebrauch um 2600 Centner jährlich einschränken, muß ihre Lebenshaltung um ebensoviel erniedrigen, wobei es ohne ernstliche Schädigung ihres allgemeinen Zustandes nicht abgehen wird.

Durchaus analog verhält es sich mit dem Verbrauch zu Luxuszwecken. Ich habe flüssiges Kapital im Wert von 1000 Centnern Korn in Händen, womit ich anfangen kann, was ich will. Ich kann mir damit eine Zeitlang Bediente oder Pferde und Equipage halten, ich kann Champagner dafür trinken und jeden Tag auserlesen zu Mittag speisen. Ich kann mir Ge-

mälde kaufen, in die Oper und in's Schauspiel gehen u. s. w., bis nichts mehr davon übrig ist. Während dieser Zeit hat mein Kapital ohne Zweifel Arbeiter ernährt, es hat Bediente, Pferdezüchter, Wagenbauer, Weinzüchter, Künstler u. s. w. in Nahrung gesetzt. Sobald ich es jedoch verausgabt habe, hört diese Funktion auf; Bediente, Schauspieler, Sänger u. s. w. haben meine 1000 Centner Korn aufgezehrt und ich habe dafür ihre Dienste oder Leistungen genossen, aber das ursprünglich vorhandene Kapital ist jetzt verschwunden; mit Ausnahme einiger Gemälde, die ich mir angeschafft habe, ist nichts an seine Stelle getreten, es ist unproduktiv verbraucht worden.

Anstatt nun mein Kapital auf diese Weise zu vergeuden, gebe ich es einem Arbeiter, z. B. einem Bauern, und sage zu diesem: Bauer, diese 1000 Centner Weizen will ich Dir zur Bewirtschaftung Deines Gutes leihen, Du kannst sie verwenden, wie Du willst, und ich knüpfe nur die eine Bedingung daran, daß Du mir nach Ablauf eines Jahres 1050 Centner zurückgiebst, was Du darüber erzielen kannst, gehört Dir. Hiermit erklärt sich der Bauer einverstanden; mit meinen 1000 Centnern kann er zehn Arbeiter mehr anstellen, so und so viele Morgen Landes mehr bewirtschaften, als früher. Das neubewirtschaftete Land wirft ihm einen Ertrag von 1200 Centnern am Ende des Jahres ab; seine Taglöhner haben inzwischen meine 1000 Centner aufgezehrt, er aber hat jetzt 1200 Centner in Händen, von denen er mir 1050 Centner zurückgiebt, während er die übrigen 150 Centner für sich behält. Im zweiten Jahre und in den folgenden wird der Vertrag zwischen

mir und dem Bauern erneuert, da beide Teile ihre Rechnung dabei finden; die zehn ursprünglich neuangestellten Arbeiter haben von Jahr zu Jahr einen dauernden Verdienst, der Bauer streicht seinen Gewinn und der Kapitalist seine Zinsen ein und außerdem ist das Grundkapital am Ende eines jeden Jahres neu vorhanden, als ob es nie angegriffen worden wäre.

Der gewaltige Unterschied, der für den Volkswohlstand in den geschilderten beiden Arten der Kapitalverwendung liegt, ist demnach einleuchtend. Bei dem unproduktiven Verbrauch wird das Kapital vernichtet; es dient nur ein einziges Mal zum Unterhalte von Arbeitern. Bei dem produktiven Verbrauch wird das Kapital von Jahr zu Jahr neu hervorgebracht und dient jahraus, jahrein zum Unterhalte der gleichen Anzahl Arbeiter. Hieraus erklärt es sich auch, warum Verschwendung und Luxus die Verarmung und Not der arbeitenden Klassen im Gefolge haben, denn je mehr Reichtum unproduktiv vergeudet wird, desto weniger bleibt schließlich für alle Arbeiter, produktive sowohl als unproduktive, übrig. Die Grenze zwischen produktivem und unproduktivem Verbrauch ist freilich nicht immer leicht zu bestimmen. Equipagen, Luxuspferde, galonnirte Bediente, französische Köche, seidene Kleider, Diamanten und straßburger Gansleberpasteten sind zwar ganz unzweifelhaft Dinge, die ohne Verminderung des allgemeinen Behagens entbehrt werden könnten. Andere Genüsse und Vorteile dagegen, die unsern Voreltern teils ganz unbekannt, teils ein unerschwinglicher Luxus für sie waren, gehören heute zu

den selbst den Aermeren, ja Aermsten, unentbehrlichen oder doch zugänglichen Bedürfnissen. Zu diesen Dingen rechne ich z. B. Zucker, Kaffee, Thee, Tabak u. dergl., Pfeffer und andere Gewürze, viele häusliche Ein- und Vorrichtungen und Einrichtungsstücke, das heutige private und öffentliche Beleuchtungswesen mit seinem Petroleum-, Gas- und elektrischen Licht, seinen gewöhnlichen und seinen schwedischen Zündhölzern; ferner die Bequemlichkeit und Billigkeit des Reisens und anderer Verkehrsmittel; das moderne Unterrichtswesen und vieles Andere.

Die Tendenz, ja das Wesen der Kulturentwickelung scheint es zu sein, die Grenze zwischen Bedürfnis und Luxus immer weiter in die Höhe zu schieben; Das, was gestern Luxus war, morgen zum Bedürfnis zu erniedrigen und so die durchschnittliche Lebenshaltung immer mehr zu verbessern. Es ist ein Irrtum, zu sagen, das Elend werde immer größer, die Kluft zwischen Reich und Arm erweitere sich. Wohl giebt es mehr Elend in der Kulturwelt, als vor hundert Jahren, weil es ungleich mehr Menschen darin giebt; aber das Elend, welches herrscht, ist heute kleiner, als damals, im Verhältnis zu der Menge des Behagens. Und darauf kommt es an. — Alles, was dazu dient, das Leben im Allgemeinen zu verschönern und insbesondere das Dasein der ärmeren Klassen zu veredeln, die Armen von heute auf das Niveau der Wohlhabenden von gestern, der Reichen von ehegestern emporzuheben, steigert die produktiven Kräfte des Volkes und ist darum in jeder Beziehung als ein Glück zu betrachten. Die individuelle sowohl wie die nationale Verschwendung ist verwerflich, weil sie das Gesamtvermögen schmälert; aber erhöhter Genuß, der Allen zu Teil wird, ist nicht notwendig Verschwendung, sondern meistens die Folge, und oft die weitere Ursache, gesteigerter nationaler Produktivität und mit wachsender Kapitalanhäufung gar wohl vereinbar. Denn es werden jetzt, im Verhältnis zum Verbrauch, mehr Güter erzeugt, als früher, und es kann darum, trotz erhöhten Konsums, ein schnelleres Anwachsen des Kapitals stattfinden. Um das Wachstum des Kapitals zu beschleunigen, ist es nicht gerade notwendig, daß man weniger verbrauche. Erhöhte Produktivität der Arbeit ermöglicht größere Ersparnis, oder größeren persönlichen Genuß, oder Beides. Aber freilich ist es ein großer Unterschied, ob ich meinen eigenen vernünftigen Lebensgenuß im Verhältnis zu meinem wachsenden Einkommen steigere, oder ob ich meinen Besitz in unsinniger Verschwendung aufzehre. Wenn man an Orten, wo der größte Luxus entfaltet wird, als Gegenstück dazu die traurigste Armut sieht, ist es kaum zu verwundern, daß die Besitzlosen für diese Erscheinung, die sie sich anders nicht zu erklären vermögen, den Einzelbesitz verantwortlich machen. In Wahrheit jedoch trägt der Einzelbesitz keineswegs die Schuld an dem sozialen Elend, sondern die Verschwendung der Reichen, der unproduktive Verbrauch der Staaten und der Arbeiter eigener Leichtsinn. Die Verschwendung ist das gerade Gegenteil der Sparsamkeit, und Sparsamkeit ist die Mutter des Kapitals, ohne das es heutzutage überhaupt keine produktive Thätigkeit geben kann. Das Kapital aber kommt allen produktiven Arbeitern zu

gut, soweit es eben nicht unproduktiv verbraucht oder verschwendet wird, gleichviel, ob es sich im Besitz einer Minderheit, oder in dem der Allgemeinheit, befindet. Darum müßt ihr den unproduktiven Verbrauch, den Luxus u. s. w. einschränken, wenn ihr den Arbeitern helfen wollt, und diese selbst zu Sparsamkeit und Voraussicht erziehen. Ob Dies vermittelst des Arbeiterschutzes, der Alters- und Unfallversicherung und ähnlicher Maßregeln zu erreichen sei, däucht mir sehr zweifelhaft. Es fragt sich, ob nicht gerade dadurch nur dem Leichtsinn, der Trägheit, der Unfähigkeit Vorschub geleistet, die Kindererzeugung befördert und das Proletariat vermehrt wird. Im Namen der Humanität und der Solidarität der Gesellschaft belastet man die wirtschaftlich Starken zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen, hemmt die Kapitalbildung, vergrößert den unproduktiven Verbrauch, unterbindet den Nationalwohlstand. Besteuerung der Reichen zum Schutz der Schwachen, dann wiederum Besteuerung der Reichen zum Schutz *gegen* die Schwachen, das kann unmöglich der letzte Schluß aller wirtschaftlichen Weisheit sein. Das Rätsel, dessen Lösung man sucht, ist in Wahrheit längst gelöst, aber die Lösung gefällt nicht und deshalb will man sie nicht gelten lassen. Mit den Theorien und Experimenten des Sozialismus, mit Proudhon'scher Dialektik und Proudhon'schen Volksbanken ist dem sozialen Uebel nicht beizukommen, durch Fabrikinspektions- und Steuergesetze dasselbe nicht zu beseitigen. Nur wenn jeder Einzelne sich seiner moralischen Verpflichtungen gegen die Gesamtheit bewußt wird und diesen Pflichten gemäß lebt und handelt,

werden sich die Zustände bessern, werden Eintracht und Wohlstand herrschen. Dieses Ziel ist erreichbar, aber nicht durch Verordnungen von oben, sondern allein durch den Fortschritt wirtschaftlicher Erkenntnis und der Sitte.

IV.

Der Lohn.

Da, wie wir gesehen haben, Arbeit, Kapital und Land die drei Voraussetzungen sind, ohne welche keine Gütererzeugung stattfinden kann, so folgt daraus, daß das Erzeugnis den produktiven Arbeitern, den Kapitalisten und den Landbesitzern gehört. Diese drei Klassen sind es, welche sich in das Gesamtprodukt zu teilen haben und ohne deren Zustimmung keine andere Klasse der Bevölkerung einen Anteil an dem Gesamtprodukt erlangen kann. Daß sich alle drei Eigenschaften, oder zwei derselben, häufig in einer Person vereinigt finden, daß der Landbesitzer auch Kapitalist und Arbeiter, resp. das eine oder andere, der Kapitalist gleichzeitig Arbeiter sein kann, thut nichts zur Sache; in diesen Fällen geht das Erzeugnis in einen oder zwei, statt in drei Teile, gehört einer oder zwei Personen, statt dreien; in allen drei Verhältnissen aber ist das Prinzip der Eignerschaft das nämliche. Lohn, Gewinn und Rente sind die drei Kategorien, in welche sich das Einkommen einer Nation zerlegen läßt. Der Lohn ist der Anteil des Arbeiters, der Gewinn der Anteil des Kapitalisten, die Rente der Anteil des Bodenbesitzers oder des Besitzers eines andern, sei es

natürlichen, sei es künstlichen Monopols. Dasjenige, was diese drei Arten des Einkommens am Meisten von einander unterscheidet und überhaupt eine der wichtigsten Prämissen in der ganzen Wirtschaftslehre darstellt, ist der Umstand, daß Lohn das Produkt vergangener Gütererzeugung, also Ersparnis ist, Gewinn und Rente dagegen einen Teil des Produktes gegenwärtiger Gütererzeugung bilden und entweder ganz oder teilweise zu neuer Ersparnis verwendet, oder aber in persönlichem Wohlleben von ihren Empfängern aufgezehrt werden können.

Soviel ich weiß, wird hiermit eine neue Unterscheidung in den wirtschaftlichen Begriffen aufgestellt. Wenn dieselbe aber richtig ist, ergiebt sich daraus auch eine neue, wichtige Folgerung, daß nämlich zwischen Lohn, Gewinn und Rente keinerlei antagonistisches Verhältnis obwaltet, wie ein solches bisher von vielen Nationalökonomen, und den berühmtesten zumal, angenommen worden ist. Der Lohn wird einem schon vorhandenen Fond entnommen, wenn auch derselbe im Einzelnen nach der Produktivität der gegenwärtigen Arbeit bemessen wird; Gewinn und Rente dagegen sind erst in der Bildung begriffene neue Werte, die nur, sofern sie nicht unproduktiv verbraucht, sondern gespart, d. h. zu einer Vermehrung des Lohnkapitals bestimmt werden, für die Arbeiterschaft von Bedeutung sind. Nur soviel kann man zugeben, daß bei einer allgemeinen Erhöhung des Arbeitslohnes Gewinn und Rente fallen werden, während umgekehrt ein allgemeines Sinken desselben von einer Erhöhung des Gewinns und der Rente begleitet sein wird: Beides nicht

als Folgen der Lohnschwankungen, sondern als Wirkungen der nämlichen Ursache, welche auch die Lohnschwankungen hervorrief.

Will man den Lohnbegriff und die Einflüsse, welche die durchschnittliche Lohnhöhe bestimmen, untersuchen, so ist es zunächst notwendig, die Lohnunterschiede in den einzelnen Berufsarten außer Betracht zu lassen und sich auf den üblichen Lohn oder Taglohn, wie ihn der gewöhnliche Land- und Fabrikarbeiter und der Taglöhner erhalten, zu beschränken. Denn die Lohnunterschiede in den einzelnen Berufen werden von andern Ursachen bestimmt, als die durchschnittliche Lohnhöhe; sie hängen wesentlich von der Art der Beschäftigung, der damit verknüpften Beschwerde, dem Ansehen, in welchem der Beruf bei Andern steht, den Fähigkeiten oder Eigenschaften — körperlichen, geistigen und moralischen — der Arbeiter, sodann von Brauch und Herkommen, von individuellen Launen der Arbeitgeber und vielen andern Einflüssen ab, die zwar alle in den konkreten Fällen mehr oder weniger wirksam sind, die allgemeinen wirtschaftlichen Ursachen aber, welche die Löhne im Großen und Ganzen beeinflussen, verdunkeln.

Die frühesten Jäger, Fischer, Viehzüchter und Ackerbauer lebten mit den Ihrigen, innerhalb des losen Stammverbandes oder der Sippe, vom Ertrage ihrer eigenen Arbeit, die sich Jeder nach seinem Gutdünken eingerichtet hatte, wohl meistens von der Hand in den Mund; es gab weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer im heutigen Sinne: höchstens kann man sich in diesen einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen Jeden als seinen

eigenen Arbeitgeber vorstellen. Lohn im modernen Sinne gab es schwerlich; aber doch war in Wirklichkeit Das, was der Mensch mit den Seinigen durch Jagd, Viehzucht, Fischfang und wenigen, primitiven Ackerbau zum Unterhalt der Familie erwarb, sein Lohn im wirtschaftlichen Sinne ebensogut, wie heute der Erwerb des Arbeiters der Lohn desselben ist. Im Allgemeinen wird unter den Urmenschen kein wesentlicher Unterschied im Ertragswert ihrer Arbeit bestanden haben. Denn alle Kräfte der Natur, also auch die menschlichen, bewegen sich in der Richtung des geringsten Widerstandes, daher Jeder versuchen wird, seine Bedürfnisse auf die am wenigsten mühsame Art zu befriedigen. Hieraus entsteht eine beständige Tendenz zur Ausgleichung der Unterschiede im Ertragswerte aller Arbeit. Im Anfange der Kultur demnach ist Lohn das gesamte Produkt der Arbeit und bleibt in den wenigen einfachen Thätigkeitsformen jener entlegenen Zeiten sich durchschnittlich gleich.

Man kann einem neueren amerikanischen Schriftsteller*) ohne Weiteres beipflichten, wenn er behauptet, Niemand werde sich als Lohnarbeiter verdingen, der ebensoviel verdienen könne, wenn er selbständig für seine eigene Rechnung arbeite. Will in einer primitiven Gesellschaft Jemand Lohnarbeiter beschäftigen, die für ihn jagen, fischen, das Vieh hüten oder die Felder bestellen sollen, so wird er mindestens das Nämliche an Lohn bezahlen müssen, was der Arbeiter, auf eigene Rechnung produzirend, für sich verdienen könnte. Da nun, von der persönlichen Vorliebe der Individuen für

*) Henry George, „Progress and Poverty."

die eine oder andere dieser Beschäftigungsarten abgesehen, keine derselben mehr Verlockendes als die übrigen bieten, bei gleicher Anstrengung alle ungefähr den gleichen oder annähernd gleichen Durchschnittsertrag abwerfen werden, so kann man mit einigem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unter solchen einfachen Produktionsverhältnissen die Ertragfähigkeit des schlechtesten, oder des am ungünstigsten gelegenen, jeweils unter Kultur befindlichen Landes einen ungefähren Maßstab für die Höhe der Löhne abgeben würde, wenn in jenen Urzuständen der Menschheit überhaupt von einem freien Arbeitsvertrag die Rede sein könnte. In Ländern, wo noch freier Boden vorhanden, ist dieses Verhältnis unzweifelhaft auch heute noch maßgebend.

Dem genannten Schriftsteller, Henry George, ist sehr viel daran gelegen, den Nachweis zu führen, daß es keinen Lohnfond giebt; daß der Lohn nicht aus den bereits vorhandenen ersparten Werten, sondern aus dem Erlös des fertigen Produktes bezahlt wird. Daß ich im Mai oder Juni von Brod leben muß, wozu das Getreide bereits im vorigen August oder September geerntet wurde, daß ich auf Ochsenbraten verzichten muß, wenn ich das Kalb vorher aufgegessen habe, will Henry George nicht einleuchten. Die Beispiele indessen, welche er anführt, um seine Anschauung zu unterstützen, scheinen mir sehr unglücklich gewählt zu sein, denn man kann daraus das gerade Gegenteil von dem ableiten, was Herr George damit zu beweisen wünscht. Gewiß Grund genug, um die Richtigkeit der Theorie von vornherein in Frage zu stellen! Sehen wir uns einmal einige dieser Beispiele genauer an.

„Beinahe eben so einfach," schreibt Henry George in seiner Abhandlung „Wages and Capital", „beinahe eben so einfach wie jenes Verhältnis, von dem sich viele Beispiele auffinden lassen, wo das ganze Produkt seiner Arbeit dem Arbeiter gehört, ist die Einrichtung, in welcher der Arbeiter, obwohl für eine andere Person, oder mit dem Kapital einer andern Person arbeitend, seinen Lohn in Erzeugnissen seiner eigenen Arbeit empfängt. In diesem Falle ist es so klar wie in dem Falle des für eigene Rechnung produzirenden Arbeiters, daß der Lohn in Wirklichkeit aus dem Produkt der Arbeit und keineswegs aus dem Kapital gezogen wird. Wenn ich Jemanden anstelle, der mir Eier oder Beeren sammeln, oder Schuhe machen soll, und bezahle ihn mit Eiern, Beeren oder Schuhen, die seine Arbeit mir verschafft hat, so kann keine Frage darüber bestehen, daß sein Lohn das unmittelbare Erzeugnis seiner Thätigkeit ist. . . . . Der Landbau auf Anteil, wie er in vielen südlichen Staaten der Union und in Kalifornien besteht, das europäische Metayersystem, ebenso wie die zahlreichen Fälle, in denen Betriebsleiter, Verkäufer u. s. w. durch Anteil am Gewinne bezahlt werden, was sind sie anders, als die Verwendung von Arbeit gegen Lohn, der aus einem Teil des Produktes besteht?"

Wenn das ganze Produkt der Arbeit dem Arbeiter gehört, dann ist eben der Arbeiter nicht bloß Arbeiter, sondern zugleich auch Kapitalist und Unternehmer in einer Person gewesen, hat die Unterhaltsmittel und Werkzeuge besessen, die er brauchte, um das Produkt herzustellen und bis zum Verkauf und

zur Bezahlung desselben zu warten, und hatte nicht nötig, sich die einen und die andern zu borgen. Wenn der Arbeiter, wie es oben heißt, mit dem Kapital einer andern Person arbeitet, demungeachtet aber den Lohn in Erzeugnissen seiner eigenen Arbeit empfängt, d. h. also in den Fällen, wo Betriebsleiter, Verkäufer, Metayers u. s. w. einen bestimmten Anteil am Gewinn oder aus dem Erlös ihrer Erzeugnisse erhalten, der erst am Ende der Produktionsperiode ausbezahlt wird, so dient eben das Kapital des Unternehmers dazu, sie bis zur Auszahlung ihres Anteils zu ernähren, ihnen einen Vorschuß zu gewähren, der bei der Schlußabrechnung von ihrem Anteil abgezogen wird. Es ist unbegreiflich, wie, ich sage nicht, ein wirtschaftlicher Schriftsteller, sondern wie ein urteilsfähiger Mensch sich dieser Einsicht verschließen kann!

Und weiter: „Auf amerikanischen Walfischfahrern ist es Brauch, keinen festen Lohn, sondern einen Anteil an der Ausbeute der Jagd zu bezahlen, der von einem Sechzehntel oder Zwölftel für den Kapitän bis herab auf ein Dreihundertstel für den Kajütenjungen geht. Wenn daher ein Walfischfänger nach erfolgreicher Fahrt in New-Bedford oder San Francisco einläuft, trägt er in seinem Raum sowohl den Lohn der Mannschaft wie den Gewinn der Rheder, nebst einem Aequivalent für alle während der Reise verbrauchten Vorräte. Kann irgend etwas einleuchtender sein, als daß dieser Lohn — der Thran und das Fischbein, welche die Jäger erbeutet haben — nicht aus dem Kapital stammt, sondern wirklich ein Teil des Produktes ihrer Arbeit ist?“

Einige weitere, von George angeführten Beispiele sind den vorstehenden durchaus gleichartig, ich brauche sie daher nicht zu wiederholen. Seine Beweisführung gipfelt in dem Satze, aller Lohn sei ein Teil des Produktes der Arbeit, und nicht ein Vorschuß, den das Kapital dem Arbeiter leistet.

Wie hinfällig diese Theorie sei, ergiebt sich aus Allem, was bisher über Kapital und Lohn gesagt wurde, ja, die Beispiele könnten nicht besser gewählt sein, um das gerade Gegenteil von Dem darzutun, was sie beweisen sollen. Die oben gesperrt gedruckten Sätze enthalten geradezu das Zugeständnis, daß der Lohn keineswegs aus dem Produkt gegenwärtiger Arbeit, sondern vielmehr aus dem Produkt vergangener Arbeit entnommen wird. Wozu brauchte der Arbeiter sonst „das Kapital einer andern Person“, wenn er doch aus dem Erzeugnis seiner eigenen Arbeit bezahlt wird? Wie steht es mit den „während der Reise des Walfischfahrers verbrauchten Vorräten“? Die Walfischjäger haben also doch nicht auf ihrer viele Monate und nicht selten Jahre dauernden Fahrt von Thran und Fischbein, dem Produkt ihrer gegenwärtigen Arbeit, ihr Dasein gefristet?

In Wirklichkeit verhält sich die Sache wesentlich anders. Der Arbeiter bezieht die Mittel zu seinem Unterhalt während der Dauer seiner Beschäftigung nicht aus seinem eigenen, gegenwärtigen Erzeugnis, sondern aus früheren und von Andern erzeugten Produkten; die Fälle, in denen der Arbeiter auf den Erlös aus dem Produkt seiner Arbeit warten kann, oder in welchen das Produkt zu seinem Unterhalt geeignet ist, sind ver-

hältnismäßig selten. Das Erzeugnis seiner eigenen Arbeit hat für den Arbeiter nur eine einzige wichtige Funktion: es bestimmt die Höhe seines Lohnes oder mit andern Worten die Größe seines Anteils an dem vorhandenen Lohnfond. Der Arbeiter wird zwar aus dem Erzeugnis vorgethaner Arbeit bezahlt, aber die Höhe seines Lohnes wird nach seiner gegenwärtigen Leistung, d. h. nach der größeren oder geringeren Produktivität seiner Arbeit, bemessen. Die relative Höhe des Lohnes in einer gegebenen Beschäftigung hängt überall und allezeit von dem Verkaufswert des Produktes ab, welcher seinerseits durch die größere oder geringere Schwierigkeit der Herstellung, durch Nachfrage und Vorrat und viele andere Ursachen bestimmt wird, denen nachzugehen mich hier zu weit führen würde. Gewiß ist, daß die Durchschnittshöhe der Einzellöhne in jeder Thätigkeit durch den Verkaufswert des Produktes bestimmt wird; sie ist gleich dem Verkaufswert des Produktes (nach Abzug des Unternehmergewinns und der Zinsen) dividirt durch die Anzahl aller daran beschäftigt gewesenen Arbeiter. Daß Dieses etwas ganz Anderes ist, als wenn ich sage, die Arbeiter werden aus dem Erlös des Produktes bezahlt, liegt auf der Hand.

Der Arbeitgeber oder Unternehmer überläßt dem Arbeiter gegen eine verabredete Leistung seinen eigenen Anspruch auf einen Bruchteil des Nationalvermögens und dieser Bruchteil heißt Lohn. Besäße der Unternehmer außer Gebäuden, Maschinen, Gerätschaften und einem Vorrat von Rohmaterial nicht auch anderweitiges freies Kapital, so könnte er den Arbeiter erst aus dem

Erlös des fertigen Produktes ablöhnen. Das Letztere geschieht in einigen Fällen allerdings; in weitaus den meisten Fällen jedoch erhält der Arbeiter seinen Lohn lange bevor die fertige Waare verkauft und bezahlt ist. In der Regel kann der Arbeiter nicht auf seinen Lohn warten; er fordert und erhält denselben am Ende jedes Tages oder jeder Woche. Ein bestimmter Fond, aus dem der Arbeiter seine Bedürfnisse während der Dauer seiner Arbeit und des oft sehr beträchtlichen Zeitraumes bis zum Verkauf und zur Bezahlung des Produktes bestreiten kann, muß demnach vorhanden sein; diesen Fond bildet das freie, nicht in Fabrikgebäuden, Maschinen u. s. w. festgelegte Kapital, nämlich die vorhandenen Waarenvorräte aller Art, welche, zu Nahrung, Kleidung und Befriedigung sonstiger Bedürfnisse geeignet, das Lohnkapital einer Nation ausmachen.

Die Höhe des Lohnkapitals in den einzelnen Ländern ziffernmäßig festzustellen, ist unmöglich; auch schwankt dieselbe zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden. Es ist größer in Jahren wirtschaftlicher Prosperität und kleiner nach schlechten oder mittelmäßigen Ernten, Handelskrisen, Kriegen und sonstigen Störungen im Erwerbsleben des Volkes. Aber wiewohl Niemand sagen kann, so und so viele Millionen sind in diesem Jahre und in diesem oder jenem Lande zu Produktionszwecken, also zu Arbeitslöhnen verfügbar, kann man dennoch mit Sicherheit behaupten, daß nicht mehr als eine gewisse Anzahl Millionen dazu verfügbar ist. Mit dieser Anzahl Millionen, diesem bestimmten Vorrat notwendiger Lebensbedürfnisse, muß die vorhandene Menge aller Arbeiter auskommen: die Summe

aller Einzellöhne kann daher nie den Betrag des verfügbaren Lohnkapitals übersteigen. Es erscheint demnach klar, daß bei sich gleich bleibendem Lohnkapital jede Vermehrung der Zahl der Arbeiter eine Verminderung des jedem einzelnen zufallenden Lohnanteils bewirken, während umgekehrt jede Verminderung der Zahl der Arbeiter den jedem einzelnen zufallenden Lohnanteil vergrößern muß. Genauer: Die durchschnittliche Lohnhöhe hängt von der Anzahl der Arbeiter im Verhältnis zu dem verfügbaren Lohnkapital ab.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, ist es vielleicht notwendig, an dieser Stelle ausdrücklich zu erklären, daß ich ein- für allemal nicht von der Höhe des Geldlohnes spreche, sondern von der Größe des Anteils der Arbeiter an dem vorhandenen Lohnkapital. Der Geldlohn mag sein, welcher er will: das einzige Wesentliche daran ist, wieviel von dem ihm zum Leben notwendigen Gegenständen kann sich der Arbeiter dafür anschaffen? Dieses Wieviel richtet sich nach dem Preise der Erzeugnisse, der Preis aber ist wohlfeiler, wenn, im Verhältnis zu der Zahl der Konsumenten, ein großer, und teuerer, wenn ein kleiner Vorrat vorhanden ist. — Zugleich muß hier bemerkt werden, daß auch der auswärtige Handel an dem aufgestellten Grundsatze nichts ändert. England und Deutschland sind Nahrung einführende Länder: sie erzeugen nicht selbst genug Nahrung, um die Bevölkerung zu unterhalten. Getreide und ähnliche Dinge können sie jedoch nur darum importiren, weil sie andere Gegenstände, zumeist Fabrikate, im Tausch für diese zu exportiren im Stande sind. Ihre Fabrikate oder deren Rohstoff bilden einen

Teil ihres Lohnfonds, weil dieselben jederzeit in das Getreide fremder Länder umgesetzt werden können. Je mehr die englischen oder deutschen Arbeiter von solchen Fabrikaten erzeugen, desto größer wird ihr Anteil an dem allgemeinen Lohnfond; sie können desto mehr Getreide u. s. w. von auswärts beziehen, je größer ihre eigene Produktivkraft ist. England konsumirt von allen europäischen Ländern vielleicht das meiste überseeische Getreide und führt seine Fabrikate dagegen aus; sein Ueberschuß an Fabrikaten demnach, den es exportirt, bildet den größten Teil seines Lohnfonds für das kommende Jahr. In dem modernen Wirtschaftsprozeß, an welchem die gesamte Kulturwelt und sogar viele halbcivilisirte Völker beteiligt sind, nehmen oft fremde Nationen die Stellen ein, die früher innerhalb der Nation einzelne Klassen derselben eingenommen hatten: Amerika und Rußland, die uns einen Teil ihres Ueberschusses an Getreide schicken, treten an die Stelle des deutschen Landmanns und helfen unsere industrielle Bevölkerung unterhalten. Ohne die Zufuhr ausländischen Korns hätte sich die deutsche Industrie niemals zu ihrer gegenwärtigen Höhe entwickeln können. Indem Amerika, Rußland u. s. w. den Weizen billiger erzeugen, als Deutschland, ermöglichen sie es einem Teil der Produktivkraft Deutschlands, sich auf lohnendere Arbeitsgebiete zu werfen, als der Weizenbau für sie ist, und durch den Austausch ihrer Produkte gegen fremdes Getreide einen größeren Vorrat von Getreide überhaupt herbeizuziehen, als unter den günstigsten Verhältnissen daheim hätte erzeugt werden können. Die nationale Oekonomie räumt immer mehr das Feld vor der uni-

versellen Oekonomie und je deutlicher die wirtschaftliche Solidarität der Völker zu Tage tritt, desto freier werden einsichtige Staatsmänner sich die nationalen Kräfte entfalten lassen, die von selbst die ihnen naturgemäßeste Richtung der wirtschaftlichen Produktion, die Richtung des geringsten Widerstandes, d. h. der größten möglichen Produktivität, einschlagen werden.

Nach dem Gesagten scheint es vollständig klar, daß sich die Größe des Lohnfonds, die Menge der verfügbaren Unterhaltsmittel (mögen diese daheim erzeugt, oder im Tausch gegen einheimische Fabrikate von auswärts bezogen sein), nach der Produktivität der Nation richtet. Denn je mehr die Nation erzeugt, desto mehr hat sie zu verbrauchen, entweder von eigenen Erzeugnissen, oder von fremden, die sie für ihre eigenen Erzeugnisse eingetauscht hat. Dieser Fond aber mag nun größer oder kleiner sein, so wird doch die durchschnittliche Lohnhöhe durch die Anzahl der an demselben Teilnehmenden bestimmt. Das scheinen schon die Innungen und Zünfte des Mittelalters eingesehen zu haben, als sie die Zahl ihrer Zunftgenossen auf ein gewisses Maximum beschränkten. Das Zunftwesen verhinderte das zu rasche Anwachsen der arbeitenden Bevölkerung und sicherte jedem der ihm Angehörenden ein auskömmliches Dasein, jenen goldenen Boden, den das alte Sprüchwort dem Handwerk zuschreibt.

In neuen Ländern, die, wie die Vereinigten Staaten, Australien u. s. w. von einer intelligenten, energischen und produktionskräftigen Einwanderung besiedelt und wirtschaftlich erobert werden, kann die Kapitalbildung eine Zeitlang ohne Schwierigkeit mit jeder

möglichen Bevölkerungszunahme Schritt halten, und alle Arbeiter, die sich einstellen, finden lohnende Beschäftigung: allein nach einiger Zeit tritt eine Verlangsamung im Tempo der Kapitalbildung ein, die daher rührt, daß das fruchtbarste und bestgelegene Land allmählich vollständig okkupirt wird und man sich mehr und mehr dem geringeren oder ungünstiger gelegenen Boden zuwenden muß. Vollends in einem alten Lande kann die Bevölkerung nicht lange zunehmen, ohne auf den Lohn zu drücken (d. h., was das Nämliche besagen will, eine Steigerung der Preise von Obdach und Lebensmitteln zu verursachen), wenn nicht, sei es durch landwirtschaftliche Entdeckungen oder Erfindungen, sei es durch eine ungewöhnliche Zunahme der Getreideproduktion in neuen Ländern, bisher unbekannte Hülfsquellen erschlossen werden, aus denen der Zuwachs an Menschen unterhalten werden kann. Heutzutage, wo Nordamerika, Rußland, Argentinien, Ostindien zu neuen Kornkammern für Europa geworden sind, ist die Frage eine weniger brennende: daß sie aber gleichwohl existirt, wird Niemand in Abrede stellen. Wäre Dem anders, dann müßten die Arbeiter allenthalben mit ihrem Loose zufrieden sein und es gäbe nirgends Hungerlöhne noch Ausstände mehr. Die Frage ist einfach: Würde sich die Lage der Arbeiter verbessern, wenn ihre Anzahl eine kleinere, ihre Konkurrenz eine minder heftige wäre? Würde der Anteil eines jeden an dem vorhandenen Lohnfond ein größerer sein, wenn es weniger Arbeiter gäbe? Dieses ist das Verhältnis, worauf es ankommt, und kein anderes. Wenn es richtig ist, daß in letzter Instanz nur der Ertrag von

Grund und Boden das zum Unterhalt der Menschheit Erforderliche liefert, und daß dieser Ertrag zwar bis zu einem gewissen Punkte durch vermehrte Arbeit und verbesserte Kultur vergrößert, darüber hinaus aber selbst durch noch weiter vermehrte Arbeit nicht vergrößert werden kann, so mag die Bevölkerung gleichen Schrittes mit dem Anbau zunehmen, ohne eine Verschlechterung ihrer allgemeinen Lage befürchten zu müssen; hat sie aber diejenige Grenze erreicht, wo vermehrte Arbeit und verbesserte Kultur dem Boden keinen entsprechend größeren Ertrag mehr abgewinnt, so wird fortgesetzte Bevölkerungszunahme unerbittlich zur Verschlechterung ihrer Lage führen. Sobald der Anbau zu geringerem Boden, zu ungünstigeren Lagen übergehen muß, um das zum Unterhalt der Bevölkerung notwendige Getreide zu erzeugen, muß die Lohngrenze sinken, der Anteil des Arbeiters an dem Gesamterzeugnis kleiner werden. Denn der Marktpreis der Bodenprodukte richtet sich nicht nach dem durchschnittlichen Ertrag aller Aecker, sondern nach den Produktionskosten auf dem schlechtesten oder am Ungünstigsten gelegenen Boden, weil die Voraussetzung ja eben ist, daß auch dieser nutzbar gemacht werden muß, wenn die Bevölkerung bei Leben und Gesundheit erhalten werden soll. Wenn Dieses richtig ist, so fällt der Lohn mit steigender und steigt mit fallender Rente, und zwar steigen und fallen beide, wie Eingangs angedeutet wurde, aus derselben Ursache, nämlich der Zu- oder Abnahme der Bevölkerung. Die Erschließung neuer Kornkammern, wie Nord- und Südamerika, Rußland, Ostindien u. s. w. hat in Europa ebenso gewirkt, wie wenn hier selbst mehr

Land zum Anbau frei geworden wäre; die Rente ist z. B. in Deutschland vielfach ganz verschwunden und wo Dieses geschehen ist, wirft der Landbau höchstens noch den gewöhnlichen Kapitalzins ab. Durch die Zufuhr billiger ausländischen Bodenerzeugnisse ist der Lohn (nicht notwendigerweise der Geldlohn, sondern der Anteil der Arbeiter) entsprechend gestiegen; ohne diese Zufuhr wäre z. B. Deutschland überhaupt nicht im Stande, seine heutige Bevölkerungsziffer zu ernähren; hätten aber, statt 52, sich nur 40 oder 45 Millionen in das Gesamtprodukt zu teilen, so würde der Anteil jedes Einzelnen natürlich dementsprechend noch größer, sein Lohn noch höher, d. h. also die Subsistenzmittel würden noch billiger sein. Mit andern Worten, nur dank der Erschließung jener Länder ist die heutige Bevölkerungsziffer Deutschlands zur Wirklichkeit geworden; anstatt jedoch ihre Lebenshaltung wesentlich zu verbessern, hat die Bevölkerung vorgezogen, sich pari passu mit dem Anwachsen des Lohnfonds zu vermehren. Der Einwand, das heutige Gesamtprodukt Deutschlands hätte nicht hergestellt werden können, wenn die Bevölkerungsziffer niedriger gewesen wäre, erscheint hinfällig, wenn man überlegt, daß nach zuverlässigen statistischen Ermittelungen in jedem Winter eine halbe Million Einwohner in Deutschland ohne Broderwerb ist und daß andere Millionen sich mit dem Allernotwendigsten begnügen müssen.

Die Lage der arbeitenden Klassen kann durch Niemand, als durch sie selbst, dauernd gebessert werden. Zu diesem Zwecke stehen ihnen zwei Maßregeln zu Gebot, die sie einzeln oder zusammen in Anwendung

bringen können. Entweder, sie legen ihrem Vermehrungstrieb Zügel an und beschränken dadurch ihre Anzahl, oder ein Teil von ihnen entschließt sich zur Auswanderung nach fremden Ländern, wo noch freier Boden zu haben ist, die Kapitalbildung schneller fortschreitet, als im alten Europa, und darum die Arbeitsgelegenheiten reichlicher vorhanden und der Lohn ein höherer ist. Der stetige Strom der Auswanderung, der sich seit 25 und mehr Jahren alljährlich in entfernte Gegenden ergießt, ist in Deutschland und anderwärts das Mittel gewesen, durch welches ein weiteres Sinken der durchschnittlichen Lebenshaltung vorerst noch verhütet wurde, auch ohne daß sich die Masse der Bevölkerung einer Einschränkung ihrer bisherigen Gepflogenheiten hinsichtlich der gewöhnlichen Kinderzahl unterwerfen mußte; ja, die Bevölkerungszunahme konnte sogar, Dank günstigen Umständen, die auch in Deutschland einen großen jährlichen Kapitalzuwachs ermöglichten, gegen früher rascher fortschreiten, ohne daß die Arbeiterschaft ihre durchschnittliche Lebenshaltung zu verschlechtern gebraucht hätte. Allein die Möglichkeit ferneren Zuwachses bei gleicher Lebenshaltung wird notwendig ihre Grenze finden, sobald jene entfernten Gegenden vollends besiedelt sind; ein Zeitpunkt, der schwerlich in so weiter Zukunft liegt, wie einige volkswirtschaftliche Schriftsteller anzunehmen geneigt sind, die mit K. Jentsch meinen, die fruchtbarsten Gegenden der Erde, die Ebenen des Orinoco und des Amazonas, seien für den Ackerbau erst noch nutzbar zu machen. Es ist doch sehr die Frage, ob diese unter tropischer Sonne gelegenen Stromgebiete sich zum Aufenthalt für

Europäer und deren Abkömmlinge überhaupt eignen, und ob diese auch nur annähernd Aehnliches daselbst leisten würden, wie ihre Brüder unter den gemäßigten Himmelsstrichen. — Wenn durch plötzlich eintretende günstige Umstände die Lage der Arbeiter so nachhaltig gebessert wird, daß sie lernen, Dinge als unentbehrliche Bedürfnisse zu betrachten, die ihnen bis dahin nur als verhältnismäßig seltene Genüsse oder gar nicht zugänglich waren, wenn mit andern Worten durch solche günstigen Einflüsse die Lebenshaltung der Arbeiter dauernd auf ein höheres Niveau gehoben wird, von dem sie dann nicht wieder auf ein niedrigeres Niveau herabzusteigen gewillt sind, dann werden sie die Vermehrung ihrer Zahl mit ihren neuen höheren Ansprüchen in Einklang zu setzen suchen; ist dagegen die Wirkung solcher günstigen Umstände eine bloß vorübergehende, bringt sie keine dauernde Veränderung in den Gewohnheiten und Ansprüchen der Arbeiter hervor, so wird sie notwendig zu vermehrtem Wachstum ihrer Zahl und damit zum alten Elend der Arbeiterklassen führen. Was für den Einzelnen ersprießlich oder nachteilig ist, gilt ebenso für den ganzen Stand. In Bezug auf diese Verhältnisse sagt Mill: „Dinge, welche die Arbeiter nur oberflächlich berühren, hinterlassen keinen nachhaltigen Eindruck auf ihre Gewohnheiten und Bedürfnisse, weshalb jene bald in ihren früheren Zustand zurückgleiten. Um eine nachhaltige Besserung zu bewirken, muß die jeweils auf sie einwirkende Ursache stark genug sein, eine große Veränderung in ihrer Lage herbeizuführen, eine Veränderung, die viele Jahre hindurch gefühlt wird, gleichviel welchen Sporn während

einer Generation sie der Vermehrung der Menschen giebt. Wenn dann aber die Verbesserung diesen bedeutenden Charakter hat und eine Generation herangewachsen ist, die von jeher an ein größeres Behagen gewöhnt war, so werden die Gewohnheiten dieser neuen Generation in Bezug auf die Bevölkerung nach einem höheren Minimum" — der Lebenshaltung — „gebildet und die Verbesserung ihrer Lage wird dauernd werden. Das hervorragendste Beispiel dieser Art bietet Frankreich nach der Revolution. Die Mehrheit der Bevölkerung sah sich plötzlich aus großem Elend zu Unabhängigkeit und verhältnismäßigem Behagen emporgehoben; die unmittelbare Folge davon war, daß die Bevölkerung, ungeachtet der zerstörenden Kriege jener Zeit, mit beispielloser Schnelligkeit zunahm, teils weil durch die verbesserten Verhältnisse viele Kinder, die sonst gestorben wären, am Leben blieben, teils in Folge einer Zunahme der Geburten. Die folgende Generation aber wuchs mit wesentlich veränderten Ansprüchen heran, und obwohl das Land noch nie vorher eine gleich hohe Stufe des Wohlstandes erklommen hat wie heute, bleibt doch die Anzahl der Geburten in jedem Jahre sich heute fast gleich und ist der Bevölkerungszuwachs ein äußerst langsamer." Seit der großen Revolution ist, wie Mill a. a. O. ausführt, in Frankreich „ein Geschlecht herangewachsen, das, in besseren Umständen geboren, nicht gelernt hat, elend zu sein, und auf dieses wirkt der Geist der Wirtschaftlichkeit am Sichtbarsten, indem er die Bevölkerungszunahme innerhalb der nationalen Vermögenszunahme hält." Der ausgezeichnete deutsche Nationalökonom Karl Heinrich

Rau, dessen Schrift über den Ackerbau der Pfalz Mill bei dieser Gelegenheit citirt, bemerkt, daß nach 1817 der Taglohn, welcher in den vorhergegangenen Kriegsjahren ungewöhnlich hoch gewesen war, zwar auf einen geringeren Geldwert fiel, aber eine verhältnismäßig so hohe Kaufkraft erlangte, daß die Lage der Bevölkerung unzweifelhaft gebessert wurde. Die den ländlichen Arbeitern von ihren Arbeitgebern verabreichte Nahrung wurde reichlicher und besser. Eine solche bedeutende Lohnerhöhung, die nicht nach dem Geldwert, sondern nach der Menge der notwendigen und angenehmen Dinge bemessen werden müsse, die sich der Arbeiter verschaffen könne, sei ein anerkannter Beweis dafür, daß sich die Masse des vorhandenen Kapitals vergrößert habe. Mill bemerkt hierzu, sie beweise nicht bloß Dieses, sondern auch, daß die Arbeiterbevölkerung nicht im nämlichen Verhältnis angewachsen sei wie das Kapital, und daß in diesem Falle wie in dem Frankreichs Klugheitsrücksichten die Bevölkerungszunahme verlangsamt hätten.

Genug ist jetzt gesagt worden, um darzuthun, daß das Loos der arbeitenden Klassen, die materielle Wohlfahrt der großen Mehrheit in jeder Nation, in ihre eigene Hand gegeben ist, daß sie eine Besserung dieses Looses im Wesentlichen nur ihrer eigenen Klugheit und Mäßigung zu danken haben können. Der Grundsatz, um den es sich handelt, ist so einfach und selbstverständlich, daß ihn Jeder, auch der ungebildetste Taglöhner, begreifen und anerkennen muß. Er lautet: Die Größe Deines Anteils an dem vorhandenen Lohnfond hängt von der Anzahl Deiner Mitbewerber

ab; je mehr Leute sich zu der Arbeit drängen, von der Du einen Teil verrichtest, desto geringer wird Dein Anteil an dem Lohnfond, desto niedriger Deine Bezahlung sein. Vorübergehend kannst Du zwar Deine Verhältnisse bessern, indem Du Deine Mitbewerber widerrechtlich oder gewaltsam von der Teilnahme an Deiner Beschäftigung ausschließest; das Schicksal Deines Standes aber kannst Du nur dann nachhaltig bessern helfen, wenn Du thust, was an Dir ist, um nicht da neue Konkurrenten zu schaffen, wo die Unterhaltsmittel für die bereits Vorhandenen kaum ausreichen.

Wenden wir uns nun zu den Lohnunterschieden in den einzelnen Berufsarten, so hat im Allgemeinen das von Adam Smith darüber Gesagte noch heute Geltung, wenn auch die von ihm angeführten Beispiele besonders für die veränderten industriellen Verhältnisse unserer Zeit nicht mehr zutreffen. Nach Adam Smith beruhen diese Unterschiede teilweise auf den politischen Zuständen Europas, die nirgends eine vollständige Freiheit der individuellen Entwickelung gewähren; teilweise auf gewissen mit den Berufsarten selbst verwachsenen Verhältnissen, „die entweder in Wirklichkeit, oder in der Einbildung der Leute, einen geringen Verdienst in einigen, einen bedeutenden in andern aufwiegen. Erstens, die Annehmlichkeit oder Beschwer des Berufes selbst; zweitens, die Leichtigkeit und Billigkeit, oder die Schwierigkeit und Kostspieligkeit seiner Erlernung; drittens, die Beständigkeit oder Unbeständigkeit der Beschäftigung, viertens, das geringere oder größere, in den Arbeiter zu setzende Vertrauen; fünftens, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs in dem zu wählenden Beruf."

Es leuchtet ein, daß der Lohn eines gelernten Handwerkers ihm während seiner mutmaßlichen Lebensdauer mindestens so viel eintragen muß, als seine Ausbildung bis zu der Zeit gekostet hat, wo er anfängt, sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben; ferner die landesüblichen Zinsen auf den hierauf verwendeten Betrag, und endlich außerdem eine hinreichende Summe, um davon leben, heiraten und die gewöhnliche Anzahl Kinder zeugen und erziehen zu können. So groß muß wenigstens der Unterschied zwischen seinem Einkommen und dem eines gewöhnlichen Taglöhners sein; denn wäre dieser Unterschied nicht vorhanden, könnte der Handwerker nicht erwarten, in der Ausübung seines Berufs mindestens diesen Mehrbetrag zu verdienen, so würde er sich der Mühe und den Kosten der Erlernung des Handwerks nicht unterziehen, sondern ein gewöhnlicher Taglöhner werden.

Im Grunde genommen liegen die Lohnunterschiede in der Produktivität der einzelnen Individuen selbst, d. h. Diejenigen, welche besondere Anlagen, Geschicklichkeiten, Fähigkeit und Vertrauenswürdigkeit besitzen, können sich meistens solchen Berufsarten zuwenden, die eben dieser Erfordernisse wegen eine höhere Belohnung einbringen; wären alle Arbeiter gleich veranlagt und gleich zuverlässig und besäßen sie die Freiheit der Auswahl, dann würden die von Smith angeführten Verhältnisse viel allgemeinere Geltung haben, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Aber nicht jeder Beruf steht Jedem offen, um irgend einen der besseren ergreifen zu können, müssen vielerlei Voraussetzungen erfüllt werden, und

je schwieriger, komplizirter und verantwortungsreicher derselbe ist, desto Wenigeren wird es gelingen, ihn erfolgreich auszuüben. Daher sind diese Berufsarten mit Recht die am Höchsten besoldeten, oder bringen die meiste Ehre ein, welch' letztere Rücksicht bei den Wohlhabenden und Reichen nicht selten der ausschlaggebende Beweggrund bei der Berufswahl ist, während gerade die unangenehmsten Berufsarten, diejenigen, welche die schwerste oder ekelerregende körperliche Arbeit erfordern, in der Regel am Allerschlechtesten bezahlt werden, weil denen, die sich zu einer solchen Arbeit bequemen, überhaupt keine andere Wahl bleibt. Entweder sind in den höheren Berufen, zu welchen sie allenfalls befähigt und mit den notwendigen Vorkenntnissen ausgerüstet wären, alle Plätze schon besetzt, oder aber sie besitzen überhaupt nur Fähigkeit und Geschicklichkeit zur allerniedrigsten Arbeit. Wäre das Angebot von Arbeitskräften zu solcher Arbeit geringer als die Nachfrage, dann würden sicherlich die niedrigsten und unangenehmsten Arbeiten höher bezahlt werden, als mancher andere ehrenvolle Beruf, dessen Ausübung mehr Intelligenz, größere Geschicklichkeit und ausgebreitetere Kenntnisse erfordert. „Wenn die Gesamtheit der Arbeiter," sagt John Stuart Mill, „statt für die Gesamtmenge der zu leistenden Arbeit mehr als hinreichend zu sein, zur Bewältigung derselben nicht genügte, würden allgemein unbeliebte Arbeiten nur für mehr als den gewöhnlichen Lohn unternommen werden. Wenn aber das Angebot der Arbeit die Nachfrage dermaßen übersteigt, daß es ungewiß ist, ob Einer überhaupt Beschäftigung findet, und daß es für eine Gunst gilt, wenn Einem Beschäftigung angeboten wird,

dann ist der Fall gänzlich umgekehrt. Tüchtige, gewandte Arbeiter, nach denen Jeder eifrig sucht, können noch immer ihre Auswahl treffen. Die übrigen müssen nehmen, was sich ihnen bietet. Je widerwärtiger die Beschäftigung, desto gewisser wird ihr nur die niedrigste Belohnung zu Teil, weil sie den Hülflosesten und Gesunkensten zufällt, denen, die wegen schmutziger Armut, oder wegen ihres Mangels an Fertigkeit und Ausbildung, von allen andern Beschäftigungsarten ausgeschlossen sind."

V.

Der Gewinn.

Unter diesem Ausdruck verstehen wir den Anteil des Kapitalisten an der Gütererzeugung. Dieser Anteil zerfällt in drei Kategorien:

Die Zinsen,
Das Risiko,
Den Unternehmergewinn.

Die Zinsen bilden den Anteil des Kapitalisten als solchen an der Gütererzeugung; seine Belohnung für den Verzicht auf den Selbstgenuß des Kapitals, für den Dienst, welchen er der Allgemeinheit erweist, indem er ihr Rohstoffe, Werkzeuge und Unterhaltsmittel zum Zwecke der Produktion vorschießt. Sie sind derjenige Mehrertrag über das der Arbeit vorgestreckte Kapital, welcher dem Kapitalisten zufallen muß, wenn anders die Kapitalbildung nicht in's Stocken geraten soll.

Niemand würde sein Kapital, sein Anrecht auf einen Teil des allgemeinen Besitzes, zum Zweck wirtschaftlicher Ausbeutung auf einen Andern übertragen, wenn er für diesen Dienst keine Gegenleistung erhielte.

Jeder würde vorziehen, sein Kapital entweder selbst produktiv nutzbar zu machen, indem er ein eigenes Geschäft gründete, oder es allmählich in Unthätigkeit aufzuzehren, oder es in Geld umzusetzen und in einem alten Strumpf aufzubewahren, wenn er dafür, daß er die Nutznießung Andern überläßt, nicht belohnt würde. Die Zinsen sind daher eine Abgabe, welche der Produzent an den Kapitalisten entrichten muß; eine Vergütung, die dieser für den Nießbrauch seines Kapitals verlangen kann; mithin Dasjenige, was die Anlage bei vollständiger Sicherheit ihrem Eigentümer einbringt, ohne daß er selbst eine Hand dabei zu rühren brauchte.

Die Höhe dieser Vergütung heißt der Zinsfuß und ist zur selben Zeit und an demselben Orte bei gleicher Sicherheit der Kapitalanlage durchaus gleich. Mehr als diesen niedrigsten Zinsfuß kann der Kapitalist, der sein Kapital gegen die beste Sicherheit ausleiht, nicht erwarten; will er ein größeres Einkommen daraus beziehen, so muß er auf minder gute Sicherheit leihen, und das Mehr an Einkommen, welches er auf diese Weise erzielt, ist Assekuranzprämie für das Risiko. Ist der Kapitalist auch mit diesem vermehrten Einkommen noch nicht zufrieden, so muß er entweder selbst ein Geschäft anfangen, oder sich an einem bereits bestehenden Betriebe als thätiger Teilhaber beteiligen. Diejenige Summe, welche ihm sein Kapital in diesem Geschäft oder Betriebe einträgt, ist, nach Abzug der landläufigen Zinsen und einer Prämie für das Risiko, sein Unternehmergewinn. Dieser aber ist nichts Anderes als Lohn für die Arbeit der Aufsicht und Leitung, die zumal in den größeren und ganz großen kaufmännischen

und industriellen Betrieben kein geringes Maß von Intelligenz, Thatkraft, Fleiß, Ruhe, organisatorischem Talent und allgemeiner Bildung erfordert, lauter Eigenschaften, die, je hervorragender, desto seltener sind, und ihrem Besitzer hohe Belohnung sichern.

Der Mehrertrag der nationalen Gütererzeugung über das in ihr angelegte Kapital muß also mindestens hinreichend sein, um daraus die landläufigen Zinsen, das Risiko und den gewöhnlichen Unternehmergewinn oder -Lohn zu bestreiten. Es versteht sich, daß dieses Minimum zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten höher oder niedriger sein kann, je nach der Verschiedenheit der herrschenden Verhältnisse und Anschauungen. Wo z. B. eine sparsame, fleißige, ehrliche und vorsichtige Bevölkerung wohnt, wird der Zinsfuß niedriger sein, als anderwärts, wo man träger, verschwenderischer, oder waghalsiger ist und es mit der gewissenhaften Beobachtung eingegangener Verpflichtungen weniger genau nimmt, oder wo die Sicherheit des Eigentums aus ähnlichen oder anderen Ursachen überhaupt eine geringere ist. Mit dem Fortschritt allgemeiner Kultur, bei geordneten Staats- und Rechtseinrichtungen und der verminderten Wahrscheinlichkeit großer und zerstörender Kriege, Epidemieen u. s. w., verschwindet das Element des Risikos, das auch in den sichersten Kapitalanlagen heute immer noch in einem gewissen Grade vorhanden ist, immer mehr, und der Zinsfuß verringert sich in dem Maße, wie dieses Risiko schwindet und im Verhältnis zu der zu leistenden Produktion die Masse des verfügbaren Kapitals wächst. Allerdings steigt der Zinsfuß auch heute noch selbst in

den zivilisirtesten Ländern wieder, sobald aus irgend einem Grunde das Risiko größer als gewöhnlich wird, mit der Gefahr des Verlustes, der das Kapital in einer beliebigen Beschäftigung ausgesetzt ist. Der Zinsfuß, oder richtiger dasjenige Element des Gewinns, welches wir die Assekuranzprämie genannt haben, steigt oder fällt mit dem größeren oder geringeren Maße des Risikos im Verhältnis zu der Menge des anlagesuchenden Kapitals, die in der Regel im umgekehrten Verhältnis zu der Größe des Risikos steht, weshalb auch in Zeiten schwerer wirtschaftlichen und politischen Erschütterungen das flüssige Kapital sich häufig ganz aus dem Verkehr zurückzieht und lieber auf jede, auch die höchsten Zinsen verzichtet, als daß es sich der Gefahr gänzlicher oder teilweiser Zerstörung aussetzt. Daraus folgen dann: Schließung der Fabriken, Massenentlassungen von Arbeitern, teilweise oder gänzliche Einstellung der Gütererzeugung, unerschwingliche Zinsen, kaufmännische und industrielle Bankerotte und alle jene traurigen Erscheinungen der Not und des Elendes, die aus der Geschichte aller Krisenjahre sattsam bekannt sind.

Die Höhe des Zinsfußes an sich, abgesehen von dem Element des Risikos oder der Assekuranzprämie, wird durch die Menge des anlagesuchenden Kapitals, durch Angebot und Nachfrage bestimmt. In unserer gegenwärtigen Gesellschaft ist derselbe zur gleichen Zeit überall ungefähr gleich hoch. Sobald sich irgendwo ein wesentlicher Unterschied in der Höhe des Zinsfußes zeigt, wird bei der heutigen großen Beweglichkeit des flüssigen Kapitals alsbald genug Kapital zu- oder abfließen, um den Unterschied auszugleichen.

Es giebt kaum irgend eine Thätigkeit, in welcher die Konkurrenz lebhafter wäre, als in dem Geschäft des Borgens und Ausleihens von „Geld.“ „Alle Handeltreibende sind gelegentlich und viele derselben beständig Borger, während alle nicht am aktiven Geschäft beteiligten Kapitalbesitzer Darleiher sind. Zwischen diesen zwei großen Klassen steht eine zahlreiche, gewinngierige und intelligente Vermittlerklasse, die der Bankiers, Wechselmakler, Stockmakler und Anderer, welche die geringste Gelegenheit, einen Gewinn einzuheimsen, ausspäht und ausnützt. Der kleinste Umstand oder der flüchtigste Eindruck, der zu einer Verstärkung oder Abschwächung der Nachfrage nach Darlehen in Gegenwart oder Zukunft führt, beeinflußt unmittelbar den Zinsfuß; und in dem allgemeinen Verkehrsleben treten beständig Umstände ein, welche diesen Unterschied in der Nachfrage bewirken“. (J. S. Mill.) So schwankt selbst in Zeiten normalen Geschäfts der Zinsfuß für Darlehen ganz bedeutend mit Nachfrage und Angebot, auch ohne daß das Element des Risikos verstärkt hervorzutreten oder mehr zu verschwinden brauchte, und in New-York z. B. giebt es selten Jahre, in denen der Diskont auf kaufmännische Wechsel ersten Ranges nicht von drei und vier Prozent in gewissen Monaten auf sechs bis acht Prozent in andern Monaten stiege. „Gleichwohl ist, zur selben Zeit und an dem nämlichen Orte, der Zinsfuß derselbe“ — und, fügen wir hinzu, fast unabhängig vom Orte, heutzutage zur nämlichen Zeit allenthalben beinahe gleich — „für Alle, die gleich gute Sicherheit geben können. Der Zinsfuß auf dem offenen Markte ist zu jeder Zeit eine wohlbekannte und bestimmte Größe.“ (J. S. Mill.)

Hieraus folgt nun, daß der Wert eines Vermögensobjekts nicht nach dem Preis, den es früher einmal gekostet hat, sondern nach dem Einkommen, das es heute abwirft, nach seiner gegenwärtigen Rentabilität, zu beurteilen ist. Wenn der durchschnittliche Zinsfuß vier Prozent beträgt und das Vermögensobjekt ein Einkommen von viertausend Mark abwirft, so ist der Wert des Objekts hunderttausend Mark, gleichviel was sein gegenwärtiger Besitzer früher einmal dafür gegeben hat. Es mag sein, daß er das Vierfache, oder daß er nur die Hälfte dafür gegeben hat; gleichwohl kann man in dem einen Falle nicht sagen, es rentire nur ein Prozent, im andern, es rentire acht Prozent: das Objekt rentirt den gegenwärtigen Zinsfuß und dieser ist der allein richtige Maaßstab für seinen Wert als „Wealth“ oder Kapital. Im gewöhnlichen Leben weiß Dieses auch Jeder sehr gut und Niemand zahlt für ein Vermögensobjekt, außer in Fällen, in denen er ihm einen sogen. Affektionswert beimißt, mehr als das Kapital des Betrages, den es zum landläufigen Zinsfuß rentirt; aber in Fragen der Vermögensbesteuerung z. B. ist dieser Grundsatz noch keineswegs völlig anerkannt. Ich sehe nicht ein, wie man bei der Besteuerung landwirtschaftlichen Besitzes davon sprechen kann, er rentire nur zwei, anderthalb, oder ein Prozent, wenn der landläufige Zinsfuß auf sicherste Anlagen drei oder vier Prozent beträgt; der Grundbesitz ist dann, so fern er nicht teilweise, wie Parkanlagen und Gärten, dem bloßen Luxusgebrauch gewidmet ist, in seinem Werte zurückgegangen, denn den einzigen Maßstab für diesen Wert bildet, von der Rente ab-

gesehen, deren Wesen im nächsten Abschnitte zu erörtern ist, das zinsenmäßige Einkommen. Richten sich die amtlichen Taxate nach einem andern Grundsatz, so ist dieser Grundsatz eben falsch und führt schließlich dazu, daß Liegenschaften, die thatsächlich wertlos oder schlimmer als wertlos sind, weil ihre Bewirtschaftung nur mit Verlust möglich ist, als Vermögensobjekte besteuert werden, was einer Konfiskation derselben unter Umständen verzweifelt ähnlich sieht. —

Die Höhe des Unternehmergewinns, oder desjenigen Teils des Gesamtgewinns, welchen nach Abzug von Zinsen und Risiko eine beliebige Kapitalanlage abwirft, hängt von der Geschicklichkeit, Intelligenz, Thatkraft, Geschäftserfahrung, natürlichen oder künstlichen Vorteilen und andern Eigenschaften des Kapitalisten oder seiner Vertreter, von den Verbindungen, welche er besitzt, und häufig sogar vom Zufall ab. Die großen Ungleichheiten in der Höhe der Unternehmergewinne in verschiedenen Berufsarten sind schon Adam Smith aufgefallen; er erklärt zum Beispiel die prozentualisch außerordentlich hohen Gewinne des Apothekergewerbes daraus, daß der Apotheker nicht selten statt des Arztes von Leidenden konsultirt werde und da er sich für seinen Rat nicht anders bezahlt machen könne, als durch den Preis der Arzneimittel, sei dieser zum Teil als ärztliches Honorar aufzufassen. Hiergegen läßt sich vielleicht einwenden, daß der meist geringe Wert der einzelnen Droguen, die verhältnismäßig seltenen Verkäufe und der dadurch bedingte niedrige Gesamtumsatz die prozentualische Höhe des Nutzens auf die einzelnen Arzneimittel bewirkt haben. Wo vollends

die Ausübung eines Gewerbes an eine staatliche Konzession gebunden ist, die nur Wenige erlangen können, erhält es einen monopolistischen Charakter: der Nutzen, den es abwirft, ist nicht mehr Lohn, sondern Rente. In allen Betrieben, deren Umsatz ein geringer ist, muß der Prozentsatz des Nutzens ein desto höherer sein, um dem Gewerbtreibenden den durchschnittlichen Unternehmergewinn oder -Lohn abwerfen zu können, der im Uebrigen seiner Intelligenz, Energie, Erfahrung und Geschäftskenntnis proportional sein wird. Dieses erklärt die große Höhe des prozentualischen Gewinns der meisten Détaillisten, deren Konkurrenz untereinander den Konsumenten nicht nützt, sondern schadet, indem sie nicht bloß zu keiner Erniedrigung der Preise, häufig aber zur Verschlechterung oder Verfälschung der Waare führt und nur den Anteil des einzelnen Händlers an dem Gesamtgewinne seines Standes verringert. Glücklicherweise führt die wachsende Konkurrenz der Kleinbetriebe schließlich dazu, daß auch das Détailgeschäft mehr und mehr im Großen betrieben wird, wodurch der prozentualische Nutzen auf die einzelnen Artikel sich mehr und mehr dem Gewinnsatz der Großbetriebe nähert. Beispiele sind die riesigen Magazine des Louvre und Bon-Marché in Paris, sowie die nicht minder kolossalen Etablissements der Firmen Gebrüder Stern, John Wanamaker, Arnold, Constable & Co. und zahlreicher andern Großdétaillisten in den Vereinigten Staaten. Je größer der Umsatz ist, desto kleiner wird der Prozentsatz des Nutzens, und wo, wie in großen Bankhäusern, riesige Millionen- und selbst Milliardenziffern jährlich umgesetzt werden, sinkt der Prozent-

satz des Unternehmergewinns auf ein Minimum, oft nur auf einen kleinen Bruchteil von einem Prozent, herab. Denn alle Profite wären sich in allen Kapitalanlagen unbedingt gleich, wenn sich die menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften in ihrer Wirkung auf die verschiedenen Rohstoffe gleich wären; sie sind nur kraft der Verschiedenheit dieser Fähigkeiten und Eigenschaften verschieden; die Tendenz der Profite muß daher immer der wechselseitige Ausgleich der Unterschiede sein, die in den verschiedenen Berufsarten hinsichtlich ihrer Höhe bestehen. Alle Kapitalanlagen werfen, wie Mill sehr richtig bemerkt hat, zwar keineswegs den gleichen Gewinn ab, aber sie versprechen den gleichen Gewinn, wenn man eine etwaige geringere Annehmlichkeit oder Sicherheit des betreffenden Betriebes — der durch letztere verursachte Unterschied des Gewinns ist jedoch auf Rechnung des Risikos zu setzen — in Anschlag bringt. Sobald wesentliche Unterschiede in der Rentabilität verschiedener Betriebe entstehen, vollzieht sich der Ausgleich durch ein Ueberfließen vorhandenen Kapitals aus der einen Beschäftigung in die andere, oder durch das Einströmen neugeschaffenen Kapitals in die gewinnbringendste Anlage; denn jede Ersparnis der Menschen sucht durch die gewohnten Kanäle der Sparbanken, Aktienunternehmungen u. s. w. alsbald nach der vorteilhaftesten und sichersten Verwendung. Durch diesen sich beständig vollziehenden und immer wieder erneuernden Prozeß wird der Ausgleich herbeigeführt, ohne daß dadurch Störungen im Erwerbsleben notwendig einzutreten brauchten, welche allerdings entstehen können, wenn irgend ein besonderer

Beruf (z. B. durch eine ihn verdrängende neue Erfindung, Regierungseingriffe u. dergl.) plötzlich dauernd geschädigt wird. Wenn man von natürlichen und künstlichen Monopolen, Patenten, Konzessionen und Gerechtsamen absieht, deren Gewinne ihrer Natur nach in die Kategorie der Rente gehören, kann zur selben Zeit und am nämlichen Orte in den verschiedenen Gewerben kein wesentlicher Unterschied der durchschnittlichen Rentabilität bestehen, wie bedeutend immer der Unterschied im Verdienste verschiedener Individuen auch innerhalb desselben Gewerbes sein mag.

Fragt man nun nach der Ursache des Gewinns überhaupt, so wird man nicht selten der Ansicht begegnen, daß derselbe aus einem Akt des Austausches entspringe, ja sogar, daß Das, was für den Einen Gewinn, für den Andern notwendig Verlust sei. Diese Meinung ist jedoch, sofern es sich nicht um reines Börsenspiel, das sogenannte Differenzgeschäft, handelt, durchaus irrig. Beim Börsenspiel ist allerdings der Gewinn des Einen immer der Verlust des Andern; aber nicht alle der an der Börse abgeschlossenen Geschäfte tragen diesen Spiel-Charakter. Dasjenige jedoch, was den Gewinn im Allgemeinen möglich macht, was ihn verursacht und seine Höhe bestimmt, ist nicht der Prozeß des Ein- und Verkaufs, des Eintausches und Austausches für Geld, noch auch der Verlust eines Andern: es ist, wie ich bereits in dem Vorausgegangenen wiederholt angedeutet habe, allein die Produktivität der Arbeit. Hierüber sagt John Stuart Mill:

„Die Ursache des Gewinns ist, daß die Arbeit

mehr hervorbringt, als sie zu ihrem Unterhalt bedarf. Der Grund, weshalb im Landbau angelegtes Kapital einen Gewinn abwirft, ist der, daß der Mensch mehr Nahrungsmittel hervorbringen kann, als er während der Zeit ihrer Hervorbringung zu seinem Unterhalte braucht, einschließlich der zur Herstellung der Gerätschaften und zu allen übrigen Vorbereitungen erforderlichen Zeit. Hieraus folgt, daß, wenn ein Kapitalist es unternimmt, Arbeiter zu ernähren, unter der Bedingung, daß das Produkt ihm überlassen werde, ihm nicht bloß seine Vorschüsse ersetzt werden, sondern ihm auch noch ein Ueberschuß verbleiben wird. Mit andern Worten: Das Kapital wirft Gewinn ab, weil Nahrung, Kleidung, Rohmaterial und Werkzeuge länger vorhalten, als Zeit zu ihrer Herstellung erforderlich war, sodaß, wenn der Kapitalist die Arbeiter mit diesen Gegenständen versorgt unter der Bedingung, daß ihm das Produkt gehören soll, die Arbeiter nicht bloß ihre sämtlichen Bedürfnisse und Gerätschaften reproduziren, sondern auch noch Zeit übrig haben werden, um für den Kapitalisten zu produziren. Wir sehen also, daß Gewinn entsteht, nicht in Folge einer Handlung des Austausches, sondern durch die produktive Kraft der Arbeit, und daß mithin der Gesamtgewinn eines Landes immer von der produktiven Kraft der Arbeit abhängt, einerlei ob Austausch stattfindet, oder nicht. Gäbe es keine Teilung der Arbeit, so gäbe es auch weder Einkauf noch Verkauf, aber Gewinn gäbe es gleichwohl noch immer. Wenn die Arbeiter eines Landes sämtlich zwanzig Prozent mehr hervorbringen, als ihr Lohn beträgt, wird auch der Gewinn zwanzig Prozent be-

tragen, gleichviel wie die Preise sein mögen. Durch Preisveränderungen mag es geschehen, daß zu einer Zeit der eine Produzent mehr erhält, als zwanzig Prozent, der andere weniger, indem in Bezug auf alle übrigen Erzeugnisse die eine Waare über, die andere unter ihrem natürlichen Werte steht, bis sich diese Preise wieder adjustirt haben; allein der auf alle zusammen entfallende Gewinn wird immer genau zwanzig Prozent betragen."

Daß diese Darstellung des ausgezeichneten englischen Denkers zwar nicht in Bezug auf den Ursprung alles Dessen, was er und mit ihm die Meisten, Laien sowohl als volkswirtschaftliche Schriftsteller, Gewinn nennen, wohl aber hinsichtlich des Ursprungs eines wichtigen Teils desselben, der Zinsen, durchaus dem Sachverhalte entspricht, wird sich im Verlauf unserer Darstellung ergeben. Anders verhält es sich dagegen mit der daran anknüpfenden Erörterung Mill's über denselben Gegenstand, durch die er übrigens zu den nämlichen Schlüssen gelangt, wie Smith, Ricardo und Andere.

Ricardo, Mill und ihre zahlreichen Nachfolger begründen ihre Auffassung ungefähr folgendermaßen. Da der für die Zwecke ihrer Untersuchung als typisch angenommene Kapitalist sämtliche Unkosten der Produktion, unter Anderem also auch den gesamten Lohn der Arbeiter vorstreckt, so gehört ihm auch das gesamte Produkt. Sieht man von der Rente ab, die fast jeder Kapitalist oder Unternehmer bezahlen muß, deren Charakter aber erst später erörtert wird, und fragt man, worin diese Unkosten bestehen, so findet man, daß sie

allesamt Lohn sind. Ein großer Teil des Kapitals jedes Unternehmers wird direkt auf die Auszahlung von Lohn verwendet und derjenige Teil, welcher nicht dazu verwendet wird, besteht aus Rohstoff und Werkzeugen (einschließlich der Baulichkeiten). Rohstoffe und Werkzeuge sind indessen ihrerseits wieder Erzeugnisse der Arbeit, und da unser Kapitalist als Typus der Gesamtproduktivität der Nation gelten soll, wird angenommen, daß er selbst seine Werkzeuge herstellt und selbst seine Rohstoffe erzeugt. Dieses thut er wiederum mittelst Vorschüssen, die abermals aus Lohn bestehen. Also haben in dem ganzen Wirtschaftsprozeß, von Erzeugung der Rohstoffe und Herstellung der Werkzeuge an bis zum Verkauf des fertigen Produktes, sämtliche Vorschüsse aus Lohn bestanden. Alles demnach, was von dem Erlös aus dem fertigen Produkt nicht dem Kapitalisten zurückerstatteter Lohn ist, ist Gewinn.*)

*) Anmerkung. Einige Nationalökonomen, darunter mehrere deutsche, haben sich die geistreiche Bemerkung nicht versagen können, daß der Kapitalist überhaupt nichts vorschieße; daß höchstens der Arbeiter, der z. B. am Ende der Woche abgelöhnt werde, dem Kapitalisten Arbeit vorschieße. Das zeigt, daß diese Herren nicht verstehen, den Schleier zu lüften, der den Mechanismus des Wirtschaftsprozesses verhüllt, daß sie nur Das sehen, was ihnen unmittelbar vor Augen steht. Wenn der Arbeiter erst am Ende jeder Woche oder jedes Monats abgelöhnt wird, muß er entweder selbst genug Kapital besitzen, um bis zum Ende der Woche oder des Monats auf Bezahlung warten zu können und ist dann, soweit dieses eben reicht, selbst Kapitalist. Oder aber Fleischer, Bäcker, Krämer u. s. w. gewähren dem Arbeiter, von dem sie wissen, daß er Beschäftigung und Verdienst hat, Kredit und treten damit pro tanto an die Stelle des Kapitalisten. Daß diese vikarirenden Kapitalisten wissen,

Hierauf gründen nun Ricardo, Mill und Andere die Lehre, daß der Gewinn des Kapitals nicht von der Produktivität der Arbeit allein abhängt und durch sie bestimmt wird, sondern von zwei Koëffizienten: nämlich einerseits der Größe oder Menge des Produktes, mit andern Worten, der produktiven Kraft der Arbeit, andererseits dem Anteil der Arbeiter an dem Produkt, dem Lohn, der ihnen während des Produktionsprozesses zufällt. Daraus ziehen sie den Schluß, daß, je größer der Anteil des Arbeiters, desto kleiner der Gewinn des Kapitalisten, und umgekehrt, je größer der Gewinn des Kapitalisten, desto kleiner der Anteil des Arbeiters sein werde. „Wir kommen somit zu der Folgerung Ricardo's und Anderer, daß der Gewinn vom Lohne abhängt, daß jener steigt wenn dieser fällt und umgekehrt. Indem ich dieser Lehre beipflichte, muß ich jedoch auf einer höchst notwendigen Veränderung der Ausdrucksweise bestehen. Statt zu sagen, der Gewinn hänge vom Lohne ab, muß man sagen (was Ricardo in Wirklichkeit meinte), daß er von den Produktionskosten abhänge.“ (J. S. Mill.)

In dieser so plausibel scheinenden Theorie hat die Lehre vom Antagonismus zwischen Arbeit und Kapi-

oder wenigstens ahnen, welche Funktion sie mit dieser Kreditgewährung ausüben, beweist der Umstand, daß sie bei auf Kredit gelieferten Waaren nicht selten einen höheren Nutzen nehmen, als auf baar bezahlte Waaren. Dieser höhere Nutzen ist als Vergütung für Zinsen und Risiko solcher vikarirenden Kapitalisten anzusehen.

tal ihren festesten Stützpunkt gefunden; auf dieser Grundlage ist sie zum Axiom erhoben worden. Je größer der Gewinn des Kapitalisten, desto niedriger der Lohn des Arbeiters; folglich stehen Kapital und Arbeit als feindliche, ewig unversöhnliche Gewalten einander gegenüber! Wem es gelänge, in dieser Theorie einen Trugschluß nachzuweisen, der würde, glaube ich, der Wirtschaftslehre einen nicht unersprießlichen Dienst leisten.

Betrachtet man die Ricardo-Mill'sche Theorie näher, so fällt zuerst der Widerspruch zwischen ihr und dem in unserer Abhandlung über das Kapital entwickelten Kapitalsbegriff in's Auge. Nach unserer Erklärung desselben, welche auch die von Ricardo und Mill gegebene ist, ist Kapital Ersparnis; entsteht durch Verzicht auf unmittelbaren Selbstgenuß; ist das nicht verbrauchte Produkt vorgethaner Arbeit; ist eine der drei notwendigen Voraussetzungen aller Gütererzeugung. Wir haben ferner gesehen, daß den Arbeitern unter keinen Umständen mehr Gesamtlohn zufallen kann, als Lohnkapital vorhanden ist; daß die durchschnittliche Höhe der Einzellöhne von der Anzahl der Arbeiter im Verhältnis zu dem verfügbaren Lohnkapital, dem Lohnfond, abhängt.

Wenn nun all' Dieses richtig ist, können die Kosten der nationalen Gesamtproduktion, mit andern Worten der den Arbeitern im Großen und Ganzen zufallende Lohn, niemals den Betrag des verfügbaren Lohnkapitals übersteigen; sie werden aber auch niemals weniger als dieses Lohnkapital betragen. Das Lohnkapital fällt in seiner Totalität den Arbeitern zu; es

wird im Verlauf des Produktionsprozesses ganz und gar aufgezehrt. Dieses hat Mill selber hervorgehoben, als er in seiner Abhandlung über das Kapital den Satz niederschrieb: „Alles Kapital wird verbraucht." Da also die Arbeiter nicht aus dem Produkt der gegenwärtigen Arbeit, sondern aus dem Produkt vergangener Arbeit bezahlt werden, kann die durchschnittliche Höhe ihres Lohnes, die Größe ihres Anteils an dem Produkt vorgethaner Arbeit, unmöglich die Höhe des Unternehmergewinns beeinflussen, da ja dieser Gewinn notwendig einen Teil des Produktes ihrer gegenwärtigen Arbeit bildet. Die Produktionskosten betragen, wie oben bemerkt, genau die Summe des verfügbaren Lohnkapitals, sind also, in Bezug auf dieses kein schwankender Faktor; wenn aber, im Verhältnis zu den Produktionskosten, die Produktivität oder Leistungsfähigkeit der Arbeit eine geringe ist, muß das Produkt und somit auch der Gewinn ein kleiner sein; und letzterer kann sogar in sein Gegenteil, Verlust, verwandelt werden; aber nicht weil die Arbeiter mit einem Teil des Produktes, der von Rechtswegen dem Kapitalisten gehört hätte — denn diesem gehört das ganze Produkt — dessen Nutzen verkleinert, und ihren Lohn vergrößert haben, sondern weil sie, im Verhältnis zu ihrem Lohn, zu wenig produzirt haben, was zwei ganz verschiedene Begriffe sind.

Man stelle sich doch einmal die Sache bildlich vor. Hier ist ein Berg von Rohstoffen, Werkzeugen, Kleidungsstücken, Lebensmitteln u. s. w. von bestimmter Mächtigkeit. Diesen Berg soll eine gewisse Anzahl Arbeiter verarbeiten und, indem sie ihn verbraucht,

erneuern. Jeder einzelne Arbeiter bekommt seinen bestimmten Anteil an den Vorräten zugewiesen, unter der Bedingung, daß er dafür ein vereinbartes Quantum neuer Erzeugnisse schafft. Diese neuen Erzeugnisse werden zu einem zweiten Berge zusammengeschichtet, der in dem Maße anwächst, als der erste Berg abnimmt. Wenn der erste Berg verschwunden ist, ist der zweite fertig. Sind die Arbeiter tüchtig gewesen und hat der Unternehmer den Anteil eines jeden an dem ersten Berge richtig nach seiner Produktivität bemessen, so wird der zweite Berg seinen Vorgänger an Mächtigkeit übertreffen. Der ganze zweite Berg, der auf diese Weise geschaffen wurde, gehört nun dem Kapitalisten und Dasjenige, was er an Mächtigkeit mehr aufweist, als sein Vorgänger, ist der Gewinn des Kapitalisten.

An diesem Gewinn haben die Arbeiter keinen Teil; ihr Lohn hat also auch keinen Einfluß auf seine Höhe. Wohl aber kann es geschehen, daß sich während des Arbeitsprozesses weitere Arbeiter einfinden, die gleichfalls angestellt werden müssen, was erstens zur Folge haben *muß*, daß jeder einzelne Arbeiter weniger Rohstoffe zu verarbeiten, Lebensmittel, Kleidung u. s. w. zu konsumiren bekommt, und zweitens zur Folge haben *kann*, daß sich das Gesamtprodukt durch die vermehrte Arbeitskraft und mithin der Gewinn des Kapitalisten vermehrt. Sicher ist diese zweite Folge nicht, denn die produktive Kraft der Arbeiter mag durch die verschlechterte Lebenshaltung stark vermindert werden, sodaß trotz des Zuflusses neuer Arbeiter kein größeres Gesamtprodukt zu Stande kommt, als zuvor. Immerhin wird bis zu einer gewissen Grenze (derjenigen, bei welcher die Hungerlöhne anfangen) der Zufluß neuer Arbeiter das Gesamtprodukt vermehren. Tritt nun der umgekehrte Fall ein, daß die Zahl der Arbeiter, statt größer, kleiner wird, so wird der jedem einzelnen der Uebrigen verbleibende Anteil an Rohstoffen, Nahrung, Kleidung u. s. w. größer werden; aber der zweite Berg erreicht möglicherweise trotz verbesserter Lebenshaltung und dadurch gesteigerter Produktivität der Einzelnen doch nicht die gleiche Mächtigkeit wie im ersten Falle, wird sogar vielleicht nur ebenso groß oder gar kleiner als Berg Nr. 1, sodaß für den Kapitalisten am Schluß der Produktionsperiode nicht nur kein Gewinn, sondern ein Verlust übrig bleibt. Man sieht, daß in allen diesen Fällen allein die produktive Kraft der Arbeit die Höhe des Kapitalgewinns bestimmt, daß letztere nicht von der Höhe des gezahlten Lohnes abhängt, vorausgesetzt, daß dieser überhaupt im richtigen Verhältnis zur Produktivität der Arbeit steht. Das, was Ricardo und Mill gesehen haben, ist, daß der Gewinn gewöhnlich steigt, wenn der Lohn fällt, und umgekehrt; sie haben beide Erscheinungen für Ursache und Wirkung gehalten, während in Wahrheit beide nur Wirkungen der nämlichen Ursache sind, nämlich der Zunahme oder Abnahme der arbeitenden Bevölkerung im Verhältnis zu der Größe der zu leistenden Produktion. Ein Gegensatz zwischen Lohn und Kapitalgewinn besteht aber nie und nirgends: die Höhe des Kapitalgewinns ist für die Arbeiter gleichgültig. Erst die Frage, was aus dem Gewinn wird, *nachdem* er gewonnen ist, ob er unproduktiv verbraucht, oder als

neues Kapital zu neuer Gütererzeugung produktiv verwendet wird, ist die für die Arbeiter wichtige Seite des Gewinns.

Nun fragt es sich aber: Was ist eigentlich als Gewinn anzusehen? Wir haben gesehen, daß sich der Gewinnbegriff in die drei Kategorien Zinsen, Risiko und Unternehmergewinn zerlegen läßt. Der letztere jedoch hat sich herausgestellt als Lohn für die Arbeit der Aufsicht und Leitung, der sich in den einzelnen Gewerben theoretisch wenigstens gleich und praktisch sich dieser Gleichheit zu nähern bestrebt ist. Wenn wir somit den Unternehmergewinn, als seiner Natur nach Lohn, aus dem Gewinnbegriff ausscheiden und unsern Lohnbegriff dadurch erweitern, so bleiben bloß Zinsen und Risiko übrig, und wenn wir letzteres betrachten, finden wir, daß es ebenfalls einen Teil des Unternehmerlohns bildet. Denn das Risiko ist Assekuranzprämie oder Vergütung für die Gefährlichkeit eines Betriebs, sei es, daß darin, wie bei der Dynamitfabrikation, Leib und Leben, sei es, daß durch ähnliche oder anderweitige Unsicherheit das Kapital bedroht wird. In beiden Fällen wird der Kapitalist einen höheren als den gewöhnlichen Nutzen beanspruchen und nur dann, wenn er diesen höheren Nutzen oder Lohn hoffen darf, sich dem Beruf widmen. — Forscht man tiefer nach dem eigentlichen Grunde oder Wesen der großen und auffälligen Unterschiede des Unternehmergewinns in verschiedenen Berufen und innerhalb des nämlichen Berufs, so findet man, daß dieselben durchweg auf monopolartigen Vorteilen beruhen und deshalb nicht in die Kategorien Gewinn oder Lohn,

sondern in die Kategorie Rente gehören. Ein Patent, oder der Besitz eines Verfahrens, das die Produktionskosten vermindert, gehört in diese Klasse. Beide verleihen ihrem Inhaber einen Vorteil über alle seine Mitbewerber, die ohne Patent oder verbessertes Verfahren produziren müssen. Der Extranutzen, den dieser Vorteil gewährt, nimmt sogar häufig auch die Gestalt der Rente an, indem der Patentinhaber den Produzenten den Gebrauch seines Verfahrens gegen eine gewisse periodisch zu entrichtende Vergütung überläßt. Nicht anders verhält es sich mit dem höheren Gewinn, den ein Unternehmer seinen größeren Fähigkeiten, nachhaltigerem Fleiß, überlegenem Urteil oder besserer Organisation seines Betriebes verdankt. Wenn alle seine Mitbewerber die nämlichen Eigenschaften hätten, so würde dieser Extranutzen auf die Konsumenten übergehen durch Verbilligung des Produktes. Der Unternehmer kann den Extranutzen nur deshalb in seine eigene Tasche stecken, weil er seine Waare billiger als seine Mitbewerber herstellen kann. Was diese an Kapital aufwenden mußten, um das Produkt zu erzeugen, bestimmt den Preis des Artikels; die Höhe des unter den ungünstigsten Verhältnissen produzirenden Kapitals ist der Maßstab der Produktionskosten. Alle Vorteile, natürliche oder erworbene, persönliche oder aus den Verhältnissen entspringende, die der eine Mitbewerber über den andern hat, machen ihren Besitzer zu einem Rentenempfänger. Hieraus folgt nun, daß Das, was allein als eigentliches Mehrprodukt, als Gewinn, anzusehen ist, die Zinsen sind, und daß Das, was den natürlichen Verkaufspreis eines Produktes

ausmacht, allein Lohn (Arbeitslohn und Lohn für Aufsicht und Leitung) und Zinsen auf das Kapital sind, und zwar die Zinsen nach dem landläufigen niedrigsten Zinsfuß. Alles Uebrige muß in das Gebiet der Rente verwiesen werden und bildet keinen Teil der Produktionskosten. Der landläufige niedrigste Zinsfuß bildet gleichsam den universellen Gewinn; der Rentenertrag den besonderen; jener bildet einen ungefähren Maßstab für die durchschnittliche Mehrproduktion der Arbeiterschaft über ihren Konsum. Ein Land, dessen Zinsfuß drei Prozent ist, produzirt, von seinen Rentenquellen abgesehen, jährlich drei Prozent mehr, als es konsumirt. Wenn das Kapital, z. B. in Folge größerer Ersparnis bei sonst sich gleichbleibender Produktivität, zunimmt, so fällt der Zinsfuß; der Arbeiter erhält dann zwar mehr Lohn, oder derselbe Lohn wird unter eine größere Zahl Arbeiter verteilt, aber nicht, weil der Zinsfuß fällt, sondern weil mehr Kapital vorhanden ist. Wenn bei sich gleichbleibender Produktivität in Folge größeren Luxuskonsums oder ähnlicher Ursachen das Kapital abnimmt, so steigt der Zinsfuß und in Bezug auf den Lohn tritt das dem eben geschilderten entgegengesetzte Verhältnis ein. Oder wenn die Produktion zunimmt und das Kapital unverändert bleibt, so steigt der Zinsfuß (weil einerseits mehr produzirt, andererseits mehr Kapital verlangt wird), vermindert sich dagegen die Produktion bei sich gleichbleibendem Kapital, so fällt der Zinsfuß (weil einerseits weniger produzirt, andererseits weniger neues Kapital verlangt wird). In den beiden letzten Fällen kann der Lohn der Arbeiter nicht

beeinflußt werden. Die Höhe des Zinsfußes ist daher, in der Sprache der Mathematik, eine Funktion zweier schwankenden Koëffizienten, der Produktivität der Arbeit einerseits und der Menge des Kapitals andererseits.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, die Produktionskosten allein aus Lohn bestehen und der natürliche Verkaufspreis mithin durch Lohn und Zinsen gebildet wird, so sind die natürlichen oder künstlichen Vorteile, die der eine Produzent vor dem andern genießt, kein Element des natürlichen Verkaufspreises. Denn dieser wird durch die Kosten der Erzeugung unter den ungünstigsten Verhältnissen bestimmt. Die Kosten der Herstellung irgend eines Produktes hängen von der Menge des unter den ungünstigsten Verhältnissen darauf verausgabten Lohnkapitals ab, das noch den landläufigen Zinsfuß rentirt. Dasselbe Produkt, unter günstigeren Verhältnissen hergestellt, bringt den nämlichen Preis wie das unter den ungünstigsten Verhältnissen erzeugte deshalb, weil letzteres nur darum erzeugt wird, weil man es haben muß, weil die Konsumenten willens sind, den Preis, den es bringen muß, um überhaupt erzeugt zu werden, zu bezahlen. Denselben Preis bringen aber auch alle übrigen Produkte derselben Art, gleichviel, unter welchen Verhältnissen sie erzeugt worden sind. Dieser Unterschied in den Produktionskosten heißt Differenzialgewinn oder Rente. Wenn ein Industrieller ein Verfahren besitzt, welches ihn in den Stand setzt, billiger zu produziren, als alle seine Konkurrenten, wird er darum doch sein Produkt nicht billiger verkaufen, als diese, solange die Nachfrage

seine eigene Leistungsfähigkeit übersteigt und sich zu ihrer Befriedigung nicht bloß an ihn, sondern auch an seine Mitbewerber halten muß. Dieser Differenzialgewinn kann nicht abgeschafft werden, sofern er ein Ausfluß der persönlichen Ueberlegenheit seines Empfängers ist, und als solcher ist derselbe auch vollständig gerechtfertigt. In ihm hat man eine der beiden Quellen aller Einkommensunterschiede und im Wesentlichen auch aller Ungleichheiten des Vermögens zu suchen. Eine andere Frage ist es, ob der Differenzialgewinn auch da berechtigt ist, wo er nicht aus der persönlichen Ueberlegenheit seines Empfängers, sondern aus einem künstlichen, d. h. in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen begründeten Monopol entspringt. Eine Antwort auf diese Frage wird leichter zu geben sein, wenn wir Ursprung und Wesen der Rente noch weiter untersucht haben, was in dem folgenden Abschnitte geschehen soll.

VI.

Die Rente.

Die Rente ist die dritte und letzte der drei Kategorien, in welche sich das nationale Einkommen zerlegen läßt. Sie ist, wie die Zinsen des Kapitals, ein Ausfluß aus dem Recht des Eigentums, sie beruht auf dem Besitze eines natürlichen oder künstlichen Monopols. Land ist in hervorragendem Maße ein solches natürliches, zugleich aber auch ein künstliches, durch das Eigentumsrecht geschaffenes Monopol: an ihm läßt sich das Wesen der Rente am Deutlichsten erkennen und wer die Gesetze der Bodenrente oder des Grundzinses begriffen hat, dem werden andere, ähnliche Fälle, welche in die Kategorie der Rente gehören, leicht verständlich sein.

Außer Arbeit und Kapital ist die dritte unerläßliche Voraussetzung aller Gütererzeugung: Land. Der Landbesitzer kann daher einen Teil des Ertrages für sich beanspruchen, ebenso wie der Arbeiter und der Kapitalist jeder einen Teil für sich beanspruchen kann. Alle Uebrigen müßten, wie schon früher bemerkt wurde, leer ausgehen, wenn es den drei Vertretern der Produktion, den Arbeitern, den Kapitalisten und den Land-

besitzern, nicht gefiele, ihnen einen Teil des Erzeugnisses zu überlassen.

In den civilisirten Staaten der Alten Welt giebt es heute kein herrenloses Land mehr, alles Land ist in Besitz genommen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß auch aller Boden seinen Eigentümern Grundrente eintrage; dieselbe kann vielmehr nur unter bestimmten Voraussetzungen entstehen. Wenn sogar alles Land nur einem einzigen Besitzer oder einer Vereinigung weniger Eigentümer gehörte, könnten diese gleichwohl die Höhe der Rente nicht nach ihrem Gutdünken festsetzen, denn ebenso wie die beiden andern Faktoren der Gütererzeugung, Arbeit und Kapital, ist auch Land dem Gesetze von Angebot und Nachfrage unterworfen. Dasselbe hat aber eine noch tiefere Grundlage und diese eben ist es, welche in letzter Instanz das Wesen und die Höhe der Rente bestimmt. Wenn aller kulturfähige Boden eines Landes zum Ackerbau benötigt würde, könnten allerdings die Eigentümer für die Benützung desselben eine Vergütung beanspruchen, die natürlich je nach Qualität und Lage der Grundstücke höher oder niedriger sein würde. Die alsdann für den geringsten Boden bezahlte niedrigste Vergütung wäre aber nicht Rente im wirtschaftlichen Sinne, sondern eine bloße Abgabe; für allen besseren oder günstiger gelegenen Boden müßte dann außer dieser niedrigsten Vergütung noch die eigentliche Rente entrichtet werden, die je nach der Ergiebigkeit und Lage der Grundstücke verschieden ist. Die Höhe dieser eigentlichen Rente aber wird durch Ursachen bestimmt, die vom Willen des Besitzers durchaus unabhängig sind. In keinem

modernen Staate indessen, und sei er noch so bevölkert, erfordern die Verhältnisse bis jetzt den Anbau alles kulturfähigen Landes: überall ist noch Boden und an manchen Orten noch sehr viel Boden vorhanden, welcher den Anbau nicht rentirt. In den Anfängen der Civilisation und bei Besiedelung neuer Gegenden werden solche Ländereien vorgezogen, die am leichtesten zu kultiviren sind; in einem späteren Stadium dagegen giebt man den fruchtbarsten und am günstigsten gelegenen Ländereien den Vorzug. Daher ist in jedem Lande immer noch irgendwo Boden vorhanden, der keine Rente abwirft, und nur Boden von solcher Fruchtbarkeit und Gunst der Lage, daß die Nachfrage nach demselben größer ist, als dessen Menge, kann überhaupt Rente abwerfen. Der Anbau muß mindestens das Saatgetreide, die Unterhaltsmittel der Arbeiter und die Zinsen auf dieses Kapital (einschließlich der Werkzeuge) einbringen, um stattfinden zu können. Kein Boden, der nicht wenigstens Dieses leistet, wird kultivirt werden. Land solcher Beschaffenheit mag als Kapitalanlage bewirtschaftet werden und wird als solche bewirtschaftet, aber Rente einzubringen vermag es nicht. Ein günstigeres Resultat für den Grundbesitzer kann der nämliche Boden nur dann ergeben, wenn in Folge einer Bevölkerungszunahme der Preis des Produktes steigt und die Kultur zu geringerem Boden, hinsichtlich der Beschaffenheit oder der Lage, hinabsteigen muß, um die vermehrte Bevölkerung zu ernähren. Die Verteuerung des Produktes aber bedeutet ein Sinken des Arbeitslohns, eine Verminderung des Anteils der Arbeiter an dem Gesamtprodukt.

Da nun aber, wie Mill richtig bemerkt, Unterschiede in der Ertragsfähigkeit in unmerklichen Abstufungen in einander übergehen und Unterschiede in der Erreichbarkeit oder Zugänglichkeit das Gleiche thun; da es ferner Boden giebt, der so unfruchtbar ist, daß er unter keinen Umständen den Anbau verlohnen würde, so ist es einleuchtend, daß in Gebieten von einer gewissen Ausdehnung einiges Land vorhanden sein muß, das eben noch den Lohn der Bebauer zurückerstatten und auf diesen Vorschuß den landläufigen Zinsfuß rentiren wird. Dieser Boden wirft natürlich keine Rente ab. Für die Gesamtheit jedoch ist das Produkt auch solchen Bodens unentbehrlich, denn wenn das vorhandene ergiebigere oder besser gelegene Land zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses hingereicht hätte, so wäre der Preis der Bodenerzeugnisse niemals so hoch gestiegen, daß die Bebauung dieses schlechteren Bodens notwendig und möglich geworden wäre.

„Daher wird solches Land kultivirt werden; und man kann den Grundsatz aufstellen, daß, solange noch unangebauter für die Kultur geeigneter Boden vorhanden ist und nicht durch gesetzliche oder sonstige Hemmnisse der Kultur vorenthalten wird, das schlechteste Land (hinsichtlich der Fruchtbarkeit sowohl als Lage) unter wirklicher Kultur keine Rente abwirft.“ „Wenn also derjenige Teil des bebauten Bodens, der dem darauf verwendeten Kapital und der darauf verwendeten Arbeit den geringsten Ertrag einbringt, bloß den gewöhnlichen Kapitalgewinn abwirft und für die Rente nichts übrig läßt, so gewinnen wir einen Maßstab, um danach die Höhe der Rente alles übrigen

Landes zu bemessen. Alles Land wirft genau so viel mehr, als den gewöhnlichen Kapitalgewinn ab, wie es mehr abwirft als das schlechteste unter Kultur befindliche Land. Der Ueberschuß ist Das, was der Pächter an Rente zahlen kann. Da er nun, wenn er diesen Ueberschuß nicht bezahlte, einen größeren als den landläufigen Gewinn empfangen würde, setzt die Konkurrenz anderer Kapitalisten — diejenige Konkurrenz, welche unter den Gewinnen verschiedener Kapitalien das Gleichgewicht herstellt — den Grundbesitzer in den Stand, sich diese Rente anzueignen. Die Rente bildet somit den Ueberschuß des Ertrags irgend eines Grundstückes über den Nutzen aus der nämlichen, auf das schlechteste Land verwendeten Kapitalmenge“. (J. S. Mill.) Dieses ist die Ricardo'sche Theorie der Rente. Einige deutsche Schriftsteller (Rodbertus, Jentsch u. A.) haben Ricardo vorgeworfen, er habe zwar die Verschiedenheit der Rente, nicht aber die Entstehung der Rente überhaupt erklärt. Sobald kein freier Boden mehr vorhanden sei, sagt Karl Jentsch, der Volkszuwachs aber auch die Bebauung des schlechtesten Bodens fordere, werde in den meisten Fällen auch auf diesem Grundrente entstehen; denn der Besitzer werde es gerade so machen wie der Besitzer von Baugrundstücken in rasch wachsenden Städten: wenn man ihm nicht für die Erlaubnis der Benutzung seines Bodens zahle, was er verlange, so werde er die Erlaubnis verweigern. Wolle ein Anderer diesen Boden bebauen, so müsse ihm dieser Pacht, d. i. Grundrente, zahlen, und um diese erhöhe sich dann natürlich der Getreidepreis. Bebaue er ihn selbst, so verkaufe er sein Getreide so teuer, daß

Grundrente für ihn abfalle; er bekomme, was er fordere, denn die Voraussetzung sei ja eben, daß es an Getreide im Lande fehle. „Während jedoch die von Ricardo beschriebene Rente Differenzialrente ist, kann die seine Monopolrente genannt werden. Jene entsteht durch die Verschiedenheit der Fruchtbarkeit der Bodenarten, diese dadurch, daß sich der Eigentümer im Besitz eines Gutes befindet, das unbedingt gebraucht wird, das kein anderer liefern kann, wofür er also den Preis machen darf."

Nun ist es aber unrichtig zu behaupten, Ricardo habe nur die Verschiedenheit, und nicht auch das Entstehen der Rente erklärt, denn Ricardo sagt nicht, der Anbau schlechteren Landes, sondern die Notwendigkeit dieses Anbaus sei die Ursache der Rente. Und nichts Anderes ist in der That die Ursache der Rente. Wenn alles Land angebaut werden müßte, so würde auch, wie ich schon Eingangs gezeigt habe, alles Land Rente einbringen, nur mit dem Unterschied, daß die Rente für den schlechtesten Boden nicht mehr Rente, sondern eine einfache Abgabe an den Besitzer wäre, die freilich dann auch alles übrige Land ebenso entrichten müßte, plus der darauf entfallenden Differenzialrente. Denn diese würde nach wie vor weiterbestehen, solange Ungleichheiten der Fruchtbarkeit und Lage vorhanden wären. Um diese Minimalabgabe auf schlechtesten Boden würde sich dann allerdings der Getreidepreis erhöhen, aber nur um diese, nicht um den Betrag der eigentlichen Pacht, wie Karl Jentsch anzunehmen scheint. Uebrigens sagt Ricardo ausdrücklich, die gleiche Ergiebigkeit alles Bodens vorausgesetzt, werde das einem Absatzgebiete

am Nächsten gelegene Land, das weniger Transportkosten als anderes Land zu tragen habe, eine diesem Vorteil entsprechende Rente einbringen: aber auch von solchen Ungleichheiten der Lage abgesehen, werde alles Land (das er als von gleicher Fruchtbarkeit annimmt) Rente abwerfen, wenn der allgemeine Bedarf dessen Anbau erfordere, und zwar den Anbau über denjenigen Punkt hinaus, bei welchem ein größerer Aufwand von Kapital und Arbeit anfängt, einem verhältnismäßig geringeren Ertrage zu entsprechen. Daß unter andern Verhältnissen Rente entstehen könnte, ist, meine ich, undenkbar.

Gegen die Ricardo'sche Theorie hat man ferner den Einwand geltend machen wollen, daß es kein unter Kultur befindliches Land geben könne, das keine Rente bezahle, weil es der Besitzer nicht ohne Gegenleistung verpachten würde. Diesen Einwand hat Mill sehr schlagend widerlegt, indem er sagt, wer dieser Meinung sei, scheine zu glauben, daß solches Land in großen Stücken abgesondert daliege, während doch jedes Landgut gewisse Unterschiede der Bodenbeschaffenheit aufweise. „Die Rente wird zwar für das ganze Gut gezahlt, aber sie wird allein nach dem Ertrage derjenigen Teile des Gutes bemessen, die (ein wie kleines Bruchstück des Ganzen sie ausmachen) mehr als den landläufigen Nutzen abzuwerfen im Stande sind. Es ist daher wissenschaftlich richtig, daß alle übrigen Teile des Gutes keine Rente abwerfen." „Ich behaupte nicht," sagt derselbe Schriftsteller an anderer Stelle, „daß die Wirklichkeit irgend eines konkreten Falles mit unbedingter Genauigkeit mit diesem oder irgend einem

andern Grundsatz unserer Wissenschaft übereinstimme. Man soll nie vergessen, daß die Wahrheiten der Wirtschaftslehre nur Wahrheiten im Umriß sind; daß sie zwar die Gewißheit, nicht aber die Genauigkeit derjenigen der exakten Wissenschaft besitzen."

Unter Rente oder Miete versteht der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht bloß den Mehrertrag eines gewissen Bodens über den Ertrag eines andern, sondern auch die Summe, welche für die Benützung der auf diesem Boden befindlichen Gebäude u. s. w. bezahlt wird. Der Vermieter fordert und der Mieter zahlt für diesen Nießbrauch eine Vergütung, die mit der eigentlichen Rente, der Grundrente, nichts zu schaffen hat, obgleich sie natürlich da, wo Grundrente gezahlt wird, mit dieser zusammen entrichtet, gleichsam in einen Topf geworfen wird. Die Miete für Gebäude ist aber nicht Rente, sondern Kapitalzins, und richtet sich nach dem landläufigen Zinsfuß auf das Kapital: wohlverstanden, nicht nach dem Preise, welchen die Gebäude gekostet haben, sondern nach dem Preise, den sie kosten würden, wenn man sie heute errichten wollte, plus einer Vergütung für die jährliche Abnützung. Im Uebrigen muß der Mieter, bei Ablauf des Mietsvertrags, die Gebäude u. s. w. in eben solchem Zustande zurückgeben, in welchem er sie übernommen hatte. Diese Gebäude und sonstige Einrichtungen oder Anlagen haben mit dem Boden, worauf sie stehen, nicht das Geringste zu thun; Das, was sie abwerfen, ist ebensowenig Rente, wie das Einkommen aus Aktien; sie sind ein Stück Kapital, das verbraucht und wiedererzeugt wird, und alle dafür geleisteten Zahlungen sind Kapitalzinsen.

Wenden wir uns nun zu dem früher mehrfach betonten Grundsatze zurück, wonach die Rente keinen Teil der Produktionskosten bildet, nicht von dem Kapitalisten vorgeschossen wird, sondern ein Produkt gegenwärtiger Gütererzeugung ist, und auf den Lohn der Arbeiter keinen Einfluß ausübt, so finden wir diese Ansicht nunmehr bestätigt. Wer besseres oder vorteilhafter gelegenes Land bewirtschaftet, als sein Nachbar, zahlt dafür genau so viel, als sein Boden durch Beschaffenheit oder Lage vor dem des Andern voraus hat. Er sichert sich dadurch die Nutznießung eines überlegenen Werkzeuges; gerade wie ein Industrieller ein Fabrikationsgeheimnis käuflich erwirbt, oder eine jährliche Pacht (royalty) für den Nießbrauch eines Patentes bezahlt. Die Zinsen auf die für das Geheimnis gezahlte Summe, oder die Jahresmiete des Patents, bilden keinen Teil seiner Unkosten, denn sie setzen den Fabrikanten in den Stand, entweder das gleiche Quantum billiger, oder aber ein größeres Quantum als vorher zu erzeugen: er spart an andern Unkosten genau so viel, wie ihn die Benützung der Erfindung kostet. Ebenso verhält es sich mit der Bodenrente. Jeder, der sie bezahlt, empfängt den vollen Gegenwert dafür in den Vorteilen, die ihm die Nutzung fruchtbareren oder marktgerechteren Bodens sichert: er gerät dadurch in keine schlechtere, sondern nur in die nämliche Lage, wie alle übrigen Landwirte, deren Boden so gering ist, daß er keine Rente abwirft. Die Rente belastet auch den Konsumenten nicht, denn der Preis, den dieser für seine Bedürfnisse bezahlen muß, ist der Preis auf offenem Markte, der durch Angebot

und Nachfrage bestimmt wird. Die Rente aber steigt, wenn in Folge der Bevölkerungszunahme der Marktpreis der Bodenprodukte steigt, und sie fällt mit diesem, wenn neue Länder als Getreideverkäufer auf dem Weltmarkte erscheinen; aber weder das Steigen noch das Fallen der Preise wird durch das Steigen oder Fallen der Rente verursacht. Hier liegt ein Grundirrtum so vieler volkswirtschaftlichen Schriftsteller, Sozialisten, Kommunisten, Reformer u. s. w. Sie meinen, die Rente beeinflusse den Preis der Bodenerzeugnisse und mithin die Größe des Anteils der Arbeiter an denselben, während man umgekehrt sagen muß, die Höhe der Rente werde durch den Marktpreis der Bodenerzeugnisse bestimmt. Die Rente steht in keinem andern Zusammenhang als diesem, weder mit dem Wert der Bodenerzeugnisse noch mit der Größe des Anteils der Arbeiter an dem Lohnfond.

Eine andere Frage ist die bereits am Schluß des letzten Abschnittes aufgeworfene, ob die Grundrente, anstatt einer einzigen Klasse, den Grundbesitzern, zuzufallen, nicht der Allgemeinheit zu gut kommen sollte. Der Staat könnte z. B. eine Grundrentensteuer einführen, die allen Mehrertrag, den jetzt der Bodenbesitzer erhält, zu Gunsten der Gesamtheit konfiszirte. In den Vereinigten Staaten giebt es eine nicht ganz einflußlose Partei, die dieses System einführen will; ihr wissenschaftlicher Hauptvertreter ist der schon früher einmal genannte amerikanische Nationalökonom Henry George, dessen Lohntheorie wir kurz besprochen haben. Im Einklang mit dieser entwickeln nun George und seine Anhänger ihre Rententheorie etwa in folgender Weise:

Landbesitz ist seiner Natur nach ein Monopol, denn die Menge des kulturfähigen Landes ist beschränkt, auf der ganzen Erde sowohl, wie in jedem einzelnen Gemeinwesen. Jemand, der alles kulturfähige Land der Erde oder eines Staates besäße, könnte für die Nutznießung desselben die denkbar höchste Rente verlangen, welche der Arbeiter bei höchster Arbeitsleistung zu zahlen im Stande wäre. Thatsächlich ist die Tendenz der Rente jederzeit und allerorten, sich dieser Grenze zu nähern, mithin den Anteil der Arbeit am Ertrage des Bodens auf das niedrigste mögliche Niveau herabzudrücken. Je mehr die Rente, caeteris paribus, steigt, desto weniger bleibt für Arbeitslohn übrig, und umgekehrt muß, caeteris paribus, die Rente fallen, je mehr der Arbeitslohn in die Höhe geht. Sobald eine Uebervölkerung eintritt, welche die Konkurrenz der Arbeiter untereinander auf's Aeußerste verschärft, wird jede Rente gezahlt werden, bei der der Arbeiter überhaupt noch bestehen kann; die Rente wird bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit steigen und dem Arbeiter nur noch das armseligste Auskommen lassen: Hungerlöhne, die kaum noch hinreichen, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Deshalb soll der Staat einschreiten und alles Grundeigentum um den vollen Betrag seiner Rente besteuern; alle übrigen Steuern, meint George, könnten dann ruhig in Wegfall kommen.

Meine Leser wissen, was von dieser Theorie zu halten ist. Auch trifft das darin enthaltene Thatsächliche, nämlich das vorausgesetzte beständige Steigen der Rente, wenigstens für Europa und speziell Deutschland nicht mehr zu; für die Landbezirke der östlichen und

mittleren Unionsstaaten ebensowenig. Karl Jentsch sagt daher mit vollem Recht: „Diese Voraussetzung (daß die Rente fortwährend steigen werde) trifft bekanntlich seit zwanzig Jahren nicht mehr zu. Einmal hat die Ertragssteigerung ihre natürlichen Grenzen gefunden, andererseits hat die überseeische Konkurrenz den Getreidepreis geworfen. Die Erschließung bisher unangebauter Bodenflächen in Nord- und Südamerika für den Ackerbau und die Verkürzung des Seeweges nach Indien durch den Suezkanal haben zusammen mit der Verbesserung der Transportmittel so gewirkt, wie wenn in Deutschland selbst Boden frei geworden wäre. Die Erschließung freien Bodens muß die landwirtschaftliche Grundrente nicht allein erniedrigen, sondern vernichten; so lange" (gleich guter) „Boden umsonst zu haben ist, zahlt Niemand den Bodenbesitzern Rente. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß solche deutschen Landgüter, die ausschließlich oder vorzugsweise Körnerfrüchte verkaufen, zur Zeit keine, oder nur noch eine kleine Rente abwerfen. Damit wird aber natürlich der Ackerbau noch nicht unmöglich, sondern nur der Rentenbezug vom Ackerbau; es hört die Möglichkeit auf, von einem verpachteten Landgute zu leben; der Bauer, der es selbst bewirtschaftet, kann auch heute noch leben."

Setzt man jedoch, der Diskussion zuliebe, wirklich den Fall, alles kulturfähige Land der Erde sei in Besitz genommen und die Volkszahl derartig gewachsen, daß dessen Anbau zur Notwendigkeit geworden sei, so folgt daraus doch keineswegs, daß die Besitzer jede Rente erhalten würden, die es ihnen zu fordern beliebte. Eine Monopolrente würde freilich entstehen, nämlich jene Minimalabgabe an den Besitzer auf alles, auch das schlechteste Land, von der wir oben gesprochen haben. Diese Monopolrente tritt auch heute schon ein, wenn in Folge einer Mißernte oder des Ausbruchs eines großen Krieges der Getreidepreis des Weltmarktes stark in die Höhe geht. Dann machen die Produktionskosten gar keinen Faktor der Preisbildung mehr aus, sondern nur noch der sogenannte „scarcity value" der englischen Nationalökonomen ist für den Preis maßgebend. — Um die erwähnte Minimalabgabe also würde der Getreidepreis fortan erhöht werden. Allein die eigentliche Rente, welche über diese Mindestabgabe hinaus auf alles bessere Land nach wie vor bezahlt werden müßte, bliebe durch dieses Verhältnis unberührt; der Grundbesitzer könnte sie nicht höher machen, als sie von Natur aus ist. Die Annahme der Bevölkerung der Erde bis zu dem Punkte, wo ohne fortgesetzte Steigerung der Minimalabgabe kein weiterer Volkszuwachs möglich wäre, ist übrigens eine Hypothese, deren Verwirklichung in so ferner Zukunft liegt, daß wir uns nicht damit zu befassen brauchen.

Dem erwähnten Zustande annähernd vergleichbar, so etwa argumentiren George und seine Anhänger weiter, ist das Steigen des Grundbesitzes in großen Städten, an den Mittelpunkten der Industrie, des Bankwesens und des Waarenverkehrs, wo der Wert der Grundstücke schon jetzt ein außerordentlich hoher ist. Diese Wertzunahme ist in keiner Weise das Verdienst des Grundbesitzers, sondern eine notwendige Folge der Ansammlung großer Menschenmassen auf

engem Raum; ist ein Resultat des gesamten kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritts der Neuzeit, zu dem tausend und abertausend verschiedene Einflüsse mitwirken. Der großstädtische Grund, auf dem Gebäude stehen, wird nur deshalb so ungeheuer wertvoll, daß die darauf befindlichen Baulichkeiten eine riesige Miete abwerfen, weil Erfindungen, Technik, Handel und Verkehr Verhältnisse geschaffen haben, die zufälligerweise gerade dieses Fleckchen Erde begünstigten; der Grundbesitzer braucht keine Hand zu rühren und doch fällt ihm eine beständig wachsende Einnahme in den Schoos: er wird ein reicher Mann, ohne selber das Geringste zu seinem Reichtum beizutragen. Sobald er sieht, daß sich der Verdienst des Mieters kraft der Lage seines Betriebslokals vermehrt, kommt der Eigentümer und fordert diese Mehreinnahme für sich in Gestalt erhöhter Rente und wenn der Mieter sich weigert, ihm den Aufschlag zu zahlen, braucht er ihn nur auf die Straße zu setzen, um alsbald einen andern zu finden, der ihm die erhöhte Miete bezahlt. Diese Auffassung George's ist vollständig richtig; falsch ist nur die daran geknüpfte Folgerung, der Vermieter könne jede Rente fordern, bei der der Mieter überhaupt noch bestehen könne. Die Höhe der möglichen Forderung wird in dem für den Mieter allerungünstigsten Falle einmal durch die Höhe des gewöhnlichen Unternehmergewinns und zweitens durch die Höhe des Zinsfußes beschränkt, den das in dem Betriebe des Mieters angelegte Kapital abwerfen muß, um überhaupt in seiner Anlage zu verharren. Wenn vollends der Mieter selbst monopolartige Vorteile, Eigenschaften, Nutzungen, Verbindungen, Kundschaft u. dergl. besitzt, die ihm mehr als diesen bloßen Unternehmer- und Zinsgewinn eintragen, kann der Vermieter auch dieses Mehr nicht für sich bekommen, sondern muß es dem Mieter lassen. Demungeachtet ist Das, was George hier behauptet, im Großen und Ganzen zutreffend. Die hohe Rente, die großstädtischer Baugrund abwirft, kommt ganz ohne Zuthun des Besitzers zu Stande; sie ist die Wirkung von Verhältnissen, die ganz unabhängig vom Willen des Besitzers sind. Wenn sie nun auch den Mieter nicht schädigt, da er, wie wir gesehen haben, für diese, wie für jede andere Differenzialrente, ein vollgültiges Aequivalent empfängt, sei es durch die günstigere Lage seines Betriebslokals, oder seiner Wohnung, sei es durch sonstige damit verknüpfte Vorteile, so ist doch nicht einzusehen, welche moralischen Rechtstitel der Eigentümer an die Bodenrente hat, warum dieser Etwas in die Tasche stecken darf, was von der Allgemeinheit erzeugt wird. Auf welche Weise sich aber der Staat in solchen Fällen die Grundrente aneignen soll, ist ein kaum zu lösendes Problem. Denn alle Rente wird beim Verkauf des sie abwerfenden Objekts nach dem landläufigen Zinsfuße kapitalisirt, d. h. der Verkaufspreis wird so hoch berechnet, daß das Objekt seinem Käufer nur noch Kapitalzins abwerfen kann und er erst wieder Rente daraus bezieht, wenn in Folge des allgemeinen Fortschritts, oder der Volkszunahme, der Wert des Bodens weiter gestiegen ist. Es ist daher gar nicht einzusehen, in welcher Weise hier ein gerechter Ausgleich getroffen werden könnte.

Wie übrigens jeder Fortschritt die Tendenz hat,

den Wert der Grundstücke an gewissen Stellen zu erhöhen, hat er nicht minder die Tendenz, den Wert der Grundstücke an andern Stellen zu erniedrigen, wie wir schon an dem Beispiel des deutschen Gutsbesitzes gesehen haben. Jede Verbesserung der Technik, besonders in den Verkehrsmitteln; die Anlage von Straßen und Eisenbahnen; der Bau von Brücken und Dampfschiffen; elektrische und andere Straßenbahnen u. s. w.; ferner die Vervollkommnung des Post-, Telegraphen- und Telephonwesens; endlich jede Herabsetzung der mit diesen Einrichtungen verbundenen Unkosten hat die Wirkung, die Bodenwerte untereinander auszugleichen, indem dadurch immer entfernter gelegenes Land in den Bereich des Gesamtverkehrs gezogen und dessen Wert auf Kosten des näher gelegenen Landes vergrößert wird. Allerdings vermehrt jeder Fortschritt, zumal auf technischem Gebiete, den Wert des Bodens im Allgemeinen; er verhindert aber zugleich, solange noch irgendwo im Bereich der Civilisation freier und anbaufähiger Boden vorhanden ist, daß der Preis ähnlichen Landes an andern Orten in's Ungemessene steige und damit die Rente auf solches Land wirklich zur Monopolrente werde.

Wir unterscheiden nunmehr deutlich zwei Arten der Rente:

Die Monopolrente,
Die Differenzialrente;

erstere entspringt aus dem Alleinbesitz eines Gutes, das der Gesamtheit mehr oder weniger unentbehrlich ist, oder eines besonderen Verfahrens zur Herstellung eines solchen Gutes, das auf andere Weise Niemand herstellen kann. Für beide wird der Besitzer denjenigen Preis machen, der ihm die größte mögliche Rente einträgt; das heißt natürlich nicht den höchsten denkbaren Preis, den ihm einige wenige Konsumenten zu zahlen gewillt oder im Stande sind, sondern den Preis, welchen eine möglichst große Anzahl Konsumenten zahlen will oder kann, bei dem er bei größtem Absatz den höchsten Nutzen einheimst, über den hinaus sich durch Verminderung des Absatzes sein Gesamtnutzen verringern würde, und unter dem sich auch durch Vermehrung des Absatzes kein größerer Gesamtnutzen erzielen ließe. Man ersieht schon aus diesem Beispiel, daß auch Monopolpreise an das Gesetz von Angebot und Nachfrage gebunden sind; in einem späteren Abschnitt werden wir auf dieses Verhältnis zurückkommen. — Die zweite Art der Rente, die Differenzialrente, beruht auf dem Besitz eines bloß relativ überlegenen Produktionsmittels; hierher gehört zunächst Land von besonderer Güte oder Lage; sodann der Besitz verbesserter Verfahrungsweisen zur Erzeugung oder Beförderung von Gütern, die ihrem Eigentümer gewisse Vorteile über seine Mitbewerber verleihen. Endlich fallen in diese Kategorie persönliche Eigenschaften, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, Verbindungen, Kundenkreise u. s. w. Es geschieht nicht selten, daß private Unternehmungen auf Grund solcher oder ähnlicher Differenzialvorteile „kapitalisirt“, d. h. in Aktiengesellschaften umgewandelt werden, sobald sie einen höheren als den gewöhnlichen Unternehmergewinn oder -Lohn abwerfen. Das sogenannte Kapital einer derartigen Gesellschaft wird dann in der Regel so hoch normirt, daß der mutmaßliche Reingewinn einem etwas

höheren als dem landläufigen Zinsfuß entspricht; mit andern Worten, man giebt Aktien zu einem Betrage aus, welcher der Rentabilität des Betriebes nach Maßgabe eines höheren, als des gewöhnlichen Zinsfußes entspricht, gleichviel was die Höhe der in dem Betriebe wirklich befindlichen Kapitalanlage ist. Das Unternehmen lediglich auf Grund des landläufigen niedrigsten Zinsfußes und demgemäß noch höher zu kapitalisiren, ist nicht thunlich, weil man den Zeichnern der Aktien ein Aequivalent für das Risiko und außerdem einen besondern Anreiz zur Beteiligung bieten muß. Wird ihnen die Aussicht auf diese Risikoprämie und dieser besondere Anreiz nicht geboten, so werden die Leute, auf deren Beteiligung man gerechnet hatte, vorziehen, ihr Kapital in seiner bisherigen Anlage zu belassen oder es anderweitig zu verwerten. Das in dem Unternehmen wirklich angelegte Kapital mag ein sehr kleines sein; wenn der Betrieb einen großen Nutzen abwirft oder verspricht, wird das Aktienkapital diesem Nutzen gemäß normirt werden. Die Gründer verkaufen der neugebildeten Gesellschaft ihren Anteil entweder gegen baar oder gegen Ueberlassung eines Teils der Aktien; im ersten Falle liefert der Verkauf der Aktien an das Publikum die Mittel zur Entschädigung der Gründer, im zweiten behalten sie ihren Anteil Aktien entweder selbst, oder verkaufen ihn, sobald die Rentabilität des Betriebes erwiesen ist, auf dem offenen Markte, aber weder in dem einen, noch in dem andern Falle ist durch die Kapitalisirung des Unternehmens neues Kapital geschaffen worden. Ein Beispiel wird das in solchen Fällen gewöhnliche Verfahren deutlicher machen.

A hat eine wertvolle Erfindung patentiren lassen und vereinigt sich mit B, der hunderttausend Mark zur Ausbeutung des Patentes hergiebt. Das Unternehmen glückt über Erwarten und nach Ablauf einiger Jahre beschließen die beiden Teilhaber, es in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Für das Erzeugnis ihrer Fabrik hat sich ein großer Kundenkreis gebildet, der sich noch beständig erweitert; der Gewinn hat sich enorm vergrößert; der Besitz des Verfahrens ist eine Goldgrube für die Unternehmer geworden. Die Aktiengesellschaft wird „gegründet“, das Kapital auf zwei Millionen festgesetzt und, da es auch noch bei so hoher Kapitalisirung sechs oder acht Prozent Reingewinn abwirft, schnell gezeichnet. A und B erhalten anderthalb Millionen baar als Entschädigung für Ueberlassung des Verfahrens an die neugegründete Gesellschaft; der Rest von einer halben Million wird auf Vergrößerung des Betriebes verwendet, die eine Hälfte zu Neuanlagen, die andere als Lohnkapital.

Durch diesen ganzen Vorgang ist kein neues Kapital geschaffen worden. Die Unterzeichner der Aktien haben anderthalb Millionen *ihres* Kapitals auf A und B und eine halbe Million auf die Fabrik übertragen; dieselbe wird jetzt mit einem Gesamtkapital von fünf oder sechshunderttausend Mark betrieben, auf das zwei Millionen Aktien ausgegeben sind. Gleichwohl mag die Anlage für die Aktionäre immer gewinnbringender werden; die Aktien werden dementsprechend im Werte steigen; allein für die Arbeiterschaft im Allgemeinen könnte der Vorgang im schlimmsten Falle einen Verlust von anderthalb Millionen zur Folge

haben, wenn es nämlich A und B einfallen sollte, die ihnen gezahlte Entschädigung von anderthalb Millionen unproduktiv zu verausgaben. Andernfalls ist der Vorgang für die Arbeiter gleichgültig, denn sofern die zwei Millionen nicht anlagesuchende neue Ersparnis sind, haben sie dem schon vorhandenen Lohnfond entnommen, mithin einer entsprechenden Anzahl anderweitig beschäftigter Arbeiter entzogen werden müssen. Das Kapital der Nation ist um keinen Pfennig vermehrt worden; das nämliche Einkommen bestand schon vor Gründung der Gesellschaft und floß überhaupt nicht aus dem vorhandenen Kapital — dieses betrug nur hunderttausend Mark — sondern aus dem Patent auf A's Erfindung. Dieses ist eine Rentenquelle, aber kein Kapital, und wenn Aktiengesellschaften mit großen Kapitalien in ihren Abschlüssen paradiren, so ist Dies, in Bezug auf die Beurteilung der Menge des wirklich vorhandenen Nationalkapitals, vielfach irreführend, denn diese Kapitalien können in Wirklichkeit großenteils ganz wo anders stecken, als in den betreffenden Aktiengesellschaften, oder gar nicht, oder nicht mehr, vorhanden sein. —

Fassen wir zum Schluß das bisherige Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so sehen wir, daß die Höhe der Differenzialrente keinen Einfluß auf die Größe des Anteils der Arbeiter an dem Gesamtprodukt ausübt, derselbe vielmehr in keinem andern Verhältnis zu der Höhe dieser Rente steht, als daß er durch die nämlichen Ursachen wie sie beeinflußt wird, ebenso wie der gewöhnliche Kapitalgewinn, nämlich der Zinsfuß, keinen Einfluß auf die Größe des Anteils der Arbeiter

haben kann. Deshalb ist es wissenschaftlich unrichtig, von einem Antagonismus zwischen den Rentenbesitzern und Kapitalisten einerseits und den Arbeitern andererseits zu reden. Im Großen und Ganzen besteht ein solcher Interessenkonflikt nicht und kann nicht bestehen, wie sehr auch die konkreten Erscheinungen dieser Ansicht zu widersprechen scheinen. Der irische Cotter, der italienische Metayer und der indische Ryot sind freilich dem Grundherrn oder dessen Stellvertretern auf Gnade und Ungnade überliefert; diese Unglücklichen befinden sich einem thatsächlichen Monopole gegenüber, von dem es für sie nur eine einzige Rettung giebt: die Auswanderung, die denn auch vielfach stattfindet. Irland, Apulien und Sizilien wissen davon zu erzählen. Aehnlich verhält es sich mit vielen Lohnarbeitern, die durch die Umstände an die Scholle gebunden sind und deren Konkurrenz untereinander den Unternehmer in den Stand setzt, einen Teil seines Lohnkapitals, anstatt ihn seinen Arbeitern auszubezahlen, für sich zurückzubehalten. Aber auch dieser zurückbehaltene Teil des Lohnkapitals, ebenso wie die Einkünfte von Zinsen und Rente, muß schließlich als neues Kapital doch wieder der Arbeiterschaft im Großen und Ganzen zu gut kommen; in andern Betrieben angelegt, werden diese neuen Kapitalien entweder eine größere Anzahl Arbeiter als vorher ernähren, oder bei sich gleichbleibender Anzahl indirekt eine allgemeine Lohnverbesserung bewirken, vorausgesetzt natürlich, daß sie überhaupt produktiv angelegt und nicht von ihren Besitzern in persönlichen Genüssen vergeudet werden. Hier liegt der wahre Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit: nicht in der Höhe des

Gewinns oder der Rente, sondern in der Verwendung des Gewinns und der Rente ist er zu suchen. Deshalb ist die Verbesserung der Lage der unteren Volksschichten nur zu erreichen, wenn einerseits die Zahl der Lohnarbeiter in vernünftigen Grenzen gehalten, andererseits der Luxusverbrauch der Reichen und Wohlhabenderen und überhaupt jeder unproduktive Konsum nach Möglichkeit beschränkt wird; kein anderes Mittel verspricht dauernden Erfolg und wenn auch der Staat sämtliche Arbeitsmittel und Rentenbezüge zu Gunsten der Allgemeinheit konfisziren könnte, so würde doch die nämliche Frage in dem Augenblicke wieder auftauchen, wo sich die Volkszahl dem vergrößerten Lohnfond angepaßt hätte und weitere Vermehrung der Zahl nur auf Kosten des Anteils jedes Einzelnen an dem Nationalkapital stattfinden könnte.

VII.

Der Wert.

Es fragt sich vor allen Dingen, was wir unter Wert im wirtschaftlichen Sinne zu verstehen haben. Gewisse Dinge besitzen in Ansehung ihrer Nützlichkeit einen absoluten Wert, weil wir ohne sie überhaupt nicht leben könnten, wie z. B. Luft, Licht, Gesundheit u. s. w. Gleichwohl bringen dieselben keinen Preis im Markte, sie kosten nichts, sind, wirtschaftlich betrachtet, wertlos. Andere Dinge dagegen besitzen in Ansehung ihrer Nützlichkeit gar keinen, oder nur einen geringen Wert, wie zum Beispiel Edelsteine, Edelmetalle, Perlen u. s. w., und sind demungeachtet sehr kostspielig; sie sind, wirtschaftlich betrachtet, wertvoll. Im wirtschaftlichen Sinne haben daher nur diejenigen Gegenstände Wert, für welche man, um sie zu erlangen, einen andern Gegenstand oder eine Leistung hingeben muß, Gegenstände also, die einen Tauschwert besitzen. Nur in dieser Bedeutung hat sich die Wirtschaftslehre mit dem Begriffe Wert zu beschäftigen.

Im gewöhnlichen Leben wird Jedermann eine annähernd richtige Erklärung des Begriffes Tauschwert zu geben vermögen. Man wird ohne Weiteres antworten: Der Wert eines Gegenstandes ist der Preis

desselben, oder mit andern Worten die Summe derjenigen Gegenstände anderer Art, welche man dafür eintauschen kann. Allein damit ist die Sache nicht abgethan; vielmehr sind Wert und Marktpreis nicht immer synonyme Bezeichnungen und es bedurfte sehr scharfsinniger und gründlicher Untersuchungen, ehe man zu einer logischen Theorie des wirtschaftlichen Wertes gelangte. Auch erkläre ich zwar das Wesen des Wertbegriffes, wenn ich sage, der Wert eines Gegenstandes ist die Summe derjenigen Gegenstände, welche ich dafür eintauschen kann; die Entstehung des Wertes selbst aber erkläre ich damit nicht, denn Wert ist kein bloßes Produkt des Austausches; die Dinge und Leistungen würden deshalb nicht wertlos sein, weil sie nicht gegeneinander ausgetauscht werden könnten.

„Es ist einleuchtend," sagt John Stuart Mill in seinen „Grundzügen", „daß von den beiden großen Abteilungen der Wirtschaftslehre, der Erzeugung des Reichtums und der Verteilung des Reichtums, die Theorie des Wertes allein mit letzterer zu thun hat, und auch mit dieser nur insofern, als Wettbewerb, und nicht Brauch oder Herkommen, die Ursache der Verteilung ist. Bedingungen und Gesetze der Gütererzeugung wären die gleichen wie heute, wenn auch die gesellschaftlichen Einrichtungen nicht auf dem Austausch beruhten, oder wenn sie denselben verhinderten. Selbst unter den gegenwärtigen industriellen Verhältnissen, in welchen die Teilung der Arbeit den höchsten möglichen Grad erreicht hat und die Entschädigung aller an der Gütererzeugung Beteiligten von dem Preise einer besonderen Waare abhängt, ist der Austausch keine

Grundbedingung der Verteilung, so wenig, als Landstraßen und Fuhrwerk die Grundbedingung der Bewegung sind. Diese bilden vielmehr bloß einen Teil des Mechanismus, durch welchen die Bewegung bewerkstelligt wird. Die Verwechselung dieser Begriffe erscheint mir nicht allein als ein logischer, sondern auch als ein praktischer Fehler. Es ist ein in der Volkswirtschaft nur allzuhäufiger Irrtum, daß man nicht unterscheidet zwischen Wirkungen, die aus der Natur der Dinge entspringen, und solchen, die durch die Einrichtungen der Gesellschaft verursacht sind: ein Irrtum, der jederzeit zwei entgegengesetzte Mißverständnisse hervorruft. Einerseits veranlaßt er den Volkswirt, das bloß vorübergehend Wahre seiner Wissenschaft für dauernde und allgemein gültige Gesetze anzusehen; andererseits verleitet er Manche, dauernde und allgemein gültige Gesetze, z. B. diejenigen, auf welche sich die Notwendigkeit der Beschränkung der Volkszahl gründet, für bloße Zufälligkeiten anzusehen, hervorgebracht durch die gesellschaftlichen Einrichtungen; für Zufälligkeiten, die Jeder, der ein neues System zur Beförderung der sozialen Wohlfahrt im Kopfe hat, einfach nicht zu beachten braucht."

Der Begriff des Wertes entsteht, sobald Verteilung, Austausch, mit einem Worte, Handel eintritt; er bezeichnet Etwas, was der Mensch begehrt und was er ohne eine gewisse Anstrengung nicht erlangen kann. Deshalb wird der Wert einer Sache oder einer Leistung zunächst durch das Maß dieser Anstrengung, mit andern Worten, durch die Summe der darauf verwendeten Arbeit bestimmt. Ein Gegenstand jedoch, der nicht begehrt wird, ist wertlos, gleichviel ob Arbeit

darauf verwendet worden ist oder nicht. Wert ist daher das Produkt zweier Faktoren, der Arbeit und des Bedarfs, die beide notwendig sind, um ihn zu erzeugen.

Allein auch diese Erklärung ist noch ungenügend. Der Bedarf muß nicht nur vorhanden, er muß auch wirksam sein, um einem Erzeugnis der Arbeit Wert zu verleihen. Die Armut ist am allerbedürftigsten, gleichwohl ist dieser Bedarf für die Theorie des Wertes ohne jede Bedeutung. Die gesammte Bettlerzunft mag das lebhafteste Bedürfnis nach Diamanten oder Gold verspüren, ohne daß dadurch der Wert dieser Produkte im Mindesten beeinflußt würde. Nur wenn mit dem Bedarf zugleich das Vermögen, ihn zu befriedigen, vorhanden ist, äußert sich die ökonomische Wirksamkeit desselben. Man kann ihn daher als kaufkräftigen Bedarf bezeichnen, dem das Produkt der Arbeit, das Gut, gegenübersteht. Die Menge der vorhandenen Güter bestimmt das Angebot derselben; die Menge des kaufkräftigen Bedarfs die Nachfrage; also ist der Wert eines Gegenstandes das Produkt von Angebot und Nachfrage.

Untersuchen wir jedoch etwas näher diese scheinbar ganz ausreichende Erklärung, so finden wir, daß wir auch damit noch nicht auskommen. Das, was man den natürlichen Wert einer Sache nennen kann, der Preis, den sie im Markte bringen muß, um überhaupt weitererzeugt zu werden, sind die Kosten ihrer Herstellung, d. h. die Summe des darauf verausgabten Arbeitslohns einschließlich der darauf entfallenden Zinsen. Diese bilden den niedrigsten Wert, bei welchem das Angebot auf die Dauer bestehen kann, denn kein Produzent wird lange fortfahren, mit Verlust zu produziren;

er wird nicht bloß die Zinsen, sondern den gewöhnlichen Unternehmerlohn plus etwaiger Rentenbezüge einheimsen wollen und wenn dieses nicht länger erreichbar ist, wird er die Produktion entweder sogleich einstellen, oder aber allmählich eingehen lassen, indem er die verbrauchten Kapitalien nicht ersetzt. Die Produktionskosten: Lohn (einschließlich des Unternehmergewinns) und Zinsen, bilden darum den notwendigen Wert eines Erzeugnisses, ohne welchen, oder ohne die Aussicht auf welchen, es überhaupt nicht erzeugt werden wird.

Auf der andern Seite hängt der höchste Marktpreis, den ein Gegenstand bringen kann, von der Kaufkraft der Nachfrage ab, die mit jeder Preiserhöhung geringer wird und zuletzt aufhört. Für jedes Erzeugnis besteht eine Preisgrenze, bei der die kaufkräftige Nachfrage stockt, über die hinaus der Preis nicht weiter gesteigert werden kann. Je mehr also der Marktpreis die bloßen Herstellungskosten übersteigt, desto stärker muß das Angebot, desto schwächer die kaufkräftige Nachfrage werden, und umgekehrt muß, je mehr sich der Preis ermäßigt, die Herstellungskosten erreicht, oder unter dieselben sinkt, desto schwächer das Angebot und desto stärker die kaufkräftige Nachfrage werden. Wir sehen also, daß Angebot und Nachfrage nicht bloß den Wert einer Sache bestimmen, sondern ebensosehr durch ihn bestimmt werden: folglich ist der Wert oder Preis in keinem andern Sinne das Produkt von Angebot und Nachfrage, als Angebot und Nachfrage das Produkt des Wertes oder Preises sind. Der Tauschwert oder Preis ist der Indifferenzpunkt zwischen Angebot und Nachfrage, dem beide beständig zustreben; das Gleichgewicht, das sie,

wie der Pendel einer Uhr, unaufhörlich suchen, aber immer nur auf die Dauer eines Augenblicks wirklich erreichen.

Hieraus folgt, daß alle Güter die Tendenz haben müssen, im Verhältnis ihrer Herstellungskosten, d. h. ihres natürlichen Wertes, gegen einander ausgetauscht zu werden. Wenn z. B. die Herstellung eines Gegenstandes hundert Mark kostet, werden andere Gegenstände, deren Herstellung ebenfalls hundert Mark kostet, um den nämlichen Preis zu erlangen sein, da, wenn die Preise verschieden wären, der eine Preis einen größern Nutzen abwerfen würde, als der andere, was aber durch die Konkurrenz der Kapitalien auf die Dauer verhindert wird. Adam Smith und Ricardo nennen denjenigen Wert eines Gegenstandes, welcher den Kosten seiner Herstellung entspricht, seinen natürlichen Wert oder Preis. Dieser bildet den Punkt, um welchen der Wert hin und her schwankt und den er beständig sucht; den mittleren oder Centralwert Adam Smith's, nach welchem der Markt- oder Tauschwert beständig gravitirt. Jede Abweichung von dem Centralwert löst Kräfte aus, die in der entgegengesetzten Richtung wirken und deren Wirkung um so energischer wird, je weiter sich der Marktpreis von dem Mittelwerte entfernt. In einem Zeitraum von hinreichender Dauer wird demnach die Durchschnittshöhe des Preises dem wirklichen Herstellungswerte genau entsprechen. Der Grund, warum dieses geschieht und notwendig geschehen muß, ist folgender. Wenn irgend ein Erzeugnis während eines längeren Zeitraums einen höheren als den Herstellungs- oder Mittelpreis brächte, würde sich durch Kapitalzufluß und hierdurch gesteigerte Produktion das Angebot

vermehren und das Produkt allmälig verbilligen; wenn dagegen das nämliche Erzeugnis während eines längeren Zeitraums nicht die Herstellungskosten deckte, würde sich durch Kapitalabfluß und hierdurch verminderte Produktion das Angebot vermindern und das Produkt allmählich verteuern. Es ist aber nicht notwendig, daß dieser Vorgang wirklich stattfinde; es genügt, daß er stattfinden kann, um dieselbe Wirkung hervorzubringen, als wenn er stattgefunden hätte. Vermindern oder vermehren sich die Produktionskosten, so fällt oder steigt auch der Preis, weil, wenn er unverändert bliebe, im ersten Falle der Vorrat anwachsen, im zweiten abnehmen würde, bis die entsprechende Wirkung eingetreten wäre: Das wissen Fabrikanten und Händler und richten ihre Preisforderung danach ein, ehe die Vergrößerung oder Verkleinerung des Vorrats wirklich eingetreten ist.

Findet jedoch eine Zunahme der Produktion wirklich statt, etwa in Folge einer Verminderung der Herstellungskosten, so wird die Antwort auf die Frage, ob die Zunahme bleibend sein werde, durch die Beantwortung der zweiten Frage gegeben, ob zu dem billigeren Preise eine größere Menge Güter als zuvor verlangt werde. In der Regel wird letzterer Fall eintreten; zumal wenn es sich um Güter des täglichen Bedarfs handelt, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke u. dergl. Für diese giebt es kaum eine Grenze, bei der der Konsum Halt zu machen brauchte, wenn sie auch in noch so reichlichem Maße erzeugt würden. Umgekehrt würde die Verteuerung der Herstellungskosten solcher Gegenstände nur dann zu einer Einschränkung der

Produktion führen, wenn die Preiserhöhung die Nachfrage verminderte. Aber zunächst wendet sich die Sparsamkeit dem Ueberflüssigen oder minder Unentbehrlichen zu; eine Steigerung der Preise notwendiger Nahrungsmittel wird daher zunächst keine Verminderung der Produktion derselben zur Folge haben, wohl aber eine Verminderung der Nachfrage nach andern Gegenständen, Genüssen u. s. w., was sodann eine Verminderung der Produktion dieser Gegenstände, Genüsse u. s. w. bewirken wird. Was man für Essen und Trinken braucht, kann man nicht für andere Dinge ausgeben. Eine Verteuerung, die nicht durch Mißwachs, sondern durch künstliche Einflüsse, etwa Einführung eines Zolles oder einer Steuer auf Getreide, hervorgerufen ist, trifft daher nicht zuerst die Produzenten des Getreides, sondern die anderer Gegenstände, für welche der Konsument nun nicht mehr so viel aufzuwenden hat, als früher, weil er mehr für Mehl und Brod ausgeben muß; sie trifft nur dann auch den Getreideproduzenten, wenn sie so hoch ist, daß der Konsum überhaupt eingeschränkt, die Volksernährung selber verschlechtert werden muß.

In einem früheren Abschnitte haben wir gesehen, daß der Ertrag der Arbeit, die Menge der erzeugten Güter, allein von der Produktivität der Arbeit abhängt. Je mehr Güter mit einer gewissen Kapitalmenge erzeugt werden, desto produktiver ist die Arbeit. Je produktiver die Arbeit, desto geringer sind die Produktionskosten, desto mehr Güter können für die nämliche Lohnmenge erzeugt werden. Daraus folgt also, daß der natürliche Wert eines Gutes von der Produktivität der Arbeit abhängt, daß je größer diese Produktivität, desto kleiner die Herstellungskosten sein werden. Die Produktivität der Arbeit bildet demnach den letzten Maßstab für den Wert eines Gutes; je höher die Produktivität, desto niedriger der Wert. David Ricardo hat daher auch vollkommen recht, wenn er lehrt, der Tauschwert eines Gegenstandes werde durch die Menge der darauf verwendeten Arbeit bestimmt, denn je produktiver die Arbeit ist, desto weniger Arbeit ist erforderlich, um ein bestimmtes Erzeugnis herzustellen. Ricardo sagt*:

„Will man den Tauschwert z. B. von Strümpfen abschätzen, so findet man, daß der Wert derselben in Bezug auf andere Gegenstände von der Gesamtmenge der Arbeit abhängt, die notwendig ist, sie herzustellen und auf den Markt zu bringen. Zuerst kommt die Arbeit auf dem Acker, auf dem die Rohbaumwolle gezogen wird; zweitens die Arbeit des Transports der Baumwolle nach dem Lande, wo die Strümpfe gewirkt werden sollen, worin ein Teil der Arbeit der Erbauung des Transportschiffes, der als Fracht angerechnet wird, einbegriffen ist; drittes die Arbeit des Spinners und Webers; viertens ein Teil der Arbeit des Mechanikers, Schmiedes und Zimmermanns, welche die Gebäude und Maschinen herstellten, mit deren Hülfe die Strümpfe gemacht werden; fünftens die Arbeit des Kleinverkäufers und vieler andern Personen, die ich nicht besonders aufzuzählen brauche. Die Gesamtsumme dieser verschiedenen Arten Arbeit bestimmt die Menge anderer Dinge, für welche man diese Strümpfe

* „Principles of Political Economy and Taxation“.

austauschen kann; während die gleiche Berücksichtigung der verschiedenen Mengen Arbeit, welche auf diese andern Dinge verwendet worden sind, bestimmend ist für die Menge, die davon für die Strümpfe gegeben werden wird.

„Um uns zu überzeugen, daß Dies die wahre Begründung des Tauschwertes ist, nehmen wir an, daß durch irgend ein verbessertes Verfahren die Arbeit in einem der verschiedenen Prozesse vermindert werde, denen die Rohbaumwolle unterworfen wird, ehe die fertigen Strümpfe auf den Markt kommen, um hier gegen andere Dinge ausgetauscht zu werden, und beobachten wir die daraus entstehenden Wirkungen. Wären weniger Menschen erforderlich, um die Rohbaumwolle zu kultiviren, oder weniger Seeleute, um sie zu befördern, oder Zimmerleute, um Schiffe zu bauen; wenn weniger Hände notwendig wären, um die Gebäude und Maschinen herzustellen, und wenn diese nutzbarer als früher gemacht werden könnten, so würden die Strümpfe unfehlbar im Werte fallen und gegen eine geringere Menge anderer Gegenstände ausgetauscht werden müssen. Sie würden im Werte fallen, weil eine geringere Arbeitsmenge zu ihrer Anfertigung erforderlich wäre, und würden daher für eine geringere Menge solcher Gegenstände, in deren Herstellung keine Verminderung der Arbeit stattgefunden hätte, ausgetauscht werden können.

„Arbeitsersparnis verfehlt niemals, den relativen Wert eines Erzeugnisses zu vermindern, gleichviel, ob die Ersparnis die auf das Erzeugnis selbst verwendete Arbeit betrifft, oder die Arbeit, welche zur Bildung

des Kapitals nötig war, mit dessen Hülfe jenes erzeugt wurde. In beiden Fällen werden Strümpfe billiger werden, ob nun weniger Menschen als Bleicher, Spinner und Weber, Personen, die unmittelbar mit ihrer Herstellung zu thun haben, beschäftigt werden, oder als Matrosen, Fuhrleute, Mechaniker und Schmiede, Personen, die nur mittelbar daran beteiligt sind. In dem einen Falle würde die ganze Arbeitsersparnis den Strümpfen zu gut kommen, weil dieser Teil der Arbeit allein auf die Strümpfe beschränkt ist; im andern würde bloß ein Teil auf die Strümpfe fallen und der Rest allen andern Erzeugnissen zu gut kommen, zu deren Herstellung die Gebäude, Maschinen und Transportmittel beitragen."

Es ist mithin einleuchtend, daß jede Verminderung der Produktionskosten, ebenso wie jede Vermehrung derselben, eine Wertveränderung des Produkts in Bezug auf andere Produkte bedeutet; aber eine allgemeine Verminderung oder Vermehrung der Produktionskosten, die sämtliche Erzeugnisse in gleichem Maße beträfe, würde keine Veränderung der relativen Werte herbeiführen. Man kann deshalb nicht von einem allgemeinen Steigen oder Fallen der Werte sprechen; denn Dinge, welche Tauschwert besitzen, d. h. in einem gewissen Verhältnis gegen einander ausgetauscht werden, können ebensowenig alle gleichzeitig im Werte steigen oder fallen, als, nach Mill's treffendem Vergleich, von einem Dutzend Schnellläufer jeder immer alle übrigen überholen, oder von hundert Bäumen jeder höher als die andern sein kann. Wenn der Wert einzelner Gegenstände steigt, so geschieht Dies nur in Bezug auf andere

Gegenstände; die letzteren fallen in Bezug auf die ersteren im Werte, d. h. zum Beispiel, eine gewisse Menge Brod oder Fleisch kostet jetzt mehr Schuhe oder Kleider, als früher. Das Geld, in dem der Preis ausgedrückt wird, spielt bei diesem Vorgang nur die Rolle des Wertmessers und Vermittlers. Ist nun ein gleichzeitiges Steigen oder Fallen sämtlicher Werte undenkbar, so ist dagegen ein gleichzeitiges Steigen oder Fallen sämtlicher Preise wohl möglich und findet auch thatsächlich zuweilen statt. In diesem Falle verändert sich das Wertverhältnis der einzelnen Gegenstände zu einander nicht; alle Gegenstände werden zwar entweder teurer oder billiger, aber ihr Wertverhältnis unter sich bleibt das nämliche. Was sich verändert hat, ist das Wertverhältnis zwischen den Gegenständen und dem Gelde, dessen Kaufkraft größer oder kleiner geworden ist.

Der natürliche oder Mittelwert einer Sache wird nicht bloß durch den darauf verwendeten Arbeitslohn, sondern auch durch den Gewinn auf dieses Kapital bestimmt. Den Gewinn haben wir aufgelöst in Unternehmerlohn, Risiko und Zinsen; was nicht in diese drei Kategorien gehört, ist Rente, deren Einfluß auf den Wert wir sogleich betrachten werden. Arbeitslohn, Unternehmerlohn, Risikoprämie und Zinsen sind die einzelnen Elemente des natürlichen oder Mittelwerts: bei den letzteren haben wir noch einen Augenblick zu verweilen.

Der Unternehmerlohn ist, wie wir gesehen haben, in verschiedenen Berufen von sehr ungleicher Höhe, nicht allein kraft gewisser monopolartigen Vorteile oder

Nutzungen (die hier noch nicht berücksichtigt werden), sondern auch durch die Natur des Betriebes selbst. Größeres Risiko, größere Beschwer, oder geringeres Ansehen der Beschäftigung in der Meinung der Leute müssen durch erhöhten Lohn oder Gewinn aufgewogen, kompensirt werden. Diese Kompensation läßt sich nur dadurch erreichen, daß das Erzeugnis teuerer verkauft wird, als durch die bloße Menge der darauf verwendeten Arbeit geboten ist. Solche dauernden Ungleichheiten des Gewinns werden in dem Wert der Erzeugnisse ihren Ausdruck, die Abweichung von den Produktionskosten wird ihr Korrelat in einer Abweichung von dem durch die Arbeitsmenge gegebenen Maßstab finden. Dagegen ist von den Zinsen zu bemerken, daß sie nur deshalb ein Element des Wertverhältnisses bilden, weil ihre Höhe nicht durch die Menge der Arbeit, sondern durch die Dauer derselben bestimmt wird; sie verändern daher nicht selten den relativen Wert der durch die gleiche Summe Arbeit, den nämlichen Lohnaufwand, erzeugten Güter.

Die Produktionskosten bilden also den natürlichen oder mittleren Wert eines Erzeugnisses und diese bestehen aus Lohn in seinen verschiedenen Formen, als Arbeitslohn, Unternehmergewinn und Risicoprämie; sowie den Zinsen. Die verschiedenen Formen der Differenzialrente, die dem Besitz irgend eines überlegenen Produktionsfaktors oder -Werkzeuges entstammt, bilden, wie wir gesehen haben, keinen Teil der Erzeugungskosten von Gütern und können daher auch kein Element des natürlichen oder mittleren Wertes bilden. Denn da die Voraussetzung der Erzeugung jeglichen Gutes ein gewisser Preis ist, den das Gut

bringen muß; da dieser Preis die Vorbedingung ist, ohne welche es überhaupt nicht erzeugt wird; so werden alle Güter der nämlichen Art den nämlichen Preis bringen, gleichviel, was ihre Herstellung kostete. Der natürliche oder Mittelwert aller Güter wird daher bestimmt durch die Kosten ihrer Erzeugung unter den ungünstigsten Verhältnissen; mithin bildet die Differenzialrente kein Element des Wertes der Erzeugnisse, oder ihres Wertverhältnisses zu einander.

Dagegen bildet die reine Monopolrente, diejenige Rente, welche dem ausschließlichen Besitz eines Gutes, Produktionsfaktors oder -Verfahrens entspringt, allerdings ein Element des Wertes. Der ausschließliche Besitzer eines solchen reinen Monopols kann den Preis so hoch stellen wie er will; oder er kann sich überhaupt weigern, sich seines Besitzes oder seiner Waare zu irgend einem Preise zu entäußern. Da aber ein solches Verfahren natürlich nicht in seinem Interesse liegt, wenn er sein Monopol ausbeuten, alle Vorteile desselben genießen will, muß er suchen, seine Preisforderung so einzurichten, daß die größte mögliche Nachfrage bei dem größten möglichen Nutzen für ihn selbst hervorgerufen und lebendig erhalten werde. Dieses vermag er nur, indem er seine Produktion dem Maximum von Nachfrage und Nutzen anpaßt; er muß also, wenn er mehr produzirt, als er unter diesen Bedingungen absetzen kann, den Ueberschuß zerstören. Und Dieses geschieht in einzelnen Fällen wirklich, wie wenn die Nederlandsch-Indische Handelmaatchappij, um den Preis zu halten, in guten Jahren einen Teil der Ernte auf den Gewürzinseln zerstören läßt. Man sieht also, daß auch der Monopolwert in letzter Instanz den Gesetzen von Angebot und Nachfrage gehorcht.

VIII.

Das Geld.

Daß es möglich war, die Erörterung dieses Themas in die zweite Hälfte unserer Abhandlung zu verlegen, ohne daß wir nötig gehabt hätten, in der ersten häufiger als nur gelegentlich zum Zweck einiger Beispiele den Geldbegriff in die Besprechung hineinzuziehen, ist für sich allein ein hinreichender Beweis, daß das Geld nicht diejenige wirtschaftliche Rolle spielt, welche ihm so wohl von den Laien, wie auch neuerdings wieder von einigen nationalökonomischen Schriftstellern zugeschrieben wird. Es hat mit dem Wesen des Reichtums, der Gütererzeugung, des Kapitals und der Einkommensarten nichts zu thun, deren Gesetze man ergründen kann, ohne sich mit denen des Geldes zu beschäftigen. Dasselbe gehorcht vielmehr, wie wir sehen werden, diesen Gesetzen ebenso wie alle übrigen Güter oder Waaren; es ist, wie sie, diesen Gesetzen unterworfen; ist, wie sie, ein Erzeugnis der Arbeit, des Bodens und des Kapitals und bildet daher nicht selbst eine der Voraussetzungen oder Bedingungen der Gütererzeugung. Es bildet nicht einmal eine notwendige Voraussetzung oder Bedingung des Austausches, der auch ohne die Dazwischenkunft des Geldes vor sich gehen kann

und sich im Großhandel, zumal im internationalen Verkehr, thatsächlich ohne diese vollzieht. Indem man das Geld als die Ursache des Reichtums, oder als eine der Bedingungen desselben, ansieht, begeht man den nämlichen Irrtum, als wenn man Maß und Gewicht als Ursachen oder Bedingungen der Länge, Breite, Höhe und Schwere, oder die Mittel zur Erleichterung des Verkehrs als den Verkehr selber ansehen wollte. Wer Dieses thut, verwechselt das Wesen mit dem Schein und setzt ein Symbol an die Stelle der Wirklichkeit.

Demungeachtet sind die Funktionen des Geldes im wirtschaftlichen Organismus so mannigfaltiger Art und beeinflußt das Geld so sehr alle Beziehungen der Menschen untereinander, daß es thöricht wäre, seine große Bedeutung für den Verkehr und die Kulturentwickelung leugnen zu wollen. Man braucht sich nur vorzustellen, was geschehen würde, wenn plötzlich alle Umlaufsmittel aus dem Verkehr verschwänden, um die Wichtigkeit derselben einzusehen. Der Bauer hat nur Korn, der Müller nur Mehl, der Bäcker nur Brod, der Schneider nur Kleidungsstücke zu verkaufen, und es wäre daher ein sehr mühsäliges Geschäft, wenn bei jedem Austausch jeder von ihnen zuerst ausrechnen müßte, wieviel von seinen Erzeugnissen er für die des Andern hergeben könnte; ganz abgesehen von der weiteren Schwierigkeit, daß der Schneider, der Brod oder Fleisch einkaufen will, aber nur Röcke oder Hosen dafür auszutauschen hat, seine Röcke oder Hosen nicht zerteilen kann, um den Bäcker und Metzger für die kleine Menge Brod und Fleisch, deren er täglich be-

darf, zu bezahlen. Jede einzelne Handlung des Austausches würde eine verwickelte Operation werden und bei jeder müßten beide Teile immer auf's Neue zuerst nach der gemeinsamen Grundlage suchen, auf welcher sie überhaupt stattfinden könnte. Regelmäßige Preisnotirungen, wie sie heute an allen Börsen festgestellt werden, wären nicht möglich, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die Menschheit ohne die Beihülfe eines gemeinsamen, von Allen anerkannten Wertmessers und eines Tauschmittels, das Jeder an Zahlungsstatt anzunehmen Willens war, über die primitivste Naturalwirtschaft hinausgekommen wäre. Es handelte sich darum, einen Gegenstand oder wenigstens eine Begriffseinheit zu finden, woran alle Werte ohne Unterschied gemessen werden konnten, in Bezug auf welche man einen einheitlichen Wert überhaupt erst ausdrücken konnte, da es unmöglich war, den Wert aller Tauschobjekte in Bezug auf alle andern Tauschobjekte in Erinnerung zu behalten.

Dieser Gegenstand fand sich frühzeitig in einem der beiden Edelmetalle, Gold und Silber. Dieselben vereinigen in sich besser als andere Gegenstände die notwendigsten Eigenschaften eines Tauschmittels und Wertmessers, da sie bei geringem Umfang einen bedeutenden Wert darstellen, leicht zu transportiren, zu verbergen und ohne Schwierigkeit in die kleinsten Mengen zu zerteilen sind. Frühzeitig wurden sie ihres Glanzes, ihrer Schönheit und Seltenheit wegen geschätzt und zu den mannigfachsten Schmuckgegenständen verwendet. Es stellte sich heraus, daß Gold und Silber, wenn man sie nicht künstlich mit minderwertigen Metallen verband, immer von der gleichen Beschaffenheit

und Güte waren; auch glaubte man lange Zeit, daß ihr Wert ein beständiger sei und sich überhaupt nicht verändern könne. Erst durch die Entdeckung der amerikanischen Gold- und Silbervorräte wurde diese Meinung erschüttert, wiewohl sich trotz der ungeheueren Funde die Entwertung nur äußerst langsam vollzog; und wir werden später sehen, daß der Wert der Edelmetalle auch in den einzelnen Ländern ein sehr verschiedener ist, daß Gold und Silber noch heute z. B. in England etwas Anderes gelten, als in Deutschland, und hier etwas Anderes als in Frankreich, Italien, oder den Vereinigten Staaten. Denn der Wert irgend eines Gegenstandes besteht in der Summe derjenigen Gegenstände, die wirklich dafür eingetauscht werden und diese Summe ist, in Bezug auf die Edelmetalle, in jedem der genannten Länder eine andere. Ich hoffe, nachzuweisen, durch welche Einflüsse diese Ungleichheiten im Wert der Edelmetalle in den einzelnen Ländern hervorgerufen werden.

Sobald Gold und Silber das allgemeine Tauschmittel, der anerkannte Wertmesser geworden waren, verfiel man darauf, sie von vornherein in bestimmte größere und kleinere Mengen, die zu einander wieder in einem bestimmten Verhältnis standen, zu zerteilen und jedes Stück mit einem Stempel zu versehen, der seinen Wert anzeigen und beglaubigen sollte. Die Machthaber und Regierungen, die sehr bald einsahen, welche Vorteile ihnen daraus erwachsen konnten, nahmen allmälig das Recht der Geldprägung ausschließlich für sich in Anspruch und verboten die Prägung durch Privatleute, was sie um so leichter durchsetzten, als man den von ihnen mit einem amtlichen Stempel ver-

sehenen Münzen ein größeres Vertrauen entgegenbrachte: allerdings, wie Mill bemerkt, oft sehr mit Unrecht, denn bis in die Neuzeit hinein haben manche Regierungen kein Bedenken getragen, ihre eigenen Staatsgläubiger durch eine Verschlechterung der Währung auszuplündern und dabei allen übrigen Schuldnern den nämlichen Vorzug ihren Privatgläubigern gegenüber einzuräumen. Dieser spitzbübische Kunstgriff besteht darin, daß man fünfzig Pfennig eine Mark nennt, mit andern Worten, daß man durch Beimischung unedler Metalle aus dem zu einer Mark erforderlichen Silber zwei Mark herstellt, oder daß man, wie es die amerikanische Silberpartei vorhat, den Silberdollar, der heute nur noch etwa fünfzig Cents Goldwert besitzt, zum gesetzlichen Tilgungsmittel für alle bestehenden Schulden erhebt. Aber ebensogut könnte man dekretiren, daß hinfort zwei gleich eins sein solle, was ganz den nämlichen Zweck erfüllen würde und nicht unverschämter wäre, als jene Prozedur, die nur, weil sie nicht ganz so offen am Tage liegt, bei der gedankenlosen Menge Unterstützung gefunden hat.

Geld ist das Mittel, durch welches einem Jeden sein Einkommen zufällt, ebenso wie es das Mittel ist, durch welches er sich die Gegenstände seines Bedarfs verschafft. Was Einer einnimmt und was Einer ausgiebt, ist immer nur Geld. Aus der beständigen Wiederholung dieses Vorgangs hat sich allmählich die Vorstellung entwickelt, das, worum es sich bei Einnahme und Ausgabe handle, sei in der Hauptsache bloß das Geld, und man übersah zuletzt ganz, daß dieses nur das Mittel zum Zwecke war. Das Einkommen einer

Person besteht nicht aus dem Gelde, das sie einnimmt, sondern aus den Gütern oder Leistungen, die sie sich vermittelst dieses Geldes verschafft, ebenso wie ihre Ausgaben nicht aus dem Gelde, das sie ausgiebt, bestehen, sondern aus den Gütern oder Leistungen, für die sie das Geld bekommen hat. Das Geld ist nichts, als eine Anweisung auf den allgemeinen Besitz, die überall honorirt wird; Tauschmarken, für die man Gegenstände oder Leistungen eintauschen kann. „Der Pächter bezahlt seine Knechte und seinen Landlord mit solchen Tauschmarken, weil Dieses am Bequemsten für sie und ihn selber ist; aber das wirkliche Einkommen seiner Knechte und des Gutsbesitzers besteht aus ihrem Anteil an seinem Korn, Vieh und Heu, und es macht keinen wesentlichen Unterschied, ob der Pächter denselben unmittelbar unter sie verteilt, oder ihn für sie verkauft und ihnen den Erlös einhändigt. Wenn der Pächter ihn nicht für Geld verkaufte, müßten die Knechte und der Gutsbesitzer es thun, und weil er ohnehin verkaufen muß, ist es für Alle am Zweckmäßigsten, daß er ihren Anteil zugleich mit dem seinigen verkauft, wodurch die Arbeiter mehr Zeit zur Arbeit und der Gutsbesitzer zum Nichtsthun gewinnen. Die Kapitalisten, mit Ausnahme der Produzenten von Edelmetallen, beziehen keinen Teil ihres Einkommens aus diesen Metallen, da sie sie nur dadurch erhalten können, daß sie sie mit ihren eigenen Erzeugnissen kaufen; während alle andern Leute ihr Einkommen von den Kapitalisten beziehen, oder von Denen, die von den Kapitalisten bezahlt worden sind. Da die Kapitalisten von Anfang an nichts Anderes

besitzen, als ihre Erzeugnisse, so sind es diese und nichts Anderes, woraus alles von ihnen bezahlte Einkommen besteht. Dem Wesen nach kann es kein gleichgültigeres Ding im Wirtschaftsleben eines Volkes geben, als das Geld, außer in seiner Bedeutung als Hülfsmittel zur Arbeits- und Zeitersparnis. Das Geld ist eine Maschine zur rascheren und bequemeren Besorgung einer Verrichtung, die auch ohne sie, wiewohl weniger rasch und bequem, besorgt werden würde, und wie viele andern Maschinen, übt sie nur dann einen besondern und selbständigen Einfluß aus, wenn sie außer Ordnung gerät.“ (J. S. Mill.)

Was ist nun aber unter dem Ausdruck Geld eigentlich zu verstehen? Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt nicht bloß Gold- und Silber-, Nickel- und Kupfermünzen, sondern auch Banknoten und Checks, ja sogar Wechsel und Accepte, Geld. Betrachtet man diese zweite Kategorie von Austauschmitteln aber genauer, so stellt sich alsbald heraus, daß sie zwar alle eine der Geldverrichtungen ausüben, d. h. Besitztitel von dem Einen auf den Andern übertragen, im Uebrigen aber nicht selbst Geld, sondern bloße Zahlungsversprechen oder Anweisungen sind, die für sich selbst nicht den geringsten Wert haben. Eine Banknote ist ein solches Zahlungsversprechen; wenn die Bank, welche sie ausgestellt hat, fallirt, so ist eine auf tausend Mark lautende Banknote derselben vielleicht nicht mehr wert, als das Stück Papier, worauf sie gedruckt ist. Der Check, die Anweisung, der Wechsel sind nur wertvoll, wenn sie bei Verfall honorirt werden; wenn die Zahlung verweigert wird, sind sie wertlos. Wenn

Banknoten, Checks, Wechsel und Accepte Geld sind, dann ist das gesprochene Wort auch Geld, denn auch dieses kann ein vor Zeugen abgegebenes Zahlungsversprechen sein, dessen Erfüllung durch die Gerichte erzwungen werden kann. Aber ein Versprechen, Geld bezahlen zu wollen, ist nicht das Geld selbst. Es hat nur Wert wenn es erfüllt wird; es hat keinen Wert für sich, keinen intrinsischen, selbständigen Wert. Geld, um wirklich Geld zu sein, muß diesen Wert haben. Daher ist Geld nur die geprägte Münze, das Metallstück, welches, mit dem Stempel der amtlichen Beglaubigung seines Gewichts und Feingehalts versehen, aus der Münze hervorgeht. Im alten Rom stand ein Tempel der Juno Moneta, in welchem der römische Staat die Geldmünzen schlug, die das gesetzliche Zahlungsmittel der Römer bildeten. Die Moneta (monnaie, money, Münze) ist allein Geld im wissenschaftlichen Sinne, also das Metallgeld, das selbständigen Wert besitzt und kraft dieses Wertes, dessen Beglaubigung das Gepräge ist, von Jedermann in Zahlung genommen wird.

Die Lehre, daß Banknoten u. s. w. keineswegs gleichbedeutend sind mit Geld, hat durch eine Entscheidung des höchsten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten eine praktische Bestätigung gefunden. Bekanntlich hatte der Kongreß in der durch den Sezessionskrieg hervorgerufenen Finanznot der Unionsstaaten ein Gesetz erlassen, durch welches das damals zur Ausgabe gelangte Regierungspapiergeld, „Greenbacks“ genannt, Zwangskurs erhielt. Die Frage nun, welche der geniale Oberrichter Chase zu entscheiden hatte, war,

ob eine vor Erlaß dieses Gesetzes kontrahirte Schuld mit diesem Papiergeld getilgt werden könne, oder nicht. In einem ausführlichen Gutachten beantwortete der Oberrichter die Frage mit Nein. Der Unterschied zwischen dem Metalldollar und dem Papierdollar wurde scharf und genau nachgewiesen und das Recht des Gläubigers auf Bezahlung in Münze unzweifelhaft festgestellt. Anders hätte natürlich der Fall gelegen, wenn die Verpflichtung nach Erlaß jenes Gesetzes eingegangen worden wäre. Dann hätte der Gläubiger im Voraus gewußt oder wissen müssen, daß gesetzlich das Wort Dollar ein Stück Papier bedeutete, auf dem ein Zahlungsversprechen der nordamerikanischen Regierung stand. Er wußte, oder mußte wissen, daß er für sein Darlehen nicht Geld, sondern die Ueberweisung eines Teils der Staatsschuld zurückempfangen würde, deren Rückerstattung auf einen unbestimmten Zeitpunkt in Aussicht gestellt war. Seine Sache war es, den Wert dieses Versprechens zu prüfen, als er seine Waare auf Credit verkaufte oder Geld auf Zeit auslieh.

„Gleichwohl“, sagt der leider zu früh verstorbene Oxforder Professor Bonamy Price in seiner geistvollen Schrift über „Geld- und Bankwesen“ („Currency and Banking“), „gleichwohl ist es ein vergebliches Bemühen, den Banknoten den Namen Geld absprechen zu wollen. Haben sich die Noten einmal im öffentlichen Vertrauen festgesetzt, so ist es unmöglich, im gewöhnlichen Sprachgebrauch die Unterscheidung zwischen ihnen und wirklichem Metallgeld aufrecht zu halten. In der Geldtasche liegen beide beieinander; der ganze

Haufen wird als Geld angesehen. Beide thun sie die nämliche Arbeit; beide zirkuliren und kaufen mit gleicher Leichtigkeit; beide erwecken keine andere Vorstellung, als die, daß sie Geld zum Einkaufen sind. Der radikale Unterschied zwischen beiden jedoch, daß Münze eine wirkliche Zahlung bewirkt, während Noten dieses nicht thun, ist wissenschaftlich von der allergrößten Tragweite; der Unterschied begegnet dem Forscher auf Schritt und Tritt, wenn er Wesen und Thätigkeit der Banknoten untersucht."

Der Wert des Metalles als Waare im Metallmarkte, der Wert, welcher jedem Verkäufer die Sicherheit giebt, sich damit zu allen Zeiten einen ähnlichen Gütervorrat verschaffen zu können, wie der war, den er dafür hingegeben hatte, dieser Wert ist es, welcher das charakteristische Merkmal des Metallgeldes bildet. Das Gold, wofür der Pferdehändler ein Pferd verkauft, gilt dem Goldschmied genau so viel, wie das Pferd dem Händler; und diese Gewißheit ist der einzige Grund, warum Jedermann das Gold als ein vollgültiges Zahlungsmittel anerkennt. Daß Geld eine Waare sei, wie jede andere, hat schon Aristoteles gewußt: „Der Austausch unter den Leuten geschieht vermittelst eines nützlichen Gegenstandes." Im Altertum war Vieh, bei den Tartaren in kleine Blöcke gepreßter Thee, in einigen Gegenden Pelze, bei dem einen Negerstamme sind Glasperlen, bei dem andern Wachholderbranntwein das Tauschmittel. Absolute Sicherheit freilich giebt weder Metallgeld, noch irgend ein anderer Gegenstand, denn Wert ist ein Attribut der Dinge nur in Hinsicht auf andere Dinge und jede Veränderung der Waarenpreise ist eine Veränderung des Tauschwertes des Geldes. Ob ich sage, Baumwolle und Korn seien im Preise gestiegen, oder Gold sei in Bezug auf Baumwolle und Korn im Werte gefallen, ist ganz das Nämliche. Aber jede Waare, die als Tauschmittel dient, sei sie nun Gold, Silber, Vieh, Pelze oder Branntwein, hat den einen unterscheidenden Vorzug vor andern Tauschmitteln, daß ihr ein selbständiger Wert innewohnt, daß sie um ihrer selbst willen begehrt wird. Diesen intrinsischen Wert besitzt auch das beste Zahlungsversprechen nicht.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß der Regierungsstempel, das Gepräge, dem Gelde erst seinen Wert verleihe. Wäre dies wahr, so wäre es gleichgültig, ob der Stempel auf Gold oder Kupfer gedrückt würde und beide müßten kraft des Stempels die nämliche Kaufkraft besitzen. Aber Niemand kann gezwungen werden, seine Güter oder Leistungen für Geld zu verkaufen, das ihm nicht paßt, gleichviel welchen Stempel die Regierung darauf gedrückt hat. Wenn ihm also Jemand statt Gold eine minderwertige Münze in Zahlung bietet, wird der Verkäufer das vielfache Gewicht des Goldes in minderwertiger Münze verlangen, ehe er sich seiner Waare entäußert. In Bezug auf die Hülfsmünzen, das Kleingeld aus Silber, Kupfer, oder Nickel, von dem so und so viele Stücke auf ein Goldstück gehen, ist es richtig, daß die Prägung den Wert bestimmt. Der intrinsische Wert dieses Geldes entspricht seinem Nennwert nicht; dafür ist es aber auch in allen Staaten nur bis zu einem unbedeutenden Betrage gesetzliches Zahlungsmittel und tritt vikarirend für Gold

ein, weil es unthunlich oder unzweckmäßig wäre, so kleine Goldmünzen zu prägen, wie sie der Kleinverkehr erfordern würde. Die Münzeinheit ist das Goldstück; dieses aber hat seinen Wert ganz unabhängig vom Stempel, und wenn Einer tausend Zehnmarkstücke einschmelzen wollte (was im internationalen Verkehr, sobald Gold außer Landes geht, häufig geschieht), würde jeder Händler mit Edelmetallen für den Goldklumpen genau zehntausend Mark zahlen. Das Gepräge ist also nur die amtliche Beglaubigung für das Gewicht und den Feingehalt der Goldmünze; es erspart den Leuten die Mühe, wie ein amerikanischer Autor sagt, ein Fläschchen Säure und eine Goldwage mit sich herumzutragen.

Ein Goldstück ist ein sehr wertvoller Gegenstand; das Metall, woraus es besteht, zu gewinnen, war ein äußerst kostspieliges Verfahren. Wer immer hundert Mark besitzt, die ihm nicht geschenkt worden sind, sondern die er durch den Verkauf von Waaren oder Leistungen erworben hat, hat Güter oder Werte im Belauf von hundert Mark dafür hingegeben. „Bergleute haben in fernen Ländern, oft unter großen Schwierigkeiten und Gefahren, vieler Arbeit und beträchtlichen Auslagen für Unterhalt und Werkzeuge, das Gold aus den Eingeweiden der Erde geholt. Sie können sich desselben nur unter den nämlichen allgemeinen Bedingungen entäußern, unter welchen die Produzenten von Eisen oder Zinn ihre Metalle der Allgemeinheit überlassen. Sie müssen ihre Auslagen vergütet und eine entsprechende Belohnung für den von ihnen der Gesellschaft geleisteten Dienst erhalten. Die Menge des gewonnenen Goldes

ist klein im Vergleich zu den Betriebskosten eines Goldbergwerks, folglich ist Gold teuer: ein kleiner Teil davon bringt im Austausch eine große Menge anderer Güter. Wenn der Bergmann nicht entsprechend belohnt wird, wird keine Goldmünze produzirt, und wer immer ein Goldstück erwirbt (das ihm nicht geschenkt wird), muß Demjenigen, von dem er es bekommt, die ursprünglich dem Bergmann vergüteten Unkosten bezahlen. Diese Thatsache ist von der allergrößten Wichtigkeit für das Verständnis des Geldes. Niemand erwirbt ein Stück Metallgeld, eine Münze, der nicht dafür das volle Aequivalent in andern Gütern hingeben müßte. Aus dieser Thatsache folgt mit Notwendigkeit, daß Güter verkaufen und an ihrer Stelle Goldmünzen empfangen, keine Vermehrung des Reichtums bedeutet. Es ist ein Austausch zweier gleichen Mengen Reichtum, eines Edelmetalls für irgend eine andere Waare. In der Schätzung beider Parteien bei einem Geschäft ist die Münze das Gut wert und das Gut die Münze; weiter ist an der ganzen Sache nichts."*)

Gold und Silber sind also Waaren; an dieser Thatsache ändert die Prägung, die amtliche Beglaubigung ihres Gewichts und Feingehalts, nichts. Der mittlere oder natürliche Wert dieser Waaren wird daher, gerade wie der Wert aller andern Güter, durch die Kosten ihrer Herstellung bestimmt. Diese bestehen aus Lohn und Zinsen. Die Grundrente, welche das Bergwerk seinem Besitzer abwirft, bildet ebensowenig einen Teil der Produktionskosten des Edelmetalls, wie

*) Bonamy Price: „Currency and Banking."

die Rente, die ein Landgut oder Acker seinem Eigentümer einträgt, einen Teil der Produktionskosten des Weizens oder Roggens bildet, der auf dem Gut oder Acker gewachsen ist. Die Ergiebigkeit der einzelnen Bergwerke oder Gruben ist verschieden und da der mittlere oder natürliche Wert des Produktes den Herstellungskosten des aus der schlechtesten Grube gewonnenen Edelmetalls entsprechen muß, werden alle reicheren, bezw. günstiger, d. h. marktgerechter gelegenen Gruben eine ihrem Mehrertrag entsprechende Rente abwerfen. Sogar das unergiebigste, bezw. am Ungünstigsten gelegene Bergwerk mag noch eine Rente abwerfen, wenn mehr Edelmetall in der Welt gebraucht wird, als sämtliche in Betrieb befindlichen Bergwerke liefern können, und weil Bergwerke nicht, wie Land, in praktisch unbegrenzter Menge vorhanden sind. Dann ist dieses aber Monopolrente: jene Abgabe, von der wir schon gehandelt haben, die auf alle nur in beschränkter Menge vorhandenen Erzeugnisse entrichtet werden muß und durch die der Wert des Produktes noch über die Produktionskosten des unter den ungünstigsten Verhältnissen arbeitenden Kapitals gesteigert wird. — Wenn es nun richtig ist, daß die Produktionskosten, Lohn und Zinsen, den durchschnittlichen Wert der Edelmetalle bestimmen, muß der Wert des gemünzten Geldes, sei es Gold oder Silber, in jedem Lande genau so viel betragen, als es kostet, dasselbe in diesem Lande zu erzeugen. Und damit gelangen wir zu der interessanten Frage, die meines Wissens bis heute überhaupt nicht beachtet worden ist, wie es kommt, daß das Geld, obgleich es im internationalen

Verkehr genau seinem Gewicht und Feingehalt gemäß von Land zu Land kursirt, dennoch in den verschiedenen Ländern einen verschiedenen Wert hat; warum z. B. die gleiche Summe Geldes in den Vereinigten Staaten eine geringere Kaufkraft besitzt, als in England; in England eine geringere, als auf dem europäischen Kontinent; und warum in den einzelnen Ländern und Gegenden des Kontinents selber Unterschiede in der Kaufkraft, d. h. im Werte des Geldes bestehen. Mit andern Worten: in dem einen Lande ist das Leben teurer, im andern billiger, hier erfordert es mehr, dort weniger Geldmittel; obgleich Gold und Silber überall das Tauschmittel, oder wenigstens die Grundlage bilden, auf welcher alle andern Tauschmittel, Banknoten, Checks, Wechsel u. s. w. eingerichtet sind.

Ich habe gesagt, der Wert des gemünzten Geldes müsse in jedem Lande genau so viel betragen, als es koste, dasselbe in diesem Lande zu erzeugen. Untersucht man nun, was die Produktionskosten z. B. von Gold in einem Lande sind, das dieses Edelmetall nicht selbst hervorbringt, so findet man, daß sie durch die Menge der für das Gold ausgetauschten einheimischen Erzeugnisse bestimmt werden. Die Produktionskosten in Deutschland von einer gewissen Menge Goldes sind die Kosten der Herstellung der dafür ausgetauschten deutschen Erzeugnisse. Für einen exportfähigen Gegenstand, dessen Herstellung in Deutschland zwanzig Mark kostet, kann man vom Auslande Gold oder Silber im Werte von zwanzig Mark eintauschen.

Hieraus folgt nun, daß je produktiver die Arbeit einer Nation ist, je weniger Arbeit also die Erzeugung

ihrer eigenen Produkte kostet, sie mit desto geringerer Anstrengung ihren Goldbedarf von auswärts decken kann. In Bezug auf die Edelmetalle, die sie importiren muß, genießt diese Nation andern Völkern gegenüber, die weniger produktiv sind, einen rentenartigen Vorteil, indem sie sich mit weniger Arbeit einen gleichen, mit der nämlichen Arbeitsmenge einen größeren Vorrat von Edelmetallen als jene im Ausland verschaffen kann. Sie wird für ihre Erzeugnisse im Auslande den nämlichen Preis erhalten, welchen die fremde Nation für die gleichartigen Erzeugnisse ihrer eigenen oder anderer ausländischen Produzenten bezahlt. Der Goldwert ihrer Arbeit wird ein höherer sein, als der Goldwert der Arbeit der fremden Nation; oder umgekehrt, der Arbeitswert ihres Goldes wird niedriger sein, als der Arbeitswert des Goldes der fremden Nation. D. h. mit andern Worten, in einer sehr produktiven Nation wird der Wert des Goldes geringer, also die Kaufkraft des Geldes niedriger sein, als in einer weniger produktiven. Demnach steht der Wert des Geldes bei den einzelnen Völkern im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Produktivität, ein Verhältnis, das wir in allen Ländern durch die Thatsachen bestätigt finden. Wären alle Völker gleichmäßig produktiv, so müßte dieselbe Menge Edelmetall überall gegen dieselbe Gütermenge ausgetauscht werden.

Die Edelmetalle haben also in den verschiedenen Ländern einen verschiedenen Güterwert. Auf diesen Unterschieden des Güterwerts der Edelmetalle, heutzutage eigentlich nur noch des Goldes, d. h. also im letzten Grunde auf der relativen Produktivität der einzelnen

Nationen, beruht der moderne, internationale Handelsverkehr. Eine Gütermenge, deren Herstellung in England zwanzig Mark kostet, die in Deutschland aber nicht unter fünfundzwanzig Mark hergestellt werden kann, wird von England nach Deutschland ausgeführt und, falls der deutsche Bedarf so groß ist, daß auch in Deutschland Güter der gleichen Art erzeugt werden müssen, um denselben zu befriedigen, hier für fünfundzwanzig Mark verkauft werden. England gewinnt in diesem Falle fünf Mark in Gold von Deutschland. Wenn gleichzeitig eine andere Waare in Deutschland für zwanzig Mark, in England aber nicht unter fünfundzwanzig Mark hergestellt werden kann, und der englische Bedarf so groß ist, daß auch englische Güter der gleichen Art erzeugt werden, so wird der deutsche Artikel in England fünfundzwanzig Mark bringen. In diesem Falle gewinnt Deutschland fünf Mark in Gold von England. Da aber die Herstellungskosten und Verkaufspreise beider Produkte einander genau decken, findet ein einfacher Austausch statt und das Geschäft wird durch zwei Wechsel von gleicher Höhe, der eine auf London, der andere auf Berlin gezogen, ohne die Dazwischenkunft des Goldes ausgeglichen.

Mill, Senior und Andere haben gelehrt, der Wert, d. h. die Kaufkraft des Geldes hänge von der Menge der vorhandenen Münzen im Verhältnis zu der Schnelligkeit ihres Umlaufs ab. D. h. bei gleicher Schnelligkeit des Umlaufs werde der Wert des Geldes desto niedriger sein, je größer seine Menge und umgekehrt. Oder: bei gleicher Menge bestimme die Schnelligkeit des Umlaufs seinen Wert. Hieraus folgerten sie

dann weiter, daß die durch den Ausgleich der internationalen Handelsbilanzen bewirkte Metallverschiebung von Land zu Land die allgemeinen Preise in jedem Lande beeinflusse, daß mithin die Waarenpreise in einem Lande, das mehr Güter aus-, als eingeführt hätte, durch den Zufluß des zum Ausgleich der Bilanz eingeführten Edelmetalls verteuert, in einem andern Lande dagegen, das mehr Waaren ein-, als ausgeführt hätte, durch den Abfluß des zum Ausgleich der Bilanz erforderlichen Edelmetalls verbilligt werden. Durch diesen Prozeß sollte allmälig das Gleichgewicht im Werte der aus- und eingeführten Güter zwischen den beteiligten Ländern gleichsam von selbst hergestellt werden, indem die Preise in den ausführenden Ländern in Folge des Goldzuflusses so lange steigen, in den einführenden Ländern aus der entgegengesetzten Ursache so lange fallen würden, bis die Preise beider das nämliche Niveau erreicht hätten, somit der Wert der Ausfuhr sich mit dem der Einfuhr vollständig decken würde und eine Handelsbilanz nicht mehr vorhanden wäre.

Ich bin der entschiedenen Meinung, daß diese Theorie des Umlaufs mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen durchaus unhaltbar ist. Eine Verminderung des deutschen Goldvorrats, so behauptet man, mache Geld teuer und verursache ein Fallen der Waarenpreise in Deutschland. Eine Vermehrung des Goldvorrats dagegen soll Geld billig machen und ein Steigen der Preise verursachen. Nichts von Alledem ist der Fall. Ein Zufluß von Gold verringert den Wert des Geldes in keinem einzigen Lande, noch bewirkt ein Abfluß von Gold eine Werterhöhung des

Geldes. Was diese Wirkungen allein verursachen könnte, wäre entweder eine dauernde Verminderung, oder eine dauernde Vermehrung der Produktionskosten des Goldes überhaupt. Das überschüssige Gold, welches ein Land an Zahlungsstatt empfangen hat, bleibt nicht im Umlauf; es wird entweder eingeschmolzen und kommt als Metall in den Handel, oder es verschwindet in den Gewölben der Banken. Welchen denkbaren Einfluß können die Tausende von Millionen, die in der Reichsbank oder in der Bank von Frankreich aufgespeichert liegen, auf die Preisbildung haben? Sie haben so wenig Einfluß darauf, wie die hundert Millionen Mark, die für den Fall eines Krieges im Juliusthurm zu Spandau aufbewahrt werden. Und wenn der umgekehrte Fall eintritt, wenn einem Lande Gold entzogen wird, um Schulden an das Ausland abzutragen, fallen dann die Waarenpreise? Mit Nichten. Dann geht entweder sofort ein Teil der Bankvorräte in die Zirkulation über, oder wo dies nicht möglich ist, treten Wechsel, Checks, Accepte, Zu- und Abschreibungen in den Hauptbüchern der Banken mehr als früher an die Stelle des Geldes und füllen die Lücke aus. Ueberhaupt spielt das Geld als Tauschmittel sowohl im Weltverkehr wie im einheimischen Großhandel heutzutage nur noch eine ganz untergeordnete Rolle; die verhältnismäßig wenigen Millionen, die zum Ausgleich der Handelsbilanzen dienen, fallen gegenüber den ungeheueren Umsätzen, die im Welthandel täglich stattfinden, gar nicht mehr in's Gewicht. Nach den Ausweisen der Clearing-Houses zu London und New-York belaufen sich die dortigen Waarenumsätze in einer einzigen

Woche auf eine größere Summe, als der gesamte Metallgeldumlauf im Vereinigten Königreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika beträgt. Die Menge des im Umlauf befindlichen Metall- und Papiergeldes kann daher keinen Einfluß auf die Preisbildung ausüben; sie ist zu klein und kann weder so sehr vermehrt, noch so sehr vermindert werden, um eine derartige Wirkung auszuüben. Denn die Höhe der Zirkulation ist in keinem Lande eine willkürliche Sache, die sich künstlich beeinflussen ließe. Sie richtet sich von selbst nach dem Bedarf, d. h. nach der Menge der vermittelst dieser Zirkulation zu bewerkstelligenden Handlungen des Austausches. Geld ist Tauschmittel, Beweis für geschehene Leistung und Wertmesser. Es überträgt gewisse Besitzrechte von dem Einen auf den Andern. Es ist mithin ein Werkzeug, gerade wie ein Dampfschiff oder eine Eisenbahn ein Werkzeug ist, und wie diese dient es zur Erleichterung des Verkehrs. Aber wie nur so viele Dampfschiffe und Eisenbahnen vorhanden, bezw. im Betrieb sind, als gebraucht werden, um die ihnen zufallenden Funktionen zu verrichten, ebenso ist auch überall nur so viel Geld im Umlauf, als zur Verrichtung der ihm zufallenden Funktionen notwendig ist. Heutigen Tages kann man unbedenklich den Satz aufstellen, daß das Geld als Tauschmittel nur noch zwei einigermaßen wichtige Funktionen habe: Die Vermittelung des Kleinverkehrs und den Ausgleich internationaler Bilanzen. Für beide leistet es wertvolle Dienste. Die Höhe des Umlaufs in einem modernen Kulturstaate wird lediglich durch die Erfordernisse des Kleinverkehrs regulirt. Was nicht

hierzu erforderlich ist, liegt aufgespeichert in den Bankgewölben und harrt des Augenblicks, wo man seiner zur Versendung in das Ausland bedarf. „Wenn Mißwachs die Ernte zerstört hat, so ist das ein glückliches Land, welches einen Vorrat von Gold besitzt, den es sofort in's Ausland schicken kann, um sich Nahrung zu verschaffen. Die Ausfuhr des Metalls bedeutet keine Verminderung des Reichtums. Es hat unthätig in einem Keller gelegen; es geht fort und holt Kapital, Nahrung für Arbeiter, die Reichtum erzeugen. Das ist kein Unglück, sondern Etwas, worüber sich Jeder freuen sollte.“ (Bonamy Price: „Currency and Banking.“)

Wir sehen also, daß Geld und Gold nur eine der vielen Gestalten des Reichtums und daß ein Land nicht deshalb reicher als ein anderes ist, weil es mehr Reichtum in dieser Gestalt besitzt. Wer das Gegenteil behauptet, übersieht, daß man für Geld und Gold ebensogut bezahlen muß, wie für alle andern Güter. Der Reichtum ist in anderer Gestalt vorhanden, auch wenn wenig oder kein Metallgeld im Lande ist; indem man Edelmetalle einführt, vermehrt man den Nationalreichtum um keinen Heller, so wenig wie man den Nationalreichtum durch die Ausfuhr dieser Metalle vermindert. Das Gold importirende Land verwandelt einfach einen Teil seines Nationalbesitzes in eine andere Gestalt, um ihn in dieser neuen Form besonderen Zwecken dienstbar zu machen. Niemand kann bezweifeln, daß, wenn es gelänge, die nämlichen Zwecke auf billigere Weise, als mit Hülfe eines so kostspieligen Werkzeuges wie das Gold, zu erreichen, wenn man

also des Goldes gänzlich entraten könnte, das Land um so viel besser daran sein, mit andern Worten, mehr Güter, d. h. mehr wirklichen Reichtum besitzen würde, als zuvor.

Aber, so höre ich hier manche meiner Leser einwenden, wenn diese Theorie richtig wäre, wie käme es dann, daß z. B. im Finanz- und Handelsteil der meisten Zeitungen, in statistischen Aufstellungen u. s. w., beständig ein so großer Wert auf die internationale Goldbewegung gelegt wird? Wie wäre es möglich, daß ein bekannter Nationalökonom unlängst erklärte, die Höhe des Zinsfußes im offenen Markte hänge vom Zu- und Abfluß des Goldes ab? Und sehen wir nicht täglich, daß der Zinsfuß wirklich durch die Goldbewegung beeinflußt wird? Wenn Gold außer Landes geht, wird dann nicht wirklich „Geld“ „knapp“ und steigt dann nicht der Zinsfuß, indes „Geld“ „flüssig“ wird und der Zinsfuß fällt, wenn Gold in's Land hereinkommt? Beobachtet nicht jeder Bankier und Großkaufmann mit dem intensivsten Interesse die Goldbewegung? Und sind dieses nicht die Leute, „die es wissen müssen“? Wer soll denn ein zuständiges Urteil in solchen Fragen fällen, wenn nicht diejenigen, die diese Fragen am Unmittelbarsten berühren? Und hat man je gehört, daß Bankiers, Industrielle, Börsenjobbers, Großkaufleute und sonstige Orakel der Finanz eine andere Meinung vertreten hätten, als die, daß der Zinsfuß durch die Menge des im Lande befindlichen Geldes bestimmt werde?

Wer im Verlauf unserer Besprechung die Ueberzeugung gewonnen hat, daß das Geld in seiner Eigenschaft als Tauschmittel nur eines von mehreren ähnlichen Werkzeugen ist, die zur Erleichterung des Waarenverkehrs dienen, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß unsere heutige finanzielle Ausdrucksweise vielfach irreleitet und dem richtigen Verständnis wirtschaftlicher Erscheinungen und Gesetze im Wege steht. Beständig gebraucht man Ausdrücke wie Geldmarkt, Geldknappheit, Geldkrise u. s. w., ohne zu bedenken, daß diese Bezeichnungen höchst ungenau sind, daß sie dem Wesen der Dinge und Zustände, welche sie bezeichnen sollen, keineswegs entsprechen und daß sie lediglich jener allgemeinen Verwechslung der Begriffe Geld und Reichtum entspringen, die wir schon wiederholt als durchaus verkehrt gerügt haben. Spricht man über den Geldmarkt, so meint man in Wirklichkeit den Markt für Darlehen; unter Geldknappheit verstehen wir die Abneigung der Banken oder anderer Kapitalisten, Vorschüsse zu leisten; eine Geldkrise bedeutet, daß solche Vorschüsse und Darlehen überhaupt nicht, oder nur gegen fast unerschwingliche Zinsen erhältlich sind. Jeder Industrielle, jeder Kaufmann weiß aus täglicher Erfahrung, daß die Bankiers ihre Darlehen nicht in klingender Münze oder in gedruckten Scheinen machen; er weiß, daß diese Darlehen nichts weiter sind, als ein Kredit, der ihm gegen Hinterlegung hinreichender Sicherheit, oder auch bloß auf seinen guten Namen hin, gewährt wird; als eine Erlaubnis, bis zu einem gewissen Betrage Anweisungen, Checks, Wechsel auf die Bank auszustellen, welche dieselbe bei Vorzeigung honorirt. Nur in seltenen Fällen und auf besondern Wunsch des Kunden zahlt die Bank einen derartigen Vorschuß in Münze oder in Scheinen aus

und in der Regel ist es auch für den Kunden ungleich angenehmer und einfacher, daß dies nicht geschehe. Das, was die Bank ausleiht, ist also nicht Geld; was ist es aber dann? Es sind die Depositen ihrer Gläubiger. Die Depositen bestehen wiederum aus Anweisungen, Checks, Wechseln und Accepten, es sind Kapitalien und Kapitalien sind, wohlverstanden, Güter, nicht Geld. Diese Güter, oder den Anspruch darauf, überläßt der Bankier dem Borger auf eine bestimmte Zeit und unter der Bedingung, daß er ihm dieselben, oder einen gleichwertigen Anspruch, nach Ablauf der festgesetzten Frist zurückerstatte. Der Industrielle, der seinen Vorrat fertiger Waaren lombardirt, um weitere Rohstoffe kaufen oder Arbeiter ablöhnen zu können, borgt in Wahrheit diese Rohstoffe oder die Unterhaltsmittel für seine Arbeiter durch die Vermittelung des Bankiers. Nur mit Gütern kauft man Güter. Indem der Industrielle Kapitalien borgt, bewirkt er das Nämliche, als wenn er die Erzeugnisse seiner Fabrik wirklich schon abgesetzt hätte, nur mit dem freilich sehr wesentlichen Unterschiede, daß er selbst noch das Risiko des Preises darauf läuft. — Sobald irgendwo eine Zerstörung großer Kapitalien stattgefunden hat, etwa in Folge von Mißwachs, der eine Ernte ganz zerstört oder wenigstens beträchtlich vermindert hat, so müssen ausländische Kapitalien in großem Maßstabe eingeführt werden, um diesen Ausfall zu ersetzen. Hiedurch wird Gold aus dem Lande gezogen, der Zinsfuß für Darlehen steigt und alle Zeitungen, Bankiers, Großkaufleute und Spekulanten beweisen daraus klärlich die Richtigkeit ihrer Theorie, daß die Höhe des Zinsfußes im

offenen Markte vom Zu- oder Abfluß des Goldes bestimmt werde. Allein nicht, weil Gold außer Landes geht, erhöht sich der Zinsfuß, sondern weil die Leihkraft der Banken geschwächt ist; weil, in Folge der Kapitalzerstörung, die Depositen der Banken abgenommen haben. Wie würden jene Leute sich wundern, wenn gar kein Gold ausgeführt würde, wenn alles Gold im Lande bliebe, und demungeachtet der Zinsfuß noch viel mehr in die Höhe ginge, was in diesem Falle unbedingt eintreten müßte! Denn dann müßte das eingeführte Getreide mit einheimischen Erzeugnissen bezahlt werden, die Depositen in den Banken würden noch kleiner, die Leihkraft der Bankiers würde noch geringer werden. Die Ausfuhr des Goldes verhindert dieses, sie ist also geradezu der Grund, warum der Zinsfuß niedriger bleibt, als sonst der Fall wäre. Eine solche Kapitalzerstörung schwächt die Kaufkraft aller bei der Erzeugung dieses Kapitals beschäftigt gewesenen Produzenten auf das Empfindlichste; die Preise aller derjenigen Erzeugnisse, die sie in gewöhnlich guten Jahren zu konsumiren pflegten, gehen zurück, weil keine Käufer mehr dafür vorhanden sind und die Ueberproduktion ist da, weil anderswo, oder auf einem andern Produktionsgebiete, zu wenig produzirt worden ist. Welches aber ist die Wirkung dieses Vorgangs auf Darleiher und Borger? Der Bankier, der weniger Depositen auszuleihen hat, kann dem Industriellen weniger Rohstoffe, weniger Unterhaltsmittel für seine Arbeiter vorschießen; gleichzeitig geht der Wert aller Fabrikerzeugnisse herunter und um den gleichen Vorschuß zu erhalten, muß der Industrielle einen un-

gleich größeren Teil seiner Erzeugnisse lombardiren, als früher. Sämtlichen Betrieben fehlt es an Kapital, denn auch in gewöhnlichen Zeiten ist jeder Industrielle und Großkaufmann Borger, und da alle jetzt mehr als je Kapitalien nötig haben, erhöht sich der Zinsfuß durch den Wettbewerb Aller. Es ist ganz klar, daß einzig und allein die Menge des anlagesuchenden Kapitals im Verhältnis zur Menge des gesuchten Kapitals, daß Angebot und Nachfrage die Höhe des Zinsfußes im offenen Markte bestimmen. Je mehr Rohstoffe vorhanden sind, desto leichter sind Darlehen erhältlich und desto niedriger steht der Zinsfuß, während umgekehrt Darlehen schwer zu erlangen sind und der Zinsfuß hoch steht, wenn die zu Anlagezwecken verfügbare Gütermenge klein ist. Die Bankgeschäfte sind die Vermittler zwischen Darleihern und Borgern. Wenn der Bankier auch nur einen kleinen Teil seiner Darlehen in Geld ausbezahlen müßte, wäre seine Fähigkeit zur Gewährung von Darlehen sehr bald erschöpft. Die Depositen der Bankgläubiger, die Anweisungen, Checks, Wechsel und Accepte, die diese in den Banken deponirt haben, repräsentiren das flüssige Kapital einer Nation, sobald es in den Verbrauch übergeht, d. h. mit andern Worten, sobald seine produktive Thätigkeit beginnt. Sie stehen für Getreide und Mehl, für Brod und Fleisch, für Kaffee und Zucker, für Oel und Baumwolle, für Holz und Eisen, für Wolle und Seide, für Kleidung und Hausgerät, kurz, für jene tausenderlei Dinge, deren Austausch Handel und Verkehr bewirkt. Diese sind es, welche der Bankier ausleiht. Man hat eine Bank eine Inkassoagentur genannt, allein das Einkassiren

von Forderungen jeder Art ist nur eine Seite der Thätigkeit der Banken: die andere, ohne jeden Vergleich wichtigste, ist die Gewährung von Darlehen, d. h. die Uebertragung von Kaufkraft von der einen Hälfte ihrer Kundschaft, ihren Depositoren oder Gläubigern, auf die andere Hälfte, die Borger oder Schuldner. Die Banken sind demnach die allerwichtigsten Vermittler des Austausches, die wir überhaupt besitzen, ohne sie wäre unser moderner Waarenverkehr mindestens ebenso unmöglich, als wenn es keine Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen gäbe. Dieses wird in dem Augenblicke deutlich, wo eine Krise hereinbricht. Wenn in Folge schlechter Finanzwirtschaft, fehlerhafter Betriebsmethoden oder anderer Ursachen eine Anzahl finanzieller, industrieller oder kaufmännischer Unternehmungen zur Betriebs- und Zahlungseinstellung gezwungen wird und die hierdurch verursachten großen Verluste immer weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehen, so fürchtet jeder Gläubiger für seinen Besitz und sucht denselben in Sicherheit zu bringen, indem er seine Ausstände einruft und die Gewährung neuer Kredite verweigert; die Banken, diese wichtigsten Depositäre der nationalen Kaufkraft oder des flüssigen Kapitals der Nation, von denen jede einzelne Hunderte und selbst Tausende von Gläubigern vertritt, thun das Nämliche im größten Maßstabe und es entsteht in kurzer Zeit jene Kontraktion des Kredits, die im Börsenjargon eine Geldklemme heißt, welche Handel und Wandel lahm legt und selbst lebensfähigen, gutfundirten Betrieben gefährlich werden kann. Diese, großenteils nur dem Mißtrauen und der Furcht entsprungene Kreditkontraktion, und nichts An-

deres, bildet das Wesen der Krisis; die größere oder geringere Menge des im Umlauf befindlichen Geldes kommt dabei gar nicht in Betracht. Wenn demungeachtet in solchen Zeiten das Geld aus den Banken verschwindet und sich in Geldspinden, Truhen und die wollenen Strümpfe der kleinen Leute verkriecht, so ist das eine der Folgen der Krisis, aber keineswegs, wie man meint, die Ursache derselben.

Wirklich erheiternd ist das abergläubische Interesse, womit, zumal in Perioden geschäftlichen Niedergangs, die gesamte Geschäftswelt die Goldbewegung beobachtet. Wenn die amerikanischen Dampfer eine Million Gold nach der andern aus Europa führen, so weissagt man daraus den unfehlbaren Eintritt einer „Geldknappheit“; ist das Umgekehrte der Fall, so herrscht eitel Jubel und Freude darüber, daß jetzt, wie man wähnt, wieder „mehr Geld“ in's Land kommt. Die Wenigsten wissen, daß diese versiegelten Fäßchen mit englischen Sovereigns, amerikanischen Doppeladlern, deutschen Zwanzigmarkstücken, französischen Napoleons, oder andern Goldmünzen, selten, weder in New-York, noch in London, überhaupt ausgepackt werden; sie verschwinden in den Gewölben des Newyorker Schatzamts oder der Bank von England, um erst wieder an's Tageslicht zu kommen, wenn sie, uneröffnet, die Rückfahrt antreten sollen, worauf sie gleichfalls, bis zu einer abermaligen Seereise, in den Kellern der betreffenden Landesbanken ein durch nichts gestörtes beschauliches Dasein führen. Ebenso verhält es sich mit dem ungeprägten Gold und Silber, den Barren. Auf welche Weise die An- oder Abwesenheit dieser versiegelten Fäßchen, dieser ungeprägten Metallblöcke, den Geldmarkt erleichtern oder beengen, welchen Einfluß dieselbe auf den allgemeinen Verkehr, auf den nationalen Wohlstand, auf die Höhe der Preise und des Diskontos ausüben soll, das wissen nächst dem lieben Gott nur die Finanzautoritäten der Handelszeitungen, die großen Bankiers und prominenten Fondsmakler, die einem gläubigen Publikum und einer andächtig lauschenden Kundschaft in tiefsinnigen ökonomischen Orakelsprüchen die Geheimnisse der Goldbewegung auseinandersetzen! Daß es an und für sich höchst gleichgültig ist, ob Gold, Silber, oder irgend ein beliebiges anderes Produkt, ob Weizen, Baumwolle, Petroleum, Rohzucker oder Manufakturen ausgeführt werden, um Schulden an das Ausland abzutragen, darüber scheint man sich in der Handelswelt noch keineswegs klar zu sein. Man führt Gold aus, sobald es nach der allgemeinen Marktlage das vorteilhafteste und wohlfeilste Zahlungsmittel ist; man behält das Gold und schickt Produkte in's Ausland, sobald diese das vorteilhaftere und wohlfeilere Tauschmittel sind. Nur aus einem einzigen Gesichtspunkt ist die Zu- oder Abnahme des Goldbestandes von Bedeutung, nämlich in Bezug auf die Beständigkeit der Währung. Denn sobald diese gefährdet erscheint, verschwindet das Gold unfehlbar aus dem Verkehr und aus den Bankgewölben und kommt erst wieder, wenn die Gefahr beseitigt ist. Allein die Währung wird nicht gefährdet dadurch, daß das Gold verschwindet, sondern umgekehrt verschwindet das Gold, weil und sobald die Währung gefährdet ist. Auf diese Verhältnisse kommen wir in der Folge noch zurück.

Bisher haben wir das Geld nur in einer seiner beiden Funktionen, als Tauschmittel und Wertübertrager, betrachtet. Seine zweite, heutigen Tages ohne allen Zweifel wichtigste Funktion als Wertmesser haben wir noch in's Auge zu fassen. Man bedarf des Geldes nicht bloß als eines bequemen Tauschmittels für den Kleinverkehr und zur Ausgleichung internationaler Bilanzen, sondern noch ungleich mehr als eines gemeinsamen und einheitlichen Maßstabes für den Wert aller andern Güter. Diese Eigenschaft des Geldes als Wertmesser ist ein notwendiger Ausfluß seiner Eigenschaft als Tauschmittel. Güter und Leistungen werden für Geld ausgetauscht; Geld wird eingetauscht für Güter und Leistungen. Daher muß der Wert jedes Gutes und jeder Leistung mit dem Wert des Geldes verglichen werden; man bestimmt die Menge des für jedes Gut zu zahlenden Geldes und nennt diese Menge seinen Preis. Da nun auf diese Weise der Geldwert aller Güter bestimmt wird, kann man den Wert jedes einzelnen Gutes mit dem jedes andern vergleichen. Das Geld wird zur Werteinheit, gerade wie Meter, Kilogramm und Liter Maß- und Gewichtseinheiten sind.

Ein Stück Tuch mißt man mit einer Elle und erfährt dadurch seine Länge, einen Laib Brod legt man auf die Wagschale und erfährt dadurch sein Gewicht. Gleichwie Elle und Wage Maß und Gewicht bestimmen, so bestimmt das Geld den Preis, den Tauschwert eines Gegenstandes oder einer Leistung. Es ist so wenig der Gegenstand oder die Leistung selbst, es repräsentirt den Gegenstand oder die Leistung so wenig, wie die Elle und die Wage das Tuch und

das Brod sind oder sie repräsentiren. Beide dienen nur dazu, gewisse Eigenschaften, Länge und Gewicht der Gegenstände, zu ermitteln. Die Anzahl Ellen oder Pfunde ist der Ausdruck dieser Eigenschaften und ebenso ist die Anzahl Pfennig oder Mark, die ein Gegenstand kostet, der Ausdruck seines Wertes in Bezug auf alle übrigen Gegenstände. Daß dieser Wertmesser nicht schwanke, daß die Elle nicht bald länger, bald kürzer, das Gewicht nicht bald schwerer, bald leichter sei, ist eine wesentliche Erfordernis aller Maße und Gewichte; im Uebrigen ist es gleichgültig, ob der Maßstab länger oder kürzer, schwerer oder leichter, wertvoller oder wertloser sei, solange nur seine wesentliche Eigenschaft: Länge, Gewicht, Wert, unverändert bleibt. Deshalb kann man auch nicht zur gleichen Zeit und an demselben Orte zwei verschiedene Wertmesser haben, sowenig, als man zwei Ellen von verschiedener Länge, zwei Pfunde von verschiedenem Gewicht haben kann. Man messe nach Metern oder nach Decimetern, nur darf ein Meter nie mehr noch weniger als zehn Decimeter enthalten, wenn nicht in kürzester Frist das ganze Maßsystem des Landes in Verwirrung geraten soll. Man kann nicht gleichzeitig und an demselben Orte zwei verschiedene Wertmesser haben, von denen der eine aus Gold, der andere aus Silber besteht, weil das Wertverhältnis beider Metalle zu einander kein sich gleichbleibendes ist. Solange Silber nur als Hülfsmünze dient, deren Kaufkraft nicht durch den ihr innewohnenden Metallwert, sondern durch ihre Einlösbarkeit in Gold im Betrage ihres Nennwertes bestimmt wird, solange besteht thatsächlich nur ein einziger Wertmesser,

das Gold; gerade wie wenn in einem Lande zwei Längenmaße von verschiedener Länge existiren, von denen man aber übereingekommen ist, eine größere Anzahl der kürzeren einer kleineren Anzahl der längeren gleichzuachten. In dem Augenblicke jedoch, wo man einer gewissen Menge Gold und einer gewissen andern Menge Silber einen künstlichen Gleichwert giebt, wie es die Bimetallisten aller Länder vorhaben, und beide zum gesetzlichen Tilgungsmittel für alle Schulden, ohne Rücksicht auf deren Höhe, macht, thut man dasselbe, als wenn man zwei Längenmaße einführt, von denen das eine bald länger, bald kürzer, oder zwei Pfundgewichte, von denen das eine bald schwerer, bald leichter als das andere ist. Thäte man dieses wirklich, so würde natürlich jeder Verkäufer immer mit der jeweils kürzesten Elle messen, mit dem jeweils leichtesten Pfunde wiegen wollen, während umgekehrt jeder Käufer das längere Maß, das schwerere Gewicht beanspruchen würde. Schon heute besteht bei keinem Vertrage die unbedingte Sicherheit, daß der Verkäufer wirklich Das zurückbekommt, was er hergegeben hat, daß er für das Gold, welches er für seine Waaren gelöst hat, den nämlichen Güterwert wird eintauschen können, daß er weder mehr, noch weniger erhalten wird, als er gegeben hat; denn in Bezug auf die Güter ist auch der Wert des Goldes unbeständig und jede Handlung des Austausches involvirt daher eine Spekulation. Diese Unsicherheit würde unter der wirklichen Doppelwährung nicht bloß verdoppelt, sondern vervierfacht werden, denn einmal schwankt der Wert des Goldes in Bezug auf die Gegenstände, zweitens der Wert des Silbers;

drittens der Wert des Silbers in Bezug auf das Gold, und endlich dieses in Bezug auf das Silber. Alle Verträge, alle Käufe und Verkäufe auf Zeit würden unter dieser gesteigerten Unsicherheit zu leiden haben. — Geschieht es aber vollends, daß der eine Wertmesser in seinem Verhältnis zu dem andern Wertmesser nicht bloß schwankt, sondern beständig wertloser wird, während er demungeachtet seine ihm gesetzlich zuerkannte Eigenschaft als vollgültiges Tilgungsmittel für alle Schulden beibehält, so ist die unausbleibliche Folge, daß dieser Wertmesser jenen andern verdrängt, denn wenn ich hundert Mark schulde, die ich nach meinem Belieben in Gold oder in Silber bezahlen kann, indes der Goldwert der Silbermark allmälig auf achtzig Pfennig gefallen ist, so gebe ich nicht hundert Mark in Goldstücken her, um meine Schuld zu tilgen, sondern ich verkaufe achtzig Mark in Gold bei einem Geldwechsler, der mir hundert Silbermark dafür giebt, da mittlerweile das Agio auf Gold auf fünfundzwanzig Prozent gestiegen ist, und bezahle mit diesen meinen Gläubiger. Der Geldwechsler aber verkauft seinerseits meine achtzig Goldmark an einen Metallhändler, der ihm hundert Silbermark dafür bezahlt und das Gold einschmilzt oder in's Ausland verschickt. Unter wirklicher Doppelwährung wird Jeder, der Goldmünzen besitzt, dieselben entweder einschmelzen lassen, oder zu Zahlungen an das Ausland verwenden, sobald der Metallwert der Silbermünze unter den Metallwert der gleichnamigen Goldmünze fällt, sobald also z. B. der aus Silber geprägte Dollar weniger Kaufkraft besitzt, als der aus Gold geprägte Dollar, mit andern Worten, sobald ein

Agio auf Gold entsteht; alsdann verschwindet nicht bloß alles Gold aus dem Verkehr, sondern die feste Grundlage der Währung geht verloren; man behält einen Wertmesser, der von einem Tage zum andern wertloser wird, dem die wichtigste Eigenschaft aller Maße, die Beständigkeit, mangelt.

Doppelwährung, wie sie z. B. die amerikanischen Bimetallisten verlangen, d. h. unbeschränkte Prägung und gesetzlicher Gleichwert beider Edelmetalle als Tilgungsmittel für alle Schulden in einem Verhältnis, welches den Silbermünzen einen höheren Wert als den ihnen in Wirklichkeit innewohnenden, verleiht, führt notwendig zur Einzelwährung zurück, allein nur zur Einzelwährung des Silbers. Ein weniger guter Wertmesser tritt an die Stelle des besseren; er verändert die Grundlage aller Verträge und bewirkt eine Steigerung der Preise aller Erzeugnisse, von der, wie wir gesehen haben, Niemand Vorteil ziehen kann. Die einzigen Gewinner sind die Besitzer von Silberminen und Solche, die eine vorher auf der Goldbasis eingegangene Verpflichtung nunmehr in einer minderwertigen Münze ausgleichen können. Die Verlierer sind die Gläubiger, die weniger zurückempfangen, als sie hergegeben haben, und die Arbeiter, deren Löhne sich nur ganz allmälig dem neuen Wertmesser anpassen werden und die inzwischen höhere Preise für ihre sämtlichen Bedürfnisse bezahlen müssen. Wäre man nun gewiß, daß von jetzt an der Wert des Silbers beständig bliebe, so könnte man wenigstens sagen, daß nur während des Uebergangs von der Goldwährung zur Silberwährung, d. h. bis sämtliche Verhältnisse sich dem neuen Wertmesser

angepaßt hätten, die Interessen der Arbeiter geschädigt und daß die Löhne nach einiger Zeit von selbst in die Höhe gehen würden. Denn daß wir bei einer stabilen Silberwährung, wie Viele meinen, dem Auslande gegenüber, das nur Goldwährung besitzt, in Nachteil geraten müßten, ist ein Irrtum. Allein der große Nachteil der Silberwährung ist eben, daß jede Garantie gegen einen ferneren Rückgang des Silberpreises fehlt, daß vielmehr Niemand weiß, wie tief derselbe noch sinken kann. Die gegenwärtige Silberförderung übersteigt bei Weitem den Bedarf und wenn dieselbe nicht freiwillig auf längere Zeit eingestellt wird, ist an Beständigkeit des Silberwertes nicht zu denken, einerlei, ob der sogenannte internationale Bimetallismus zu Stande kommt, oder nicht. Diese ganze Agitation für Doppelwährung hat übrigens ihren alleinigen Grund in der Unwissenheit des Publikums, in den verworrenen Begriffen von dem Wesen und den Funktionen des Geldes, in der mehr oder minder bewußten Meinung, daß eine Vermehrung der Umlaufsmittel eine Vermehrung des Nationalvermögens und mithin des Anteils jedes Einzelnen daran bedeute, daß dadurch auf irgend eine geheimnisvolle Weise der Not und Armut ein Ende gemacht werden könne. Diese Wahnvorstellung wird von Leuten bestärkt, die aus der Förderung bestimmter, damit verbundener Interessen auf diese oder jene Art Vorteil zu ziehen hoffen. Das ganze Truggebild ist daher das Werk zweier Kategorien von Menschen, die der derbe, redliche Carlyle „fools or knaves“ genannt hat, für welche unparlamentarischen Ausdrücke sich Alle, die es angeht, bei dem alten Grobian bedanken mögen.

Im Uebrigen brauchte keine einzige Goldmünze wirklich im Umlauf zu sein, wenn wir auch ohnedies überzeugt sein könnten, daß alle Werte nur nach der Goldmünze, nach der Einheit, welche dieselbe bildet, gemessen würden. Die Münze selbst brauchte gar nicht vorhanden zu sein, etwa wie heute in England die Guinee, die nicht existirt, mit der aber Jeder rechnet. Es hat zu verschiedenen Zeiten ähnliche Beispiele rein ideeller Münzeinheiten gegeben, die nur die Grundlage bildeten, auf welcher sich der Waarenaustausch vollzog. Für die Prosperität einer Nation ist es gleichgültig, ob sie viele Umlaufsmittel besitzt, oder wenige. Worum es sich bei jedem Einkauf oder Verkauf handelt, ist der einfache Austausch zweier Produkte. Den Wert derselben festzustellen, ist das Wesentliche: Dazu gehört ein Drittes, eine Werteinheit, an welcher jedes der beiden Produkte gemessen werden kann. Zu einer solchen Werteinheit eignet sich besonders das Gold, weil dessen eigener Wert in Bezug auf alle andern Dinge am Beständigsten ist, allein es ist darum keineswegs notwendig, daß bei dem Geschäft des Austausches Gold selbst zur Verwendung gelange. Fast der gesamte Großhandel, ja nahezu alle Ausgleiche der Banken untereinander, vollziehen sich ohne Beihülfe von Gold; höchstens, daß ein verhältnismäßig unbedeutender Saldo mit baarem Gelde ausgeglichen wird. —

Frédéric Bastiat, der geistvolle französische Nationalökonom, klagt in einer seiner vor einem halben Jahrhundert erschienenen Broschüren, „Oekonomische Irrlehren", über die Schwierigkeit, dem großen Publikum wirtschaftliche Wahrheiten zugänglich zu machen.

„Wie schwer ist es doch", ruft er aus, „in ökonomischen Dingen die Leute zu überzeugen, daß zweimal Zwei Vier macht!" Mir fällt dieser Ausspruch immer wieder ein, wenn ich die Debatten in den Parlamenten und in der Presse über das Für und Wider der Doppelwährung lese; wenn ich sehe, wie viele sonst kluge und unterrichtete Menschen in dieser Frage noch getrennter Meinung sind und wie schlecht noch immer die Aussichten auf Einigung und endliche Erledigung dieser wichtigen Angelegenheit stehen. Es dauert unendlich lange, bis die wissenschaftliche Wahrheit so tief in die Völker eingedrungen ist, daß sie in das praktische Leben übergeht und gewissermaßen zu Fleisch und Blut der Gesetzgebung wird, wozu bei den meisten Völkern noch die besondere Schwierigkeit kommt, daß sie Alles erst an der eigenen Haut erproben zu müssen glauben, ehe sie zu den nämlichen Ergebnissen gelangen, wie die wissenschaftliche Forschung. Ich glaube, Bastiat ist auch Derjenige, welcher die nachfolgende Bemerkung gemacht hat: Erst widersetzen sich die Menschen einer Wahrheit, verfolgen sie und brächten sie am Liebsten um: dann anerkennen sie dieselbe stillschweigend und zuletzt sagen sie so gleichmütig, als wäre das Alles von jeher selbstverständlich gewesen: Ja, lieber Herr, Das haben wir schon lange gewußt!

IX.

Die Produktivität der Nationen.

Der Begriff Arbeit kann erklärt werden als die planmäßige Einwirkung der menschlichen Energie auf Gegenstände der Natur.

Im Zustande der Wildheit, oder in den frühesten Anfängen der Kultur, steht die Arbeit des Jägers und Fischers, die lediglich der Befriedigung der eigenen notwendigsten Lebensbedürfnisse dient, kaum höher als die Thätigkeit des jagenden Löwen oder des im Hinterhalt des Dickichts auf Beute lauernden Tigers. Zwischen dem mit Keule und Steinmesser durch den Urwald streifenden, vor den Unbilden der Witterung mit rauhem Tierfell notdürftig geschützten Wilden, der das scheue Reh beschleicht, und die erlegte Jagdbeute den hungrigen Seinen in die gemeinsame Höhlenwohnung zuträgt, und dem friedlicheren Nomaden, dessen ganzer Reichtum seine Heerde ist, besteht schon ein gewaltiger Unterschied. Aber erst mit dem Seßhaftwerden der einzelnen Stämme und den ersten Anfängen des Ackerbaus kann von Arbeit und Gütererzeugung im wirtschaftlichen Sinne die Rede sein, so einfach auch selbst dieser Zustand noch ist und so himmelweit verschieden von unserer heutigen industriellen Entwickelung.

Ich habe gesagt, der Begriff Arbeit könne erklärt werden als die planmäßige Einwirkung der menschlichen Energie auf Gegenstände der Natur. Beide Faktoren, die Thätigkeit des Menschen sowohl, wie die Beihülfe der Natur, bilden die unerläßliche Voraussetzung aller Gütererzeugung. Ohne die Natur vermag der Mensch nichts, aber ohne menschliche Thätigkeit ist auch keine Gütererzeugung denkbar. Wilde Früchte, Wurzeln, wilden Honig und andere Erzeugnisse, die im rohen Zustande zum menschlichen Unterhalte dienen können, bringt die Natur allerdings spontan hervor, allein auch diese, um nutzbar gemacht zu werden, setzen wenigstens die Arbeit des Auffindens, Einsammelns, oder Aneignens voraus, wogegen in fast allen Verhältnissen des zivilisirten Lebens die Gegenstände erst vermittelst der Arbeit die mannigfaltigsten Veränderungen erfahren, ehe sie zum Gebrauch fertig sind. Man kann daher sagen, daß zur Gütererzeugung die Arbeit des Menschen und die Arbeit der Natur in gleichem Maße unentbehrlich sei. Man hat darüber gestritten, ob der größere Anteil an der Gütererzeugung dem Menschen oder der Natur zufalle; man hat behauptet, bei einigen Dingen gebühre dem Menschen, bei andern der Natur das größere Verdienst; beim Landbau z. B. entwickele die Natur, in der Industrie der Mensch die größere oder wichtigere Thätigkeit.

Der Streit scheint im Grunde sehr unwesentlich. Wenn zu einem gewissen Resultate zwei Faktoren gleichermaßen unentbehrlich sind, so ist es müßig, zu untersuchen, welcher von beiden Faktoren am meisten zu dem erzielten Resultate mitgewirkt hat. Indem man

nachzuweisen suchte, daß hier der Mensch, dort die Natur mehr zu dem Erzeugnis beigetragen habe, übersah man gänzlich, daß in beiden Fällen der Anteil beider der nämliche ist. Die Natur liefert die Rohstoffe mit den ihnen innewohnenden Eigenschaften oder Kräften; der Mensch bringt die Rohstoffe in die seinen Absichten entsprechende Lage und läßt ihre Eigenschaften oder Kräfte auf einander wirken; das ist Alles, was die Natur und was der Mensch vermag, aber es genügt, um dem Menschen die schier unbegrenzte Herrschaft über die Naturkräfte, welche er sich schon errungen hat und in noch weit höherem Grade erringen wird, zu verbürgen.

Es ist interessant, sich die Wechselwirkung zwischen der Thätigkeit des Menschen und den Kräften der Natur, deren Ergebnis die Gütererzeugung ist, zu veranschaulichen. Der Holzhacker, welcher den Baum fällt, der Bauer, welcher mit dem Pfluge in seinen Acker Furchen zieht, der Steinmetz, welcher Quadern behaut, der Bauhandwerker, welcher sie zu einem Hause übereinanderschichtet, und so weiter durch die ganze Skala menschlicher Thätigkeit: Aller Arbeit besteht darin, den natürlichen Kräften des Stoffes eine bestimmte Richtung zu geben, den Rohstoff, welchen die Natur liefert, in die zu besonderen Zwecken geeignete Lage zu bringen. Die menschliche Arbeit erzeugt keine neuen Gegenstände, sie bildet nur das bereits Vorhandene um und macht es neuen Zwecken dienstbar: sie schafft nicht Dinge, sondern Werte.

Die gleiche Menge Arbeit, von zwei verschiedenen Menschen verrichtet, kann einen sehr verschiedenen Grad

der Produktivität besitzen: Die Güte oder Menge des Erzeugten ist nicht die nämliche. Der eine Arbeiter ist gescheidter, stärker, fleißiger, anstelliger und gewissenhafter, als der andere, leistet darum in der nämlichen Zeit bedeutend mehr, oder, was dasselbe besagen will, das Nämliche in bedeutend kürzerer Zeit, als sein Nachbar; seine Arbeit ist also die produktivere. Oder aber: Die beiden Arbeiter sind gleich intelligent, kräftig, fleißig, geschickt und gewissenhaft, der Rohstoff des einen jedoch ist schwieriger zu verarbeiten, als der des andern: dann beeinflußt die Natur des Rohstoffs die Produktivität der Arbeit. Oder drittens: Das Verhältnis der beiden Arbeiter zu einander ist wie im ersten Falle, der Rohstoff des schlechteren Arbeiters dagegen ist gefügiger, derjenige des besseren spröder, dann mag bei beabsichtigter Gleichheit des Nutzwertes auch die Produktivität der beiderseitigen Arbeit annähernd die gleiche sein. Endlich kann der bessere Arbeiter den besseren, der schlechtere den schlechteren Rohstoff zu verarbeiten haben; dann ist natürlich der Unterschied in der Produktivität beider am größten.

Was hier von den Einzelnen gesagt ist, gilt nicht minder von Volksstämmen und Nationen. Sind aber die Bedingungen des Erfolgs im Wettbewerb der Einzelnen, wie man sieht, schon sehr komplizirter Art, so sind sie es noch weit mehr im Wettbewerb der Völker. Bodenbeschaffenheit, Klima, Vorteile oder Nachteile der natürlichen Lage (schiffbare Ströme, Meeresküsten, natürliche Häfen u. s. w.), die geistigen, sittlichen und körperlichen Eigenschaften der Bewohner, sogar Regierungsform, Religion und Herkommen bedingen den

Erfolg oder Mißerfolg einer Nation im Konkurrenzkampfe um die Herrschaft des Weltmarktes. Nicht minder die mehr oder weniger konsequent durchgeführte Teilung und Verbindung der Arbeit, die sogar einen der wesentlichsten Faktoren nationaler Produktivität bildet, wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die durch sie geförderte Einseitigkeit der Ausbildung der Arbeiter ihre großen Schattenseiten hat.

Die am höchsten bezahlte Arbeit ist nicht selten billiger als niedrig bezahlte, weil sie produktiver ist. Der Engländer, der Nordamerikaner und der Australier sind wohl die höchstbezahlten, zugleich aber auch die billigsten, weil produktivsten Arbeiter der Welt. In dieser Beziehung ist es sehr interessant, ein kompetentes Urteil über die industrielle Leistungsfähigkeit von drei der hervorragendsten Kulturnationen zu hören, die sich auf fremdem Boden als Konkurrenten begegnet sind, zumal gerade in der jüngsten Zeit in der Presse und anderwärts vielfach Angaben gemacht werden, wonach besonders deutsche Industrieerzeugnisse die englischen in den britischen Kolonialreichen selbst verdrängen sollen. Das „made in Germany“, welches allen deutschen Fabrikaten als Ursprungsattest aufgezeichnet sein muß, die auf britisches Gebiet Zutritt erlangen wollen, ist in England zu einer Art Losung geworden, auf die sich sämtliche Furchtsame und Schutzzöllner im ganzen Vereinigten Königreich berufen, um daran zu beweisen, wie schwer gefährdet, ja in ihrer Existenz bedroht, die britische Industrie durch die Konkurrenz der deutschen Arbeit sei, und auch in Deutschland hat man diese Aeußerungen englischer Besorgnis als Beweis genommen

und triumphirend auf dieselben hingewiesen, daß nunmehr die deutsche Industrie im Begriffe sei, die englische auf ihrem eigensten Absatzgebiete aus dem Felde zu schlagen. Nun ist es für jeden vorurteilsfreien Beobachter, der längere Zeit in den verschiedenen Ländern geweilt hat und aus eigener Anschauung die Leistungen ihres Handwerks und Kunstgewerbes einigermaßen kennt, sogleich befremdend, daß die deutsche Arbeit für das Ausland leisten soll, was sie daheim nicht zu Wege bringt, nämlich bessere, oder bei gleicher Qualität billigere Erzeugnisse zu liefern, als sie die englische oder amerikanische Arbeit hervorbringt. Denn man mag blicken, wohin man will, so sind die Erzeugnisse dieser ausländischen Industrieen mit wenigen Ausnahmen denjenigen unserer Heimat mindestens ebenbürtig und meistens überlegen, sodaß gar nicht einzusehen ist, warum der britische Kolone unsere Erzeugnisse denen des Mutterlandes, oder Frankreichs, oder Amerikas, vorziehen sollte, wenn dafür keine andern Rücksichten maßgebend wären, als die der Qualität und Wohlfeilheit.

Um den wahren Sachverhalt aufzuklären, ist auf Veranlassung der englischen Regierung in den Räumen der Handelskammer zu Manchester in diesen Tagen eine Ausstellung von Proben derjenigen Waaren und Fabrikate nichtenglischen Ursprungs zu Stande gekommen, von denen behauptet wird, daß sie die gleichen Waaren und Fabrikate britischer Provenienz aus den kolonialen Märkten verdrängten. „Was in dieser Ausstellung sogleich auffällt“, schreibt mir ein zuverlässiger Gewährsmann, „ist die anscheinende Allgegenwart und

Mannigfaltigkeit der deutschen Manufakturen. Beinahe ohne Ausnahme ist die Qualität derselben sehr gering und häufig erweist es sich bei genauer Untersuchung der Qualität und des Preises, daß britische Güter nach den nämlichen Märkten zu Preisen geschickt werden, die, Qualität gegen Qualität gehalten, ganz so niedrig und zum Teil sogar wesentlich niedriger sind, als die Deutschlands. Von Erzeugnissen höchster oder selbst mäßig hoher Vortrefflichkeit befinden sich in der ganzen Sammlung so gut wie gar keine Proben deutschen Ursprungs. Ja, die Ausstellung, soweit sie bis jetzt fertig ist, bestätigt vielmehr die von erfahrenen und denkenden Kaufleuten und Industriellen ziemlich allgemein vertretene Ansicht, daß die alarmirenden Berichte über das bedrohliche Wachstum der deutschen Konkurrenz, welche neuerdings durch die Zeitungen verbreitet wurden, entweder ungeheuer übertrieben, oder gänzlich unbegründet sind".

Nun beruhen diese Angaben großenteils auf anscheinend autoritativen Mitteilungen. Die Berichte nicht bloß englischer, sondern auch amerikanischer und französischer Konsularagenten beschäftigen sich eingehend mit der ungewöhnlichen Thätigkeit der deutschen Handelsreisenden, ihrer Ausdauer, ihrer Bereitwilligkeit, Aufträge auch auf kleinere Waarenmengen anzunehmen, der Wohlfeilheit ihrer Preise, ihren leichten Zahlungsbedingungen, kurz, ihrer Geneigtheit, jedem Wunsch des Kunden entgegenzukommmen, nur um sich seiner Aufträge zu versichern. Solchen Zeugnissen, von vielen verschiedenen Seiten herrührend, mußte man ohne Weiteres Glauben schenken. Man darf aber nicht vergessen, daß die Urheber derselben eben nur Das bezeugen können, was sie sehen, und daß es Thatsachen und Rücksichten giebt, von denen man bei ihnen keine Kenntniß voraussetzen muß. Und gewiß heißt es ein voreiliges Urteil aussprechen, wenn behauptet wird, Deutschland mache in Wahrheit solch' erstaunliche Fortschritte, daß es bald die übrigen großen, Industrieerzeugnisse ausführenden Nationen überflügelt haben werde. Der Rücksichten sind mehrere, die uns zu einer vorsichtigen, ja skeptischen Haltung diesen Angaben gegenüber veranlassen sollten.

Die wichtigste dieser Rücksichten sind die amtlichen statistischen Angaben der deutschen Regierung selbst. Danach betrug die Gesamtausfuhr von in Deutschland hergestellten Erzeugnissen in runder Summe während der Jahre:

1887	3214	Millionen	Mark
1888	3286	"	"
1889	3246	"	"
1890	3411	"	"
1891	3256	"	"
1892	3029	"	"
1893	3170	"	"
1894	3037	"	"
1895	3406	"	"

Bei der Betrachtung dieser Zahlen muß man sich erinnern, daß Deutschland im Jahre 1892 wichtige Handelsverträge mit seinen Nachbarn Oestreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Belgien abschloß, deren Zweck es war, den deutschen Manufakturen ein erweitertes Absatzgebiet zu verschaffen. Seitdem ist ein ähnlicher

Vertrag auch mit Rußland abgeschlossen worden. Aus diesen Abmachungen sind, wie man weiß, den beteiligten Nationen sehr erhebliche Vorteile erwachsen, der Austausch ihrer Industrieerzeugnisse ist bedeutend vermehrt worden und Deutschland hat erreicht, was es anstrebte: ein erweitertes Feld für die Thätigkeit seiner Fabrikbevölkerung, die im Vaterland für die Erzeugnisse ihrer Produktivkraft kein hinreichendes Absatzgebiet mehr finden konnte.

Ferner hat die deutsche Regierung während der letzten fünf bis sechs Jahre auf die zur Ausfuhr bestimmten Güter aus dem Binnenlande bedeutende Frachtermäßigungen auf ihren Bahnen eintreten lassen; dazu kamen niedrige Frachtsätze aus den deutschen Häfen, die zum Teil so niedrig waren, daß britische Güter nicht selten den Umweg über Hamburg genommen haben, um ihren Bestimmungsort im Auslande zu erreichen, da sich die Gesamtfracht auf diesem Wege billiger stellte, als mit den direkten englischen Dampferlinien, deren Rhedereien sich zur Aufrechthaltung der Frachtsätze vereinigt hatten. Eigentümlich war sodann die Wirkung jenes Abschnittes der britischen Waarenbezeichnungsakte von 1887, wonach alle mit solchen Bezeichnungen oder Buchstaben versehenen Waaren, die mit englischen Namen oder Wörtern verwechselt werden könnten, mit dem Namen des Landes ihres Ursprungs bezeichnet sein müssen, indem diese Vorschrift nicht bloß das bisher über England gehende Transitgeschäft störte, hinderte und zu Ungunsten Englands verschob, sondern auch die Nachfrage, die sich sonst nach England zu wenden pflegte, vielfach in deutsche Kanäle leitete, indem der

Käufer in neutralen Marktgebieten, der einmal Waaren „made in Germany“ bezogen hatte, nun auch andere Güter, die er sonst in England zu kaufen gewöhnt war, bei seinen deutschen Lieferanten bestellte. — Aber trotz aller dieser Veränderungen, von denen einige den deutschen Ausfuhrhandel ganz außerordentlich begünstigten, findet sich in den oben angeführten Zahlen durchaus kein Beweis für ein solches Wachstum desselben, wie man nach den Konsularberichten oder den Alarmrufen der englischen Zeitungen vermuten sollte. Im Gegenteil: die englische Kolonialregierung soll im Besitz zuverlässiger Mitteilungen sein, wonach der Konsum deutscher Fabrikate in keiner weiteren Zunahme begriffen ist und sich im Großen und Ganzen eher zu vermindern beginnt. Man darf daher erwarten, daß spätere statistische Aufstellungen über den Außenhandel der britischen Kolonieen darthun werden, in wie weit die angebliche große Vermehrung der deutschen Einfuhr in den letzten Jahren sich bestätigt und ob dieselbe nunmehr wirklich ihren Höhepunkt überschritten hat.

Diese Ansicht wird auch von andern Schriftstellern geteilt. In ähnlicher Weise äußert sich z. B. der ausgezeichnete französische Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu mit Bezug auf die Ueberflügelung des französischen Ausfuhrhandels durch den deutschen, die man in Frankreich wie in Deutschland vielfach ganz fälschlich als eine wirtschaftliche Ueberflügelung Frankreichs durch Deutschland überhaupt dargestellt hat, worüber sich nun die Franzosen unnötigerweise aufregen. Zwar schreibt Leroy-Beaulieu, daß Deutschland in dem letzten Vierteljahrhundert seine industrielle und

kommerzielle Macht außerordentlich entwickelt habe; daß es ungeachtet seiner schweren kriegerischen Rüstung einen großen ökonomischen Aufschwung genommen habe und daß, trotzdem es bis an die Zähne bewaffnet sei, dennoch sein Handel und seine Industrie rascher fortschreiten, als diejenigen Englands, das viel weniger, und Amerikas, das fast gar nichts auf Rüstungen verwende. Ich will hier nur beiläufig bemerken, daß nur der deutsche Außenhandel den amerikanischen, nicht aber die deutsche Industrie die amerikanische übertrifft; diese hat vorläufig noch genug mit der Versorgung ihres einheimischen Marktes zu thun und führt deshalb nur wenige überschüssige Erzeugnisse aus; welche Gefahren der europäischen Industrie von der amerikanischen drohen, werden wir bald inne werden. Was die Rüstungen betrifft, so haben die Vereinigten Staaten, was Leroy-Beaulieu übersieht, ein vollständiges Aequivalent für diese in ihrer Pensionsgesetzgebung, die alljährlich noch immer ungeheuere Summen verschlingt, und in dem durch die zunehmende Vergrößerung der Flotte nöthig gewordenen Aufwande. — Deutschland beweise also, fährt Leroy-Beaulieu fort, entgegen der landläufigen Auffassung, daß ein Staat mit thatkräftiger und geistig regsamer Bevölkerung zu gleicher Zeit eine militärische und eine industrielle Macht ersten Ranges sein könne. Aber demungeachtet bezweifelt er die Richtigkeit der Ansicht, Deutschland sei das erste Handelsvolk der Welt geworden, oder stehe im Begriffe, es zu werden. „Insbesondere," meint er, „braucht England nicht gar so sehr zu fürchten, daß es von Deutschland auf dem Weltmarkte besiegt werden könne. Unter

Hinweis auf eine solche Niederlage hat man bereits vom „Ende Karthago's" gesprochen, aber dieses Ende wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen. Das Volk, das einen Cecil Rhodes in seinen Unternehmungen stützt, seine Truppen zugleich nach dem egyptischen Sudan und nach dem Sudan des Tschadsees vorschiebt und von drei verschiedenen Punkten aus durch eine konzentrische Aktion auf die Eroberung von ganz Afrika auszugehen scheint, hat den Unternehmungsgeist noch nicht verloren, braucht noch nicht zu fürchten, auf seine Insel zurückgedrängt zu werden." Auch spreche die Statistik noch sehr deutlich zu Gunsten Englands. Der auswärtige Handel Deutschlands habe sich in Bezug auf die eigenen Produkte Deutschlands, also mit Auslassung der nichtdeutschen Produkte, denen Deutschland nur als Zwischenstation, als „Speicher" gedient habe, in den neun Jahren von 1887 bis 1895 um 250 Millionen Mark, also um sechs Prozent vermehrt, eine Zunahme, die ihre volle Bedeutung erst durch die Thatsache erhalte, daß in diesem Zeitraum der Preis der meisten Erzeugnisse wesentlich zurückgegangen sei. Der englische Ausfuhrhandel habe sich in denselben neun Jahren zwar nur um 100 Millionen Franken vermehrt, sei aber gleichwohl dem deutschen noch immer gewaltig überlegen. Im Jahre 1895 habe die deutsche Ausfuhr 4150 Millionen Franken betragen, die englische dagegen 5648 Millionen, sodaß also die englische Ausfuhr die deutsche heute noch um ungefähr 1½ Milliarden Franken übertreffe. Diese Ziffern beziehen sich übrigens, wie gesagt, bloß auf die Ausfuhr nationaler englischer und nationaler deutscher Erzeugnisse. Gehe man zum Zwischenhandel über, der immer

einen Hauptteil des englischen Handels gebildet habe, so sei der Vorrang Englands über Deutschland vollends zweifellos, wie sehr man auch die durch Hamburg den englischen Häfen erwachsene (und, wie wir gesehen haben, großenteils durch die englischen Rheder selbst verschuldete) Konkurrenz berücksichtige. Man könne nur finden, daß die Ausfuhr eigener Erzeugnisse in England eine Neigung zum Rückgange anzeige, verglichen mit dem Anwachsen der Ausfuhr eigener Erzeugnisse aus Deutschland. Die Entwickelung der nationalen Produktion und damit auch die Vermehrung der Ausfuhr von Artikeln dieser Produktion stehe in unmittelbarem Zusammenhang mit der Bevölkerungsziffer. Je größer die Bevölkerung sei, desto größer sei natürlich auch die Zahl der verfügbaren Arbeitskräfte. Hier sei hauptsächlich der Grund für das Aufblühen der deutschen Ausfuhr zu suchen, da Deutschland mit seinen 52 Millionen Einwohnern im Vorteil sei gegen England und Frankreich, die nur je 38 Millionen Einwohner besitzen. Unläugbar sei natürlich das Uebergewicht der Ausfuhr Deutschlands über diejenige Frankreichs. Die deutsche Ausfuhr habe in Jahre 1895 rund 4150 Millionen Franken, die französische in demselben Jahre rund 3400 Millionen Franken betragen. Demnach sei die deutsche Ausfuhr der französischen heute um 750 Millionen Franken überlegen. Diese Ueberlegenheit habe ihren Grund zum Teil in der Ueberlegenheit der deutschen Bevölkerungszahl. Der von Deutschland gewonnene Vorsprung sei unbestreitbar, aber Frankreich dürfe sich nicht ohne Weiteres von Deutschland überflügeln lassen. „Seit fünfundzwanzig Jahren", fährt

der französische Schriftsteller fort, „haben die Deutschen, die Einzelnen wie die Gesamtheit, weit größere Anstrengungen zur Entwickelung ihres Handels und ihrer Industrie gemacht, als die Franzosen. Insbesondere haben sie eine hohe Stufe erklommen in der Metallindustrie und, man darf dies wohl sagen, die oberste Stufe in den chemischen Industrien. Vollständiger als irgend ein anderes Volk haben sie die Aufgabe gelöst, die Wissenschaft auf die Industrie anzuwenden, indem sie, dem wissenschaftlichen Fortschritt folgend, die Industrie fortwährend erneuern und vorwärts bringen. Zu diesen vortrefflichen Eigenschaften als Industrielle gesellen sie ebensolche als Handeltreibende; sie verstehen, sich einzuschmeicheln; wissen sich demütig zu zeigen; sind von peinlicher Gewissenhaftigkeit, aber auch geschmeidig; passen sich jedem Brauch, jedem Geschmack, auch dem schlechten, jedem Vorurteil der verschiedenen Nationen an, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhalten. Wir Franzosen müssen unsere Ueberlieferungen in dieser Hinsicht vollständig ändern, müssen in der Industrie uns mehr von der Wissenschaft leiten lassen und im Handel dem Geschmack Anderer mehr Rechnung tragen. Und dann müssen wir uns regen und rühren, müssen versuchen, tasten und wagen. Nichts von Alledem entspricht dem bei uns Herkömmlichen." Zum Schluß giebt Leroy-Beaulieu als schwerwiegenden Grund für den Rückgang des französischen Ausfuhrhandels das Schutzzollsystem an, womit Frankreich sich gegen das Ausland abgesperrt hat.

In all' Diesem steckt ein gutes Stück Wahrheit und ein gutes Stück Irrtum. Was der französische

Nationalökonom zunächst übersieht, oder in dem Bestreben, seine Landsleute anzuspornen, geflissentlich verschweigt, ist der Umstand, daß Frankreich ungleich weniger als England und Deutschland auf seine Industrien und seinen Außenhandel angewiesen ist. Frankreich befindet sich vielmehr in dieser Hinsicht in einer ganz ähnlichen Lage wie die nordamerikanischen Freistaaten, die trotz ihrer siebenzig Millionen Einwohner keine nennenswerte Ausfuhr von Industrieerzeugnissen aufzuweisen haben, was doch der Fall sein müßte, wenn die Bevölkerungszahl hierfür maßgebend wäre. Die Vereinigten Staaten haben eben, wie ich schon oben bemerkte, vor der Hand noch genug zu thun, um die eigenen Bewohner mit Industrieerzeugnissen zu versorgen. Frankreich ist in erster Linie ein große Mengen von Subsistenzmitteln selbst erzeugendes Land, was Deutschland nur noch in beschränktem Maße und England noch viel weniger als Deutschland ist. Frankreich bedarf der Ausfuhr seiner überschüssigen Industrieerzeugnisse nicht notwendig, ebensowenig wie die Vereinigten Staaten derjenigen ihrer Industrieerzeugnisse bedürfen, um reich zu sein und immer noch reicher zu werden. Wenn gleichwohl sein Außenhandel ein so bedeutender ist, als welcher er sich darstellt, so besitzt es daran eine allerdings ergiebige Quelle weiteren Reichtums, braucht dieselbe aber nicht so notwendig zu seiner nationalen Existenz, wie Deutschland den seinigen, das ohne seine Ausfuhr überhaupt außer Stande wäre, seine 52 Millionen Einwohner zu ernähren. Wenn in unsern ostelbischen Gebieten die Zuckerrübenkultur auf weiten Strecken an die Stelle des Getreideanbaus

getreten ist, so beweist Dieses zunächst, daß die Zuckerrübenkultur für jene Gegenden vorteilhafter ist, als der Getreideanbau, mit andern Worten, daß mehr Menschen bei ersterer und der durch sie veranlaßten Industrie des Zuckersiedens und -Läuterns bestehen können, als bei der Kultur von Brodfrüchten. Dieses ist aber nur dann möglich, wenn aus andern Ländern, z. B. Rußland oder Ungarn, genug Brodstoffe eingeführt werden, um den durch den Rübenanbau verursachten Ausfall an Getreide zu ersetzen. Diese ostelbischen Landesteile, die früher vielleicht nichts oder wenig exportirten und keiner Einfuhr bedurften, aber auch nur eine geringere Anzahl Menschen als gegenwärtig zu ernähren vermochten, erscheinen jetzt als Konkurrenten auf dem Zuckermarkte der Welt; ihre Produktion vergrößert die Ziffer des Ausfuhrhandels, ihr Getreideimport die Ziffer des Einfuhrhandels und durch beide wird die Gesamtziffer des Außenhandels gewaltig gesteigert, aber weder der eine noch der andere ist reiner Gewinn, bedeutet nicht eine absolute, sondern bloß eine relative Zunahme der nationalen Produktivität. An Orten, wo früher, sagen wir eine Million Menschen vom Getreidebau leben konnte, mögen jetzt 1½ Millionen von der Kultur und Verarbeitung der Zuckerrübe leben, aber in den statistischen Tabellen der Handelsämter erscheinen jetzt der gesamte Export und Import dieser Gegenden, die früher weder den einen noch den andern kannten, als reine Zunahme, als eine Steigerung der nationalen Gesamtproduktion um das ganze Produkt der Thätigkeit von 1½ Millionen Menschen, was durchaus unrichtig und irreführend ist. Der Handel ist nicht notwendig ein Gradmesser für

die nationale Wohlfahrt: es sind sehr reiche und hochproduktive Länder denkbar, die gar keinen Außenhandel brauchten und doch viel reicher und glücklicher wären, als Länder mit einem großen Außenhandel. Wenn ein Land Alles, dessen es zum Unterhalt seiner Bevölkerung bedarf, in reichlicher Menge hervorbringt, kann es sehr wohl ohne Außenhandel fertig werden. Dieser mag anderwärts eine größere Volkszahl möglich machen, als ohne ihn dort bestanden hätte, ob aber dieses Volk dadurch glücklicher und reicher ist, als das Volk ohne Außenhandel, ist sehr die Frage. Freilich ist es wahr, daß, je mehr Einwohner ein Land besitzt, desto größer die Zahl der darin vorhandenen Arbeitskräfte sein muß, wenn aber denselben das Material zu ihrer Bethätigung zufällig einmal ausgeht, dann werden Not und Elend um so größer, je größer die Menge dieser Arbeitskräfte ist. Uebrigens ist, wie wir gesehen haben, England mit seinen 38 Millionen Bewohnern, was seinen Handel betrifft, noch ungleich produktiver, als Deutschland mit 52 Millionen; bei näherem Zusehen findet man jedoch, daß eben Industrie und Handel die Haupterwerbszweige Englands sind, was bei Deutschland noch nicht in annähernd gleichem Grade der Fall ist, daß also England diese Industrie und diesen Handel haben muß, wenn anders es nicht wirtschaftlich zurückgehen, nicht seine ganze nationale Existenz auf's Spiel setzen soll.

Was hier von der Produktivität der Länder überhaupt und insbesondere von der Frankreichs ausgesagt wurde, gilt in noch weit höherem Maße von dem nordamerikanischen Staatenbunde. Für den Kenner

der Verhältnisse viel auffallender, als der Unterschied in der Produktivität Englands, Deutschlands und Frankreichs ist nämlich der Unterschied zwischen der Produktivität der amerikanischen Arbeit und derjenigen der europäischen Nationen überhaupt, einschließlich Englands. Man kann mit Sicherheit voraussagen, daß mit dem Sturz der amerikanischen Zollschranken in absehbarer Zeit der diesseitigen Industrie in der amerikanischen eine Konkurrenz erwachsen wird, der jene schon heute in keiner Weise gewachsen ist. Der amerikanische Landbau, den man noch immer unvernünftigerweise als Raubbau bezeichnet, was zu sein im größten Teile des weiten Gebietes der Union er längst aufgehört hat, versorgt Europa mit Getreide aus Duluth oder Omaha ebenso billig, wie es die schlesischen Bauern auf den Berliner Markt liefern können. Die meisten Erzeugnisse der nordamerikanischen Industrie übertreffen die entsprechenden europäischen Fabrikate an Haltbarkeit, Eleganz und Wohlfeilheit. Im Eisenbahn- und Telegraphenwesen, im Bau und in der Ausstattung von Wohn- und Arbeitsräumen, in der Herstellung von Werkzeugen und Kleidungsstücken, in praktischen Einrichtungen zur Erleichterung und Verschönerung des Daseins hat der Amerikaner eine Vollkommenheit erreicht, von der man sich im heutigen Europa noch durchaus keine richtige Vorstellung macht. Er verfertigt die elegantesten und zugleich dauerhaftesten Möbel; die Segelschiffe, die er baut, sind die schnellsten der Welt und zeigen die graziösesten Linien; seine riesigen Fluß- und Seedampfer sind schwimmende Paläste und die großen Ozean-

dampfer, welche man in Amerika eben erst zu bauen begonnen hat, schicken sich an, den Schiffen aller andern Nationen den Rang abzulaufen. In Allem, was Maschinenwesen und Technik angeht, ist der Nordamerikaner facile princeps; in den meisten übrigen Erwerbszweigen ist er der mehr als ebenbürtige Rivale des Europäers. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Intelligenz, die Thatkraft, die Anstelligkeit und der Geschmack des amerikanischen Arbeiters die der Arbeiter aller andern Nationen übertreffen. Er verdient das Doppelte seines deutschen Vetters, aber er leistet mehr als das Doppelte. Deshalb ist seine hochbezahlte Arbeit dennoch billiger, als die des schlechtbezahlten Deutschen; ihre Produktivität ist die größere. Ein geschickter Arbeiter in Deutschland verdient vielleicht drei, vier, fünf Mark den Tag von zehn bis zwölf Arbeitsstunden; sein amerikanischer Kollege steckt für acht bis neunstündige Arbeit acht bis zwölf Mark in die Tasche. Um das Nämliche zu leisten, wozu ein amerikanischer Gärtner acht bis neun Stunden braucht, arbeiten zwei deutsche Gärtner jeder zehn bis zwölf Stunden. Dem deutschen Gärtner trägt sein Tagwerk zwei ein halb bis drei Mark ein, dem amerikanischen das seinige acht Mark. Bei dem großen Unterschied in seiner Lebenshaltung verbraucht der Amerikaner Werte im Betrag von fünf bis sechs Mark den Tag, der Deutsche Werte im Betrag von zwei bis drei Mark. Der Amerikaner kann also durchschnittlich mindestens zwei Mark von seinem Taglohn sparen und gleichwohl gut leben; der Deutsche spart nichts oder bloß eine Kleinigkeit und lebt schlecht. Die beiden deutschen Gärtner brauchen bei niedriger Lebenshaltung fast ihren ganzen Verdienst; der amerikanische Gärtner lebt ungleich besser und behält noch einen Ueberschuß für sich u. s. w.

Fragt man nun nach den Ursachen dieser großen Ueberlegenheit der nationalen Produktivität des Amerikanertums über die anderer Völker, einer Ueberlegenheit, die um so auffallender ist, als viele Europäer und zumal Deutsche, welche daheim lange nicht so viel leisten wie der Amerikaner in seinem Lande, in der Neuen Welt zu den anstelligsten und geschätztesten Arbeitern gehören und meist schon in der ersten, immer aber in der zweiten Generation ihren eingeborenen Kollegen ebenbürtig werden, so findet man dieser Ursachen gar viele und verschiedenartige. Es würde mich weit über den beschränkten Rahmen dieses Abschnittes hinausführen, wollte ich dieselben hier im Einzelnen untersuchen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß alle diese verschiedenartigen Ursachen einen gemeinsamen Untergrund haben; daß es die größere politische Freiheit und persönliche Selbständigkeit der Arbeiter, verbunden mit der ungeheueren Ergiebigkeit des jungfräulichen Bodens ist, denen die Amerikaner ihre staunenswerten wirtschaftlichen Errungenschaften zu verdanken haben. Diese Freiheit und Selbständigkeit befeuert ihren Ehrgeiz, stählt ihre Thatkraft, weckt ihre Erfindungsgabe; sie drückt dem Charakter dieses Volkes ein ganz besonderes Gepräge auf. Der amerikanische Jüngling sieht sich von vornherein, bei seinem Eintritt in die Welt des Erwerbs, allein auf sich selbst gestellt; man verlangt von ihm, auch wenn die Eltern wohl-

habende und angesehene Leute sind, daß er alsbald sein eigenes Fortkommen in die Hand nehme. Erziehung und Beispiel lehren ihn beständig die Wahrheit: Selbst ist der Mann! Alle Lebensverhältnisse, die ihn umgeben, alle Begriffe und Anschauungen, die er von Jugend auf gleichsam mit der Luft einatmet, lehren ihn, daß nur Klugheit, Ehrlichkeit, Thatkraft und Beharrlichkeit zu dem ersehnten Ziele führen. Von Kindheit auf sieht er, daß die Regierung und ihre Organe, das Beamtentum, nicht etwas von der Gesellschaft Verschiedenes und Abgesondertes ist, sondern daß sie aus dem Volke hervorgeht und keine andern Machtbefugnisse besitzt, als die sind, welche das Volk, von dem sie selbst einen Bestandteil bildet, ihr überträgt. Er weiß, daß die Regierung nicht dazu eingesetzt ist, um ihm bei seinem Fortkommen behülflich zu sein. Die Vorstellung einer hohen Obrigkeit mangelt ihm gänzlich; er wäre gar nicht im Stande, sie sich anzueignen. Demgemäß genießt auch die Regierung und ihre Organe keine besondere Achtung bei ihm und er scheut sich nicht, ihr bei Gelegenheit sein Mißfallen öffentlich auszusprechen, wenn er dazu, ich sage nicht die Veranlassung, sondern bloß die Laune verspürt. Er fühlt sich so gut wie der Präsident der Republik, denn eines schönen Tages kann er es selber werden.

In diesen Anschauungen und Charakterzügen des Amerikaners sind einige der Ursachen zu suchen, denen er seine großen wirtschaftlichen Erfolge verdankt. Sie sind es namentlich, welche das Amerikanertum überhaupt zu dem gemacht haben, was es heute ist. Wir Deutsche können aus diesem Beispiele die Lehre ziehen,

daß auf solchem Boden, dem Boden der unbehindertsten individuellen Entwickelung, nicht nur die Palme größter politischer Freiheit emporblüht, sondern auch der goldene Lorbeer gedeiht, aus dem der Kranz des wirtschaftlichen Triumphes geflochten wird.

X.

Der Welthandel.

Die Lampe auf meinem Schreibtisch, bei deren Licht ich diese Aufsätze niederschreibe, ist mit Erdöl gefüllt, wozu der Rohstoff im Innern von Pennsylvanien aus der Erde gepumpt, in eigens dazu gelegten eisernen Röhren bis an die Küste geleitet und dort in besonders zu diesem Zweck eingerichteten großartigen Anstalten gereinigt worden ist. Sodann haben englische, norwegische oder deutsche Schiffe das Oel in New-York oder Philadelphia geladen und nach Bremen oder Hamburg gebracht, von wo es auf der Eisenbahn in eigens dazu hergestellten Wagen in's deutsche Oberland und hier endlich durch Vermittelung eines Krämers in meine Lampe und auf meinen Schreibtisch gekommen ist. Die Stahlfeder, womit ich schreibe, ist in England gemacht worden; das Rohmaterial zu meinem Radirgummi stammt aus Guatemala oder Ecuador; das Holz meines Bleistifts ist in den Zedernwäldern Florida's gewachsen und der Graphit in Cumberland gewonnen worden. Die Dinte wurde in Chemnitz und das Papier in Deutschland aus Lumpen vielleicht ägyptischen Ursprungs hergestellt; mein Federmesser stammt aus Sheffield und mein Briefbeschwerer ist ein Stück

Onyx aus Mexiko. Der Tabak, den ich bei meiner Arbeit rauche, kommt aus Virginien oder Maryland und die Pfeife, worin er brennt, aus dem Elsaß. Setze ich mich zum Mittagessen nieder, so finde ich auf meinem Tisch Brod, das aus amerikanischem oder ungarischem Weizen gebacken ist; Tapioka, der aus Ostindien, Reis, der aus Carolina kommt; Pfeffer von den Gewürzinseln; Maccaroni und Orangen aus Italien; Wein aus Frankreich oder vom Rhein; Korinthen aus Patras; Kaffee aus Java und Zucker aus Magdeburg. Meine Zigarre kommt aus Havana, und das Zündholz, womit ich sie in Brand setze, aus Schweden. Das Material zu meinen Kleidern ist in Georgia oder Alabama, oder auf dem Rücken australischer Schafe gewachsen; in Lancashire oder in Sachsen ist es zu Garn versponnen und dieses zu Stoffen verwebt worden. Die Materialien, aus denen mein Haus besteht, sind zum Teil aus weiten Entfernungen hergekommen; ebenso ein Teil der Werkzeuge, deren sich die Arbeiter beim Bauen desselben bedienten. Wir sehen mithin, daß viele unserer Bedürfnisse aus fremden Ländern stammen; daß an Orten, die hunderte und oft tausende von Meilen von unserem Wohnort entfernt liegen, beständig produktive Kräfte in Bewegung sind, um unsere täglichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Mechanismus, durch welchen die Erzeugnisse dieser Kräfte in unsern Bereich gebracht werden, besteht aus zwei Hauptteilen, die sich wechselseitig ergänzen, dem Handel und dem Bankwesen. Weil beide ein gemeinsames Ziel haben, nämlich den Austausch von Gütern, und nur in ihrer Vereinigung das Werkzeug bilden, mittelst

dessen dieses Ziel erreicht wird, erscheint es mir passend, sie in einer und derselben Abhandlung zu erörtern. Der Gesichtspunkt, unter dem beide betrachtet werden müssen, ist allein der Austausch; beide haben keinen andern Zweck, als diesen zu bewerkstelligen; als die Erzeugnisse der Weltproduktion dem Weltkonsum zugänglich zu machen. Aus diesem Grunde scheint es mir nicht bloß statthaft, sondern geboten, beide unter dem einen Begriff des Welthandels zu vereinigen.

Dieser Mechanismus hat also die eine wichtige Funktion, die Erzeugnisse des Ackerbaus und der Industrie an die Orte zu verpflanzen, wo sie gebraucht werden. Seine Thätigkeit ist demnach eine produktive und jedes Erzeugnis, dessen er sich bemächtigt, ist insofern Rohstoff für ihn, als er dasselbe verändert, indem er ihm eine neue Eigenschaft hinzufügt, die es vorher nicht besessen hatte: die ganz unerläßliche Eigenschaft nämlich, sich an dem Orte zu befinden, wo es gebraucht wird. Um diese Funktion auszuüben, bedürfen Handel und Bankwesen großer Kapitalien und vieler Arbeitskräfte, von denen ein Teil eine fast an Genialität grenzende Befähigung besitzen und eine sehr hohe Ausbildung genossen haben muß. Der Großkaufmann z. B. muß nicht bloß eine genaue Kenntnis seiner Waaren haben, muß wissen, wo sie am Besten und Billigsten hergestellt werden; er muß auch wissen, wie viel Waaren und welche Qualitäten an den Orten des Konsums gebraucht werden, welche Preise er beim Einkauf bezahlen, beim Verkauf erzielen kann. Er muß voraussehen, welches das mutmaßliche Ergebnis der Ernten und welches der Stand der Märkte für die

verschiedenen Artikel sein wird. Er muß die Lage des Geldmarktes berücksichtigen, um danach seine Unternehmungen einzurichten, und darf deshalb die politischen Verhältnisse und Strömungen, die den Geldmarkt beständig beeinflussen, nicht aus den Augen verlieren. Der Zustand, in welchem sich die Produktion und der Konsum in den einzelnen Ländern befinden, ist für ihn von der größten Wichtigkeit, denn in diesem Zustand liegt der Keim künftiger Prosperität oder künftigen Zusammenbruchs verborgen. Der Großkaufmann muß mit intuitivem Blick die Gesamtproduktion und den Gesamtkonsum aller Länder umfassen, sonst arbeitet er in's Blaue hinein und seine Unternehmungen werden zum Spielball des Zufalls. Er muß den Ursachen der Preisbildung nachgehen und dieselben beständig vor Augen behalten, wenn er auf Erfolg hoffen will. Welche Voraussetzungen allein diese letztere Kenntnis erfordert, beginnt man zu würdigen, wenn man die hauptsächlichen Ursachen betrachtet, die den Preis eines einzigen Erzeugnisses, z. B. von nordamerikanischem Weizen in Deutschland, bestimmen.

Da sind zuerst die Produktionskosten in Amerika im Verhältnis zu dem Gesamtertrage der amerikanischen Weizenernte, nach denen sich der Durchschnittspreis für das Jahr (von den übrigen Einflüssen abgesehen) in Chicago oder New-York zu richten hat. Sodann kommt in Frage die Höhe des kaufkräftigen Bedarfs in den Vereinigten Staaten, die allgemeine Produktivität der Nation, von der es abhängt, ob mehr oder weniger Weizen im Lande selbst konsumirt werden, ob demnach ein größeres oder ein geringeres Quantum für die

Ausfuhr verwendbar sein wird. Ferner beeinflußt den Preis das Ernteergebnis in Argentinien, Ostindien, Rußland, Ungarn u. s. w., von dem es abhängt, ob in diesen Ländern ein größerer oder ein kleinerer Ueberschuß für die Ausfuhr verfügbar ist. Ob in Deutschland die Weizen-, Roggen- und Kartoffelernten reichlich oder schlecht ausfallen; ob die deutsche Industrie gute oder schlechte Geschäfte mit dem Ausland gemacht, ob sich der nationale Reichtum vermehrt oder vermindert, oder keine Veränderung erfahren hat, wirkt mitbestimmend auf den Weizenpreis. Ein wichtiger Faktor ist der Ausfall der Ernten in solchen Ländern, die, wie Frankreich, in der Hauptsache bloß einheimisches Korn konsumiren, da, wenn hier Mißwachs stattgefunden hat, ihr Bedarf die Preise auf dem Weltmarkt in die Höhe treibt. Ob England durch seinen Manufaktur- und Transithandel sein Nationalvermögen mehr oder weniger vergrößert hat, ist ein wesentlicher Faktor in der Bildung des Weizenpreises in Deutschland. Ob der allgemeine Weltverkehr größer oder geringer ist, ob viele oder wenige Schiffe zum Transport von Gütern verfügbar, ob die transatlantischen Frachten hoch oder niedrig sind, beeinflußt den Weizenpreis. Dann fragt es sich, wie der Wechselkurs in New-York, unter Umständen auch wie er in Berlin und London steht. Sind wir nun zu Ende? Noch nicht ganz. Denn der Kaufmann muß über den Stand der Spekulation in den einzelnen Ländern, über die Meinungen, welche das reichlichere oder schwächere Angebot, die größere oder geringere Nachfrage bei Terminabschlüssen bestimmen, genau unterrichtet sein.

Er muß wissen, was die Zukunft des Geldmarktes sein wird, ob er sich Vorschüsse leicht oder schwer, billig oder teuer wird verschaffen können, da der Gang der Spekulation vom Zinsfuß auf Darlehen beeinflußt wird. Er muß endlich die politische Lage, die Möglichkeit eines Krieges, die Wahrscheinlichkeit fortdauernden Friedens in Anschlag bringen. Kein Zweifel: Es ist schwer, ein so ungeheueres Gebiet zu überschauen: wenn die Preise der Produkte in Deutschland beeinflußt werden durch Ereignisse auf der andern Seite der Erdkugel, muß der Großkaufmann einen so umfassenden Blick, einen so feinen Instinkt besitzen, wie beide sich wohl nur in sehr wenigen Individuen vereinigt finden. Aber soviel ist sicher: Wenn der Großkaufmann diesen Blick und diesen Instinkt nicht besitzt, ist jede seiner Unternehmungen wenig mehr als Glücksspiel und sein Erfolg oder Mißerfolg vom Zufall abhängig.

Der Welthandel ist nichts Anderes, als der Austausch der überflüssigen Erzeugnisse von zwei oder mehr Nationen. Vermittler dieses Austausches sind die Kaufleute und die Bankiers; er vollzieht sich in der folgenden Weise. Ein Berliner Getreidehändler kauft von dem Vertreter einer amerikanischen Exportfirma tausend Quarters Kansas Weizen im Werte von dreißig tausend Mark, die auf einem Dampfer nach Hamburg verladen werden. Für den Betrag des Weizens eröffnet er bei einer Berliner Bank einen Kredit zu Gunsten des amerikanischen Exporteurs, d. h. er ersucht die Bank zur Zahlung eines von dem Amerikaner auf sie ausgestellten Wechsels von dreißig tausend Mark. Damit erklärt sich der Bankier einverstanden unter der

Bedingung, daß ihm mit dem Wechsel zugleich das von der Dampfergesellschaft oder deren New-Yorker Agenten ausgestellte Konnossament — der Frachtbrief — eingehändigt werde, welches den Besitztitel auf die Waare bildet. Hierdurch sichert sich der Bankier bis zu dem Augenblick, wo der Getreidehändler den Frachtbrief bei ihm einlöst, für den Vorschuß, welchen er diesem durch die Bezahlung des Wechsels macht. Der amerikanische Exporteur geht nun, sobald die Verladung des Weizens geschehen und das Konnossament dafür in seinen Händen ist, zu einem Bankhause in New-York, das ihm für den Wechsel und das Konnossament die Summe von dreißigtausend Mark in einem auf amerikanische Dollars lautenden Check aushändigt. Diesen Check deponirt der Exporteur in seiner Bank in New-York und bezahlt daraus seinerseits, wiederum mit einem Check, die Person, die ihm die Tausend Quarters verkauft hatte.

Den Wechsel und das Konnossament schickt nun der amerikanische Bankier an seinen Berliner Korrespondenten, der sie bei dem Bankier des dortigen Getreidehändlers zur Zahlung vorweist. Der Bankier des Getreidehändlers weist dem Inhaber des Wechsels den Betrag bei der Reichsbank an; der Inhaber kreditirt dem Konto des New-Yorker Bankiers dreißigtausend Mark und damit ist diese Hälfte der Tauschhandlung erledigt.

Inzwischen hat eine Magdeburger Zuckersiederei einige tausend Sack Rohzucker ebenfalls im Betrage von dreißigtausend Mark an den amerikanischen Zuckertrust verkauft und dieser beauftragt seinen Bankier in

New-York — wir nehmen der Einfachheit halber an, daß es der nämliche Bankier ist, der auch den Getreidewechsel gekauft hat — der Zuckersiederei dreißigtausend Mark zu zahlen. Der Bankier beauftragt hiermit seinen Berliner Korrespondenten, denselben, dem er den Getreidewechsel geschickt hat. Der Zucker kommt in Hamburg zur Verladung nach New-York und der Zuckersieder kann sich nunmehr gegen Aushändigung des Konnossaments dreißigtausend Mark bei dem Berliner Korrespondenten abholen lassen. (In der Regel wird er das nicht thun; die Summe wird durch Vermittelung der Reichsbank einem Magdeburger Bankhause überwiesen werden, das sie dem Konto des Zuckersieders kreditirt.) Der Korrespondent debitirt dreißigtausend Mark dem Konto des New-Yorker Bankiers, wodurch letzteres ausgeglichen wird, da nun die nämliche Summa sowohl im Debet als im Kredit steht. Der Korrespondent hat dreißigtausend Mark empfangen und ausgezahlt; ebenso der Bankier in New-York, sobald ihm der Zuckertrust gegen Aushändigung des Zuckerfrachtbriefs die dem Magdeburger Hause geleistete Zahlung vergütet haben wird; endlich hat der Bankier des Berliner Getreidehändlers dreißigtausend Mark bezahlt und zurückempfangen, sobald ihm letzterer gegen Aushändigung des Weizenfrachtbriefs die auf den Wechsel geleistete Zahlung vergütet haben wird. Die drei beteiligten Bankhäuser: Das New-Yorker, dessen Korrespondent in Berlin und der Bankier des Berliner Getreidehändlers, haben jedes dreißigtausend Mark bezahlt und empfangen, ohne daß ein Pfennig wirkliches Geld dabei verwendet worden wäre; Alles,

was stattgefunden hat, ist der Austausch zweier gleichwertigen Gütermengen; der Rohzucker befindet sich jetzt in Amerika und der Weizen in Deutschland.

Es versteht sich, daß bei diesen Tauschhandlungen niemals genau die gleichen Werte, wie es unser Beispiel annimmt, ausgeglichen werden; auch gehen die Geschäfte nicht immer durch die Hände der nämlichen, sondern vieler verschiedenen Bankhäuser; aber jedes ist Vermittler beider Arten von Tauschhandlungen, des Exports und des Imports, da es immer gleichzeitig Käufer und Verkäufer von Wechseln ist. Als Schema für die unzähligen, im Welthandel vorkommenden Tauschhandlungen jedoch ist unser Beispiel durchaus typisch: dieselben sind sämtlich bloße Modifikationen oder Erweiterungen des geschilderten Vorgangs und ob sich dieser mit zwei, oder mit zwanzig, oder mit zweihundert Güterarten, ob er sich zwischen zwei oder vier, oder mehr Nationen abspielt, thut seinem Wesen keinen Eintrag, verändert nichts an den Grundsätzen, nach denen er sich vollzieht und die immer mit den in unserem Beispiel geschilderten Methoden gleichartig sind. Die Summen der Reste, welche im Weltverkehr verbleiben, nachdem alle ausgetauschten Werte gegen einander ausgeglichen sind, bilden die internationalen Handelsbilanzen, die zum Teil durch Edelmetallsendungen ausgeglichen, zum Teil aber auch auf neue Rechnung vorgetragen werden. Jede Nation kauft im Ausland mit ihren eigenen Erzeugnissen; sie besitzt kein anderes Zahlungsmittel: nur mit Gütern kann man Güter kaufen. Wenn sie von einer andern Nation genau so viel kaufte, wie diese von ihr, so verbliebe

auf keiner Seite ein Rest: es gäbe keine Handelsbilanz. Aber die Ein- und Verkäufe in fremden Ländern sind einander niemals ganz gleich; auch kauft eine Nation mehr Güter in dem einen Lande, als in dem andern, verkauft in diesem weniger, als in jenem. Hieraus entstehen Verhältnisse, wonach eine Nation hier Gläubiger, dort Schuldner ist: dann wird sie ihre Gläubiger mit Wechseln auf die Schuldner bezahlen, und häufig mag noch vor Verfall derselben der Unterschied schon wieder durch Güter ausgeglichen worden sein. Aller Verkehr ist zuletzt nur ein Austausch von Gütern.

Nichts ist unvernünftiger und irreführender, als von dem aktiven oder passiven, günstigen oder ungünstigen Stande der Handelsbilanz zu sprechen. Wäre diese Ausdrucksweise richtig, dann hätten einige der klarsten und tiefsten Denker der Wirtschaftslehre, dann hätten Adam Smith, David Ricardo und John Stuart Mill umsonst gedacht und geschrieben. Aber die Art der Auffassung, welche diese Ausdrucksweise bekundet, überlebt trotz Alledem, spielt im praktischen Leben, in den sozialen Strebungen, in der Wirtschaftspolitik der Völker auch heute noch eine beinahe ebenso große Rolle, wie ehemals. Wer dieser Art der Auffassung huldigt, weiß nicht, daß er damit die größte Unkenntnis vom Wesen des Handels an den Tag legt; weiß nicht, daß man im Auslande nur kauft, um sich Güter zum Gebrauch und Verbrauch zu verschaffen und daß aller Handel nur ein Güteraustausch ist. Er weiß nicht, daß Gold ein bloßes Werkzeug ist, dessen man sich nur zur Erreichung eines bestimmten Zweckes bedient. Er behauptet, daß Gold, oder Silber, an und für sich,

ohne Rücksicht auf ihre Eigenschaften als Tauschmittel und Wertmesser, begehrenswerte Dinge sind. Diese Ansicht ist, nach den Worten von Bonamy Price, durchtränkt von der merkantilistischen Lehre, wonach das Verkaufen die Hauptsache, das Kaufen die zu vermeidende Nebensache ist. Welche Täuschung, zu glauben, daß ein Ueberwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr Zeugnis ablege für die wirtschaftliche Ueberlegenheit einer Nation! Sehet Euch England an, dessen Handelsbilanz ungeachtet seiner gewaltigen Industrieproduktion durchweg ungünstig ist, das beständig mehr Werte ein- als ausführt! Ist England darum ärmer als Ihr? Ist es nicht das Land, dem alle Handel und Industrie treibenden Nationen tributpflichtig sind? Ist nicht London das große Clearing-House, wo zuletzt alle Umsätze des Welthandels ausgeglichen werden? Fließt nicht der Reichtum nach England, gerade weil es mehr produzirt als konsumirt? Weil England Forderungen in aller Welt hat, weil es den Handel, den Frachtverkehr, die Bankgeschäfte und die Fabrikation anderer Völker besorgt, weil es mit einem Worte der Gläubiger der Nationen ist, führt es mehr Güter ein als es ausführt, macht sich die Macht des Inselreiches fühlbar in den entlegensten Gegenden des Erdballs. Die Lehre, daß es gut sei, mehr auszuführen, als man einführt, bloß um Gold, Geld, Münzen ins Land zu bekommen, die für sich allein gar nichts vermögen; daß es gut sei, Kapitalien zu verbrauchen, um Güter herzustellen und dann für diese Güter Edelmetalle einzutauschen, mit denen man schlechterdings nichts Anderes anfangen kann, als sie in Truhen und Gewölben zu verwahren, diese

Lehre und die Zahl ihrer Anhänger sind eines der größten Wunder unseres Zeitalters und vielleicht der schlagendste Beweis für die Schwierigkeit, den meisten Köpfen die einfachsten Wahrheiten zugänglich zu machen.

Eng mit diesen verkehrten Anschauungen hängt auch die Meinung zusammen, daß die Zinsen auf im Auslande untergebrachte Teile der Staatsschuld in Gold bezahlt würden. Dieser Meinung scheinen z. B. auch Roscher und Jentsch zu sein. Um die Zinsen zu bezahlen, müsse man Gold im Auslande kaufen und dafür eigene Produkte hingeben, dadurch werde dann das Land ärmer. Aber in Wirklichkeit zahlt keine Nation die Zinsen auf ihre im Ausland befindlichen Schuldscheine in Gold, sondern immer nur in Gütern: sie kann sich die Umständlichkeit ersparen, erst Güter für das Gold und dann dieses in's Ausland zu schicken. Wenn der Staat die Schuld zu unproduktiven Zwecken verwendet hat und nun das Volk besteuert werden muß, um die Zinsen und vielleicht auch die Amortisation aufzubringen, dann wird freilich die Nation, wie ich schon früher gezeigt habe, um den Betrag dieser Steuer ärmer, aber nicht, weil sie mit ihren Erzeugnissen Gold kaufen muß, um die Zinsen bezahlen zu können, sondern weil die Anlage unproduktiv verwendet, das Kapital zerstört worden ist, ohne daß ein Aequivalent dafür geschaffen worden wäre.

Ebensowenig wie die Zinsen auf den im Ausland befindlichen Teil der Staatsschuld in Gold bezahlt werden, ebensowenig werden Anleihen, die das Ausland bei uns macht, von uns in Gold bezahlt. Aber einige Volkswirte, darunter auch Herr Carl Jentsch, glauben

offenbar, daß dieses doch geschehe. Letzterer schreibt zu dem Thema: „Vermögensverluste bei einem Krach“:

„Das Volksvermögen wird durch einen solchen Krach nur in dem Falle geschädigt, wenn die Schuldner, deren Zahlungsunfähigkeit herauskommt, ausländische Staaten oder ausländische Aktiengesellschaften sind; die ausländischen Schuldner und deren Unterthanen oder Arbeiter sind dann der Verpflichtung ledig, einen Teil ihres Einkommens oder Arbeitsertrages an das Gläubigervolk abzutreten, und dieses hat sein baares Geld, also einen wirklichen Teil seines Vermögens, verloren, wie dies bei der großen argentinischen Anleihe geschehen ist, wo die europäischen, vornehmlich die englischen Kapitalisten, ein paar Milliarden verloren haben. Das Weltvermögen ist dadurch nicht vermindert worden; Güter wurden dabei nicht vernichtet, und der nach Südamerika geschaffte Baargeldvorrat hat sich dort zerteilt und zirkulirt in unbekannten Händen.“

Es ist wahrlich zum Verzweifeln, wie die Begriffe verwirrt und die Sachen verwechselt werden! Mehr Irrtümer, mehr verkehrte Anschauungen, als in diesen Angaben enthalten sind, könnten auf den nämlichen Raum nicht zusammengedrängt werden. — Also erstens: Keine Anleihe irgend einer Art wird heutigen Tages in baarem Gelde oder in Gold gemacht, wenn sie nicht geradezu, wie die letzten Anleihen der Vereinigten Staaten, zum Zweck der Goldbeschaffung aufgenommen werden, wozu jedoch eine besondere Uebereinkunft mit den die Anleihe vermittelnden Bankhäusern nothwendig ist. Eine solche Uebereinkunft hat aber

zwischen Argentinien und den englischen Darleihern nicht stattgefunden. Woher in aller Welt also sollten die „paar Milliarden“ — man denke und überlege einmal: Ein paar Milliarden baares Geld! gekommen sein, die Europa nach Buenos Aires geschickt haben soll? Hat irgendwo Jemand gehört, daß riesige Goldverladungen von London nach Argentinien stattgefunden hätten? Das, was aus Europa und vielfach auch, auf europäischen Auftrag, aus den Vereinigten Staaten zu jener Zeit nach Argentinien verladen wurde, was Argentinien in Europa geborgt hatte und allein borgen wollte, waren Güter, d. h. Lebensmittel, Kleidung, Maschinen, Werkzeuge, Roheisen und Stahl, Eisenbahnschienen, Holz und andere Materialien besonders zum Eisenbahnbau. Damit wurden riesige Eisenbahnbauten in die Wildnis und andere großartige Unternehmungen in's Werk gesetzt, man wollte das Innere des weiten Landes der Civilisation zugänglich machen; aber die Vorräte und Werkzeuge und Rohstoffe, die bei diesen Unternehmungen verbraucht wurden — sunk, versenkt, wie der charakteristische amerikanische Ausdruck lautet – diese Vorräte, Werkzeuge, Rohstoffe wurden nicht wiederersetzt, die Eisenbahnen und sonstigen Unternehmungen rentirten nicht; die Wildnis wurde nicht, oder nicht in dem erwarteten Maßstabe, der Civilisation erschlossen, die Zinsen auf die Anleihe waren unerschwinglich und der Krach kam. . . . Also waren vorher Güter, und zwar im allergrößten Maßstabe, vernichtet, also war das Weltvermögen vermindert worden, also war von einem nach Südamerika geschafften Baargeldschatz, der sich dort auf geheimniß-

volle Weise „verkrümelt" hätte, niemals die Rede gewesen. Wie soll man noch hoffen, wirtschaftliche Vorgänge dem Verständnis der Laien näher zu bringen, wenn Fachschriftsteller solche Angaben verantworten müssen, wie sie in der angeführten Stelle aus den „Grundbegriffen und Grundsätzen" vertreten sind?

Wenn internationaler Handel nichts Anderes ist, als der Austausch der überschüssigen Erzeugnisse von zwei oder mehr Ländern, so wird die Frage interessant, worauf sich in diesem Falle die Preisbildung gründet. Handelt es sich um die überschüssigen Erzeugnisse bloß zweier Länder, so ist es einleuchtend, daß der Wert des Ueberschusses des einen genau dem Wert des Ueberschusses des andern entsprechen wird: hiernach wird sich der Preis der beiderseitig zur Ausfuhr gelangenden Güter richten, mithin der Austausch der einen Gütermenge für die andere, ohne daß ein Rest bliebe, vor sich gehen. Derselbe Grundsatz läßt sich nachweisen, wenn der Austausch zwischen drei oder mehr Ländern stattfindet. Der Wert der verschiedenen Gütermengen ist dann das Resultat einer Gleichung zwischen den einzelnen Faktoren. Zum Beispiel: England importirt Rohbaumwolle aus Amerika und exportirt Garne und Gewebe nach Indien; Deutschland importirt Weizen aus Indien und exportirt Zucker nach England; dieses schließt die Kette, indem es Tuche oder andere Manufakturen nach Amerika ausführt. Wenn jedes der beteiligten Länder mit dem andern soviel Waaren der genannten Arten austauschen würde, als es überhaupt austauschen kann, so würde das Wertverhältnis aller dieser verschiedenen Gütermengen

zu einander das gleiche sein; die aus Amerika exportirte Rohbaumwolle würde genau den nämlichen Wert haben, wie die aus England eingeführten Tuche; der aus Indien importirte Weizen, wie der nach England ausgeführte Zucker u. s. w. Da es jedoch nirgends starre Grenzen giebt, bei denen Ausfuhr und Einfuhr anfangen und aufhören, da vielmehr diese Grenzen sehr elastisch sind und mit den Produktions- und Konsumverhältnissen der Länder auf's Engste zusammenhängen, so entstehen notwendig Preisunterschiede, durch die der Wert jeder einzelnen Gütermasse verschieden wird. Aus diesen Wertverschiedenheiten entspringen die Handelsbilanzen. Gleichwohl wird durch die Dehnbarkeit der Grenzen von Ausfuhr und Einfuhr jenes Prinzip nicht aufgehoben, sondern nur seine Wirkung abgeschwächt; denn die kaufkräftige Nachfrage ist, wie wir wissen, ein wesentlicher Faktor der Preisbildung. Die kaufkräftige Nachfrage im Weltverkehr aber besteht in letzter Instanz nur aus der Menge von Gütern, die jedes Land zur Ausfuhr verwenden kann: es besitzt nichts Anderes, um fremde Erzeugnisse zu kaufen, als seine eigenen Erzeugnisse. Daher wird auch, wenn man den gesamten, zum Austausch gelangten Gütervorrat der Welt in's Auge faßt, die Summe der Einkäufe der Summe der Verkäufe genau gleich sein.

Jede Untersuchung der Bedingungen des Weltverkehrs würde unvollständig bleiben, wenn sie nicht auch der Börsen mit einigen Worten gedächte, zumal dieselben in der letzten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit vielfach beschäftigt haben. Die Börsen sind regelmäßige Zusammenkünfte von Kaufleuten und Maklern,

bei denen die Geschäfte von Mund zu Mund oder mittelst kleiner mit Bleistift geschriebenen Memoranden, der sogenannten Schlußzettel, abgeschlossen werden. Hier treffen sich die Verkäufer und Käufer derselben Stadt am Bequemsten; hier findet jeder Verkäufer ohne langes Suchen seinen Käufer, und umgekehrt; hier werden die Stapelgüter des Weltmarktes: Getreide, Baumwolle, Kaffee, Zucker u. dgl., oder die Anlagepapiere der Staaten, der Eisenbahnen, Aktiengesellschaften u. s. w. „gehandelt.“ In England und Amerika sind die Börsen reine Privatvereinigungen von Kaufleuten, zu welchen nur die Mitglieder Zutritt haben; jeder Geschäftszweig besitzt überdies sein eigenes, von den übrigen Börsen auch räumlich oft weitgetrenntes Gebäude: so in New-York die Effektenbörse, die Baumwollbörse, die Produktenbörse, die Kaffeebörse, die sämtlich in getrennten Gebäuden untergebracht sind. Die Börsen in Europa unterstehen, mit Ausnahme der britischen, alle mehr oder weniger der Beaufsichtigung durch Regierungsorgane; sind aber keine abgeschlossenen Vereinigungen, wie die amerikanischen und englischen, sondern gestatten auch dem Publikum den Zutritt. Im Uebrigen ist die Börse ein Hülfsmittel, dessen der Handel sehr gut entraten kann; sie ist für einige Orte eine Verkehrserleichterung, weiter nichts. Eine dauernde Einwirkung auf die Preisbildung des Weltmarktes kann die Börse nicht ausüben, denn die Preisbildung wird von Einflüssen beherrscht, die von der Börse gänzlich unabhängig sind. Sie schafft weder wirkliche Nachfrage, noch wirkliches Angebot; höchstens bewirkt sie durch die Erleichterung des Verkehrs in gewissen Waarengattungen eine lebhaftere Spekulation in denselben und wirkt auf diese Weise eher nachteilig als vorteilhaft auf den Handel ein. Der Handel würde ohne die Börsen ganz ebenso vor sich gehen, als mit ihnen, und zwar ohne daß ihm durch den Mangel derselben eine wirklich fühlbare Unbequemlichkeit erwüchse. Die Bewegung des Handels geht nicht von den Börsen aus, sondern der Handel verursacht die Bewegung der Börsen. Die großen Abschlüsse auf dem Weltmarkte, die Geschäfte, bei denen Werte von Tausenden und Hunderttausenden zum Austausch kommen, finden erfahrungsgemäß nicht während der Börsenzeit, sondern außerhalb derselben statt; sie werden weniger von den Notirungen der Börse, als diese von ihnen, beeinflußt. Die Börse ist überdies ein bequemer Tummelplatz der Spielsucht, dem Alle zuströmen, die ohne eigene Anstrengung möglichst schnell reich werden möchten. Sie ist aber weder gleichsam das Herz des Welthandels, wie Roscher meint, noch der Mittelpunkt, sondern im besten Falle ein Adjunkt desselben, der allerdings eine gewisse Verkehrserleichterung, also einen wirtschaftlichen Vorteil, bedeutet, aber keineswegs als dieser Verkehr selber, noch auch als dessen vornehmstes Organ anzusehen ist.

XI.

Freihandel und Zollschutz.

Unter den Bedingungen der modernen Gütererzeugung wird die Ausdehnung der produktiven Thätigkeit durch die Menge des vorhandenen Kapitals bestimmt. Mag sich der Kapitalist mit einem noch so niedrigen Zinsfuß, der Unternehmer mit einem noch so kleinen Nutzen, der Arbeiter mit einem noch so bescheidenen Lohn begnügen: Die Gesamtsumme des verfügbaren Kapitals bildet jederzeit die Grenze, jenseits deren es keine produktive Thätigkeit mehr giebt, wie verschieden auch innerhalb dieser Grenze die Ergebnisse der produktiven Thätigkeit bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten sein mögen. Bei äußerster Genügsamkeit aller an der Gütererzeugung Beteiligten wird die Zahl der Arbeiter die denkbar größte sein, welche die vorhandenen Arbeitsmittel zulassen; darüber hinaus kann dieselbe nicht steigen, weil es einer noch größeren Anzahl von Arbeitern an Wohnung, Kleidung und Unterhalt, an Rohstoff, Fabrikgebäuden, Maschinen, Geräten u. s. w. mangeln würde. Die Gütererzeugung ist daher dem vorhandenen Kapital unter allen Umständen proportionirt und es thut der Wahrheit dieses Satzes keinen Eintrag, daß einzelne

Völker vermöge ihrer größeren Produktivität, vermöge der größeren Wirksamkeit ihrer Arbeit, mit dem gleichen, oder selbst einem geringeren Kapital mehr produziren, als andere geistig, sittlich oder körperlich minderbefähigte, oder unter ungünstigeren äußeren Bedingungen produzirenden Nationen.

Wie nun aber einerseits die Größe der Gütererzeugung durch die Menge des vorhandenen Kapitals bestimmt wird, so wird umgekehrt alles vorhandene Kapital zur Gütererzeugung verwendet. Es giebt kein Kapital, das nicht in der einen oder andern Weise produktiv thätig wäre. Denn diejenigen Werte, welche unproduktiv oder zu bloßen Zwecken des Luxus und Wohllebens verbraucht werden, verlieren eben dadurch ihren Charakter als Kapital, indem sie nicht reproduzirt werden, nicht produktiven Arbeitern zugutkommen. Sie gehen, sobald sie ihren Zweck erfüllt haben, d. h. verbraucht worden sind, verloren; sie dienen nicht zur Erzeugung neuer Werte; sie schaffen nichts, was an ihre Stelle treten könnte. Alles Kapital besteht einerseits aus Rohstoff und Werkzeugen, andererseits aus Nahrung, Kleidung und Obdach; außer diesen Gegenständen giebt es kein Kapital und man ist daher vollkommen berechtigt, zu sagen, daß alles Kapital zur Gütererzeugung verwendet wird.

Nun bewegt sich, wie jede andere Naturkraft, so auch die Thätigkeit des Menschen, sein Streben nach möglichst vollkommener Befriedigung seiner Bedürfnisse und Wünsche, in der Richtung des geringsten Widerstandes. Der Kapitalist, der Unternehmer suchen sich diejenigen Erwerbsgebiete aus, welche die höchsten

Zinsen, den reichsten Nutzen bei möglichst geringem Risiko verheißen; der Landwirt baut auf seinen Feldern diejenigen Früchte, von denen er bei niedrigstem Kapitalaufwand den höchsten Ertrag erwartet; der Arbeiter sucht die am Wenigsten überfüllten Berufsarten auf, oder solche, die seinen Neigungen, seinen Fähigkeiten am Meisten entsprechen. Niemand thut das Gegenteil; Jeder wählt den nach seinem Ermessen kürzesten oder leichtesten Weg zu seiner materiellen Prosperität, oder zur Befriedigung seines Ehrgeizes, solange nicht äußerer Zwang seine Entscheidung beeinflußt.

Im freien, unbehinderten Spiel der durch keine künstlichen Schranken eingeengten wirtschaftlichen Kräfte werden sich daher Arbeit und Kapital einer Nation von selbst denjenigen Betrieben zuwenden, die unter den gegebenen Verhältnissen des Klimas, des Bodens, der geographischen und politischen Lage u. s. w. die ergiebigsten sind. In einem Lande z. B., das sich vorzugsweise zum Ackerbau eignet, wird dieser der verbreitetste Erwerbszweig sein; in einem andern, dessen Verhältnisse der industriellen Thätigkeit günstigere Aussichten eröffnen, wird der Industrie, in einem dritten, das durch seine geographische Lage und den Unternehmungsgeist seiner Bewohner hierzu geeignet ist, wird dem Handel die führende Rolle unter den einzelnen Erwerbszweigen zufallen. Arbeit und Kapital einer Nation werden unter solchen Umständen die höchste erreichbare Leistungsfähigkeit entfalten; der Austausch von Gütern unter den einzelnen Nationen wird in der Weise vor sich gehen, daß jede von ihnen diejenigen Erzeugnisse, welche sie besser und billiger herstellen kann,

als ihre Nachbarn, gegen diejenigen Erzeugnisse ihrer Nachbarn austauscht, welche diese besser und billiger herstellen können, wodurch jedes Volk auf die sparsamste Art mit den vollkommensten Produkten der menschlichen Arbeit versehen würde.

Dieses ist im Wesentlichen die Theorie des Freihandels. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Verwirklichung derselben das Ideal aller Gütererzeugung wäre. Allein die abstrakten Lehrsätze der politischen Oekonomie, welche im Grunde nichts Anderes sind, als der logische Ausdruck wirtschaftlicher Kräfte oder Tendenzen, entsprechen den wirklichen Verhältnissen niemals ganz, wie überhaupt zu keiner Zeit und auf keinem Gebiete menschlicher Bethätigung die Praxis vollständig der Theorie entspricht. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Man hat bei Anwendung wirtschaftlicher Lehren auf die Praxis beständig mit störenden Einflüssen zu rechnen, welche die natürliche Richtung der ökonomischen Kräfte verändern, oder ihre Wirksamkeit beeinträchtigen, oder dieselbe hemmen; die politischen Beziehungen der Nationen; die stete Möglichkeit eines Krieges; die Erfordernisse der öffentlichen Verwaltung; kurz, die vielseitigen, mannigfaltigen Interessen des Staates beeinflussen notwendig das wirtschaftliche Leben und geben den ökonomischen Kräften eine Richtung, welche sie ohne diese äußere Veranlassung nicht eingeschlagen haben würden. Der Staat ist nun seines eigenen Bestandes willen genötigt, die Gütererzeugung und damit die gesamte wirtschaftliche Entwickelung aus ihren natürlichen Bahnen in künstliche Bahnen abzu-

lenken; wobei es jedoch immer eine der vornehmsten Aufgaben der Staatskunst bleibt, der natürlichen Entwickelung die geringste mit den Bedürfnissen und Zwecken des Staates vereinbare Gewalt anzuthun. Die Verwirklichung des freihändlerischen Idealzustandes setzt vor allen Dingen einen dauernden Frieden mit sämtlichen Nachbarvölkern voraus; wogegen die moderne Staatskunst vielmehr mit beständiger Kriegsgefahr zu rechnen hat; außerdem müßte jede Nation den freien Austausch ihrer Erzeugnisse gestatten, da der Nichtanschluß einer einzigen die Wirkungen des Systems bei allen übrigen beeinträchtigen würde. Die Theorie fordert die Weltwirtschaft, wogegen die Praxis nur die Nationalwirtschaft kennt.

Der moderne Staat macht seinen Einfluß auf das Wirtschaftsleben dadurch geltend, daß er notwendige oder erwünschte Erzeugnisse des In- oder Auslandes, daß er die Kapitalien oder das Einkommen seiner Angehörigen, daß er den Grundbesitz mit Steuern belegt, sei es, um die Kosten der öffentlichen Verwaltung, der Polizei, des Heeres, der Flotte u. s. w. zu bestreiten, sei es, um die Einfuhr eines fremden, oder die Erzeugung eines einheimischen Produktes zu erschweren oder überhaupt zu verhindern, in welch' letzterem Falle natürlich die betreffenden Erzeugnisse das einzige Besteuerungsobjekt bilden. Die Wirkung der Besteuerung einheimischer Erzeugnisse kann nur diejenige sein, daß sie dieselben entweder verteuert oder verschlechtert. Wo der Détailpreis einer Waare, wie es vielfach geschieht, nicht durch die Konkurrenz der Händler untereinander, sondern durch Gewohnheit und Herkommen bestimmt

wird, wie z. B. in den Vereinigten Staaten der Détailpreis der meisten gebrannten und gegohrenen, im Lande selbst erzeugten Getränke, der einheimischen Rauchtabake u. dergl., wird eine sogenannte Inlandsteuer notwendig die Verschlechterung der Waare bewirken. Da nämlich der Détailpreis solcher Gegenstände nicht, oder nicht leicht, erhöht werden kann, fällt die Steuer nicht auf die Konsumenten, sondern auf die Produzenten, und diese wissen sich für die Verminderung ihres Nutzens durch eine entsprechende Verschlechterung der Qualität schadlos zu halten. In diesem Sinne trifft die Steuer den Konsumenten freilich doch und zwar, statt an seinem Geldbeutel, an seiner Gesundheit, oder wenigstens an seinem Lebensgenuß; will dann aber unter solchen Verhältnissen der Staat durch Gesetze die Qualität reguliren, so wird der Rückgang und nicht selten die Zerstörung der beaufsichtigten Industrie die Folge sein.

Wird dagegen die Abgabe von einem ausländischen Erzeugnisse, werden Einfuhrzölle auf fremde Waaren erhoben, so wird hierdurch eine Prämie bis zur Höhe des Zolles auf einheimische Produkte gleicher Gattung gesetzt und entweder ein Abfluß von Kapital aus andern Betrieben in die prämiirte (beschützte) Industrie verursacht, oder das Einströmen neugebildeten Kapitals in die nicht beschützten Industrien verhindert und der prämiirten zugeführt, bis durch die Konkurrenz der beschützten Industrien untereinander der Gewinn auf das durchschnittliche Niveau gebracht und mithin der anfangs durch den Einfuhrzoll gewährte Vorteil wieder ausgeglichen ist. Die Gütererzeugung eines Landes

wird durch die Menge der vorhandenen Produktionsmittel beschränkt; wir können demnach keinen Einfuhrzoll von ausländischen Waaren, deren Herstellung im eigenen Lande durch den Zoll ermöglicht wird, erheben, ohne den bereits bestehenden Betrieben Kapital, das ihnen sonst zugeflossen wäre, zu entziehen. Bei prohibitiven Einfuhrzöllen, welche jedwede Konkurrenz des fremden mit dem einheimischen Produkte ausschließen, sodaß jenes überhaupt nur mit Verlust eingeführt werden kann (was einem Einfuhrverbote gleichkommt), wird sich das einheimische Kapital a fortiori der Herstellung dieses Produktes zuwenden, und zwar auch hier bis zu demjenigen Punkte, wo der Gewinn aus dem neuen Betriebe dem Durchschnittsgewinn aus den alten Betrieben gleichkommt. Freilich kann der Ausgleich sowohl durch das Steigen des Gewinnes in den alten, als durch das Fallen des Gewinnes in den neuen Industrien bewirkt werden: Ersterer Verlauf wird vorherrschen, wenn das Kapital für den neuen Betrieb dem in andern Betrieben angelegten Kapital entnommen wird, ohne daß gleichzeitig neue Kapitalanhäufungen stattfinden. Da jedoch diese in allen civilisirten Ländern fortwährend entstehen, wird sich der Ausgleich mehr durch allmäliges Sinken der Gewinne in den beschützten Industrien, als durch Steigen des Nutzens in den unbeschützten vollziehen. Die Tendenz jedes Einfuhrzolles ist, einzelne Betriebe künstlich auf Kosten anderer zu stimuliren, allein unter gewöhnlichen Verhältnissen werden sich die Gewinne in allen über kurz oder lang durch die Wirkung des natürlichen Wettbewerbes der Kapitalien untereinander ausgleichen. Wirklich stich-

haltige Gründe zur Bekämpfung von Einfuhr- und Schutzzöllen müssen daher in Erwägungen gefunden werden, die weniger gegen das Prinzip des Zollschutzes an sich, als gegen einzelne, sich aus den modernen Verhältnissen ergebende Konsequenzen desselben gerichtet sind.

Denn daß Einfuhrzölle und Zollschutz unter gewissen Verhältnissen, in gewissen Phasen der wirtschaftlichen Entwickelung einer Nation, die mächtigsten Hebel zur Beschleunigung ihres Kulturfortschrittes sein können, wird nur ein eingefleischter Doktrinär der Freihandelstheorie in Abrede stellen. Wir haben weder die Universalrepublik, noch den ewigen Frieden, welche jener voraussetzen muß; und vielleicht wird es beide niemals auf der Erde geben, wie sehr man sie auch vom weltbürgerlichen Standpunkt als wünschenswertestes Ziel des menschlichen Fortschrittes betrachten mag. Wir sind also, ob wir es wollen oder nicht, genötigt, uns bei Beurteilung wirtschaftlicher Fragen auf den nationalen Standpunkt als auf die einzige reale Grundlage zu stellen, da es, wie schon vorhin bemerkt wurde, Weltwirtschaft nur in der Theorie, aber bloß nationale Wirtschaft in der Praxis giebt. Von diesem Gesichtspunkte aus können für die ökonomische Politik nicht ökonomische Rücksichten allein maßgebend sein. Das höchste Ziel jeder nationalen Entwickelung ist nicht Reichtum, sondern Kultur, d. h. die harmonische Ausbildung a l l e r schöpferischen Anlagen eines Volkes, und diese allseitige Ausbildung ist nicht erreichbar, wenn nicht sämtliche Kräfte der Nation geübt werden, wenn nicht ihre Thätigkeit eine so mannigfaltige ist,

daß sie auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Schaffens zum Ausdruck gelangt. Wenn es jemals vollkommenen Freihandel gäbe, so würde jede Nation nur diejenigen Produkte herstellen, die sie billiger und besser zu erzeugen vermöchte, als die übrigen Völker; die produktiven Kräfte würden sich ausschließlich dieser Produktion zuwenden und eine Unmenge schöpferischer Anlagen, die sich sonst in andern Richtungen bethätigen würde, aber sich unter den herrschenden Zuständen nicht darin bethätigen könnte, gienge der Nation verloren. Die Erziehung der Nationen soll keine einseitige sein, sowenig wie die der Individuen, und derjenige Staat ist nicht notwendig der glücklichste, welcher die meisten Menschen ernähren kann. Der Zollschutz, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint demnach in gewissen Stadien der nationalen Entwickelung als ein Erziehungsmittel ersten Ranges; allein freilich gehört dazu auch, daß weise Gesetzgeber dieses Mittel handhaben. Wenn man Zölle auf Rohstoffe legt, die im eigenen Lande gar nicht, oder in ungenügender Menge erzeugt werden; wenn man durch den Ausschluß fremder Manufakturen der Bildung von Kartellen Vorschub leistet, die es nur auf Ausbeutung der Konsumenten abgesehen haben und aus deren Klauen man sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß; wenn man Industrien beschützt, die längst keines Schutzes mehr bedürfen; so schadet man der Kulturentwickelung, anstatt sie zu befördern; man prämiirt die Trägheit, die Unfähigkeit, die Geldgier; man baut Eselsbrücken und schafft, nach dem Ausdruck der Amerikaner, „Inside Tracks“; kurz, man schädigt das

wirtschaftliche Interesse und heimst keinen Kulturgewinn dagegen ein.

In dem heutigen Stadium der Industrie erscheinen daher die meisten Prohibitivzölle als unbedingt verwerflich. Sie bewirken nur, daß sich die Fabrikanten der beschützten Manufakturen zu Kartellen vereinigen und ihre Preise nahezu bis zu derjenigen äußersten Grenze schrauben, bei welcher das fremde Produkt trotz des Prohibitivzolles eingeführt werden kann; sie bilden also thatsächlich Monopole, deren Gewinne nicht mehr als Unternehmerlohn oder als Differenzialrente, sondern schlechtweg als Monopolrente zu klassifiziren sind. Ein Ausgleich der Gewinne in den beschützten Industrien mit den Gewinnen in andern Betrieben kann nicht mehr stattfinden, weil durch die Bildung der Kartelle der Wettbewerb der Kapitalien gelähmt ist. Es ist reiner Schwindel, wenn diese Fabrikanten behaupten, sie bedürften so großer Gewinne, um ihren Arbeitern höhere Löhne als in andern Industrien bezahlen zu können; denn trotz niedriger Zölle werden sie fortfahren, zu produziren und ihren Arbeitern die nämlichen Löhne zu bezahlen, wie bisher; nur ihr eigener Gewinn wird sich vermindern. Prohibitivzölle bedeuten also heutzutage nur noch die Besteuerung der Allgemeinheit sämtlicher Konsumenten zu Gunsten der beschützten Betriebe in der annähernden Höhe des Prohibitivzolles, ohne daß der Staat den mindesten Nutzen daraus zöge, da ja die Waare, auf welche der Zoll gelegt ist, gar nicht eingeführt und also auch kein Zoll davon erhoben werden kann.

Die Industrie bedarf also in den modernen Kulturstaaten keines Schutzes mehr, sie hat überall die Kinderschuhe ausgetreten und kann ohne Hülfe gehen. Anders verhält es sich mit dem Ackerbau, der durch die Einfuhr billigen ausländischen Getreides vielfach in seiner Existenz bedroht wird. In Deutschland z. B. hat die überseeische und russische Konkurrenz, die Verbilligung der Transportmittel zur See u. s. w. den Getreidebau an vielen Orten unmöglich gemacht und den Werth solcher Güter, die nur Brodfrüchte produziren, nahezu vernichtet. Soll man aber darum dem verschuldeten Großgrundbesitz durch hohe Kornzölle zu Hülfe kommen? Denn nur um diesen handelt es sich zunächst; der kleine Landwirth, der sein Gut selbst bewirthschaftet, findet trotz niedriger Getreidepreise noch immer sein Auskommen; er ist noch immer nicht schlechter, sondern eher besser daran, als die meisten Fabrikarbeiter und kleinen Handwerker in den Städten. — Um also diese Frage zu entscheiden, muß man erwägen, daß Zölle auf Nahrungsmittel notwendig das Leben verteuern, mithin die Lebenshaltung der Masse der Bevölkerung, d. h. der Arbeiterschaft, verschlechtern und dadurch die Leistungsfähigkeit der Industrie direkt beeinträchtigen. Sodann ist noch ein anderer Umstand zu berücksichtigen. Für einen sehr großen Theil unserer Erzeugnisse sind wir auf die Kundschaft des Auslandes angewiesen. Legen wir nun einen Zoll auf fremde Rohstoffe, welcher deren Einfuhr erschwert oder verhindert, so benehmen wir in einem entsprechenden Grade dem Auslande die Möglichkeit, uns für unsere Produkte zu bezahlen; mit andern Worten, wir beschränken unsere eigene Ausfuhr. Denn jede Nation, die von einzelnen Erzeugnissen

mehr, von andern weniger produzirt, als sie selber braucht, ist für den Absatz ihrer überschüssigen und den Bezug der ihr fehlenden Erzeugnisse auf ihren Außenhandel angewiesen. Belasten wir nun diejenigen Produkte fremder Länder, die wir notwendig haben müssen, weil wir selbst sie entweder gar nicht, oder nur in ungenügender Menge, herstellen können, mit einem Einfuhrzoll, so treffen wir damit in letzter Instanz unsere eigenen Erzeugnisse, die wir ausführen wollen. Der Preis einer Waare hängt von den Kosten ihrer Herstellung ab; billiger ist dieselbe auf die Dauer nicht zu beschaffen. Wenn wahr wäre, was vielfach behauptet wird, daß das Ausland unsere Einfuhrzölle bezahlte, so müßte es uns seine Erzeugnisse unter dem Kostenpreis, oder unter dem Marktpreise, den es anderwärts dafür erzielen kann, überlassen. Dieses ist aber auf die Dauer nicht möglich. Die hiesigen Konsumenten ausländischer Produkte müssen demnach den Eingangszoll bezahlen, und womit bezahlen sie denselben? Doch nur mit den Erzeugnissen ihrer eigenen Arbeit, d. h. mit einem Teil eben jener Produkte, die wir an das Ausland abzugeben haben. Es bleibt demnach weniger zum Export übrig, je höher der Einfuhrzoll ist, es kann also auch nur weniger importirt werden. Ein einseitiger Austausch ist ein Unding, ein Widerspruch in sich. Wir können nicht exportiren, wenn wir nicht importiren, noch importiren, wenn wir nicht exportiren wollen. Je mehr wir den Import beschränken, desto mehr beschränken wir den Export und umgekehrt. Nehmen wir einmal an, wir hätten für hundert Millionen Produkte auszuführen und wollten dagegen

andere Produkte vom Ausland beziehen. Beträgt der Eingangszoll auf die letzteren 25 Prozent vom Werte, so werden wir nur für achtzig Millionen fremde Erzeugnisse einführen können, weil der Fiskus, um diese zuzulassen, zwanzig Millionen von unsern Erzeugnissen beansprucht, woraus er die Zoll- und anderen Beamten bezahlt, die „zum Schutz der nationalen Arbeit" angestellt sind.

Ueberblicken wir also die Ergebnisse dieser Untersuchung, so finden wir:

1. Daß Besteuerung einheimischer Fabrikate dieselben durchgängig entweder verteuert oder verschlechtert.

2. Daß Einfuhr- und Prohibitivzölle die Tendenz haben, den unbeschützten Betrieben Kapital zu entziehen und es den beschützten zuzuführen.

3. Daß Einfuhr- und Prohibitivzölle in gewissen Stadien der wirtschaftlichen Entwickelung wichtige Hülfsmittel des allgemeinen Fortschritts bilden, daß aber

4. Nach Erreichung einer bestimmten Kulturstufe die Beibehaltung oder Einführung hoher Eingangszölle verderblich wirkt, weil durch dieselben die Kartell- und Monopolwirtschaft befördert, der Schlendrian in der einheimischen Industrie begünstigt und die Konsumenten geschädigt werden.

Man gebe sich hierüber keiner Täuschung hin! Dasjenige, was auf einer früheren Stufe der Entwickelung der Zollschutz bewirken sollte und auch in zahlreichen Fällen thatsächlich bewirkt hat: Die harmonische Ausbildung der produktiven Kräfte und Anlagen der Nation, gerade dieses wird heut durch den Zollschutz vereitelt. Die Trust- oder Kartellbildung bedeutet nicht

bloß die Besteuerung sämtlicher Konsumenten zu Gunsten einer kleinen Anzahl von Kapitalisten, sie droht auch mit der allmäligen Zerstörung alles Individualismus, aller eigenen Initiative unter den produzirenden Arbeitern. Das vornehmste Ziel nationaler Entwickelung, die harmonische Ausbildung aller in der Nation vorhandenen schöpferischen Kräfte, jener geistigen Potenzen, die sich weder messen, noch wägen lassen, die aber demungeachtet vorhanden sind: die Erreichung dieses Zieles wird durch die Kartelle, und was damit zusammenhängt, gefährdet. Die wirksamste Schutzwaffe gegen sie ist der freie Verkehr, aber auch dieser wird bei der Entwickelung, welche die Produktion zu nehmen scheint, schwerlich für alle Zukunft genügen. Ein richtiges Verständnis der menschlichen Dinge ist überhaupt nur aus dem einen Gesichtspunkte möglich, daß alles Leben in beständigem Fluß, in beständigem Uebergang von einem Zustand in den andern begriffen ist und sich auf jeder neuen Stufe immer neue Perspektiven eröffnen. Ich kann daher diese Abhandlung nicht besser beschließen, als mit den Worten Montesquieu's: „Man soll nicht immer einen Gegenstand so vollständig erschöpfen, daß dem Leser nichts mehr zu thun übrig bleibt. Die Hauptsache ist nicht, daß man gelesen, sondern daß der Leser zum Nachdenken angeregt werde." —

XII.

Die Krisis.

Krisis, vom griechischen κρίσις, bedeutet Wendepunkt oder Wendung. So ist die Krisis des Fiebers der Wendepunkt in der Entwickelung der Krankheit, der kritische Zustand, von dem entweder die Besserung ihren Anfang nimmt, oder den der Patient nicht überlebt. Ebenso bezeichnet im wirtschaftlichen Leben eines Volkes die Krisis denjenigen Wendepunkt einer Periode der Verschwendung, der Mißwirtschaft, des Verlustes, bei welchem der kranke Organismus sich allmählich zu erholen beginnt. Die Krisis ist noch kein Zeichen der eingetretenen Genesung, aber sie kann der Vorläufer derselben sein.

Wenn die Geschäfte gut gehen, wenn Landwirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe sich in blühendem Zustande befinden, so vermehrt sich das nationale Kapital, weil die Produzenten mehr einnehmen, als ausgeben. Sie verdienen genug, um nicht Alles, was sie verdienen, für sich verbrauchen zu müssen; sie sparen, und diese Ersparnisse finden ihren Weg in allerlei gewinnverheißende Unternehmungen, indem die Sparer sich entweder unmittelbar, oder durch die Vermittelung von Sparkassen, Banken u. s. w. an solchen Unter-

nehmungen beteiligen. In Banken und andern Geldinstituten sammeln sich die Kapitalien an, die für den Augenblick keine produktive Verwendung finden; die Geschäftswelt kann sich ohne Schwierigkeit alle Vorschüsse verschaffen, deren sie zu den verschiedensten Unternehmungen bedarf; der Kaufmann bestellt ganze Schiffsladungen von Gütern und giebt Accepte weit über seine eigenen Mittel hinaus, in der ungetrübten Gewißheit, die Wechsel, die er für seine Waaren in Zahlung erhält, im offenen Markte diskontiren zu können und so die Mittel zu gewinnen, um seinen eigenen Verpflichtungen nachzukommen. Denn nur der kleinste Teil der Handelsgeschäfte wird mit dem eigenen Kapital der Kaufleute gemacht, der Großhandel vollzieht sich fast ausschließlich mit dem Kapital anderer Leute, das der Bankier dem Kaufmann zur Verfügung stellt: der Magdeburger Zucker kauft den amerikanischen Weizen, oder umgekehrt. Die jährlichen Umsätze eines Großhandlungshauses sind im Verhältnis zu dem eigenen Kapital des Kaufmanns oft ganz enorme und ich kenne amerikanische Firmen in beträchtlicher Anzahl, deren Jahresumsätze sich auf mehr als das Hundertfache ihres eigenen Kapitals belaufen. Um Dieses möglich zu machen, bedarf der Handel des Bankwesens, das ihm die Kaufkraft der Nation, ihren überschüssigen Gütervorrat, zur Verfügung stellt. Der Bankier ist der Depositär dieser Kaufkraft, er leiht sie dem Kaufmann gegen Sicherheit. Der Kaufmann leistet diese Sicherheit, indem er dem Bankier seine eigenen Güter verpfändet und dafür einen bestimmten Anspruch auf eine gewisse Gütermenge anderer Gattung empfängt.

Diejenigen, die Kapital auszuleihen haben, und Diejenigen, die Kapital entlehnen wollen, sind die Kunden der Banken und Finanzinstitute. Die ersteren vertrauen dem Bankier ihre Ersparnisse in der Erwartung an, daß er sie nur gegen die beste Sicherheit ausleihen werde; sie wissen nicht, wem der Bankier ihre Kapitalien anvertraut und zu welchen Zwecken sie der Borger verwendet. Dieses besorgt der Bankier nach seinem Gutdünken; er leiht auf Sicherheit aus, die ihm genügend scheint; er beteiligt sich an industriellen Unternehmungen, an Eisenbahnbauten, an Handelsspekulationen; er macht Vorschüsse in China oder Japan, hilft südafrikanische Goldfelder ausbeuten, oder übernimmt für eigene Rechnung Staatsanleihen, die er dann dem Publikum weiterverkauft — Alles, ohne daß seine Gläubiger, die eigentlichen Darleiher, für die er nichts weiter als Vermittler ist, sich im Geringsten um die Frage kümmern dürften oder könnten, zu welchen Zwecken er ihre Kapitalien verwendet. Den Gläubigern ist die Solvabilität des Bankiers oder der Bank die einzige Sicherheit, die sie besitzen.

Der blühende Zustand, worin sich das Geschäft des Landes befindet, führt nun alsbald zu einer Vermehrung des Konsums, namentlich von Luxuserzeugnissen. Die Gewinne aus industriellen und andern Unternehmungen werden zum Teil auf die Befriedigung des Luxusbedarfs verwendet; das Uebrige dient zur Vergrößerung alter, oder zur Gründung neuer Unternehmungen. In Ländern, wo es keine Staatseisenbahnen giebt, haben sich einige Bahnen gut rentirt; die Aktien stehen hoch im Preise und flugs werden

mehr neue Bahnlinien in Bau gegeben, als mit den vorhandenen Mitteln ausgeführt werden können. Die aus dem Verkauf der Aktien zu hohen Prämien gemachten Gewinne werden in verschwenderischem Luxus aufgezehrt, der nationale Reichtum erfährt eine gefährliche Verminderung. Die Bahnen werden in unbewohnte Gegenden geführt, sie sollen erst dazu dienen, das Land der Besiedelung zugänglich zu machen. Enorme Massen von Material, dessen Herstellung riesige Kapitalien erfordert hat, kommen zur Verwendung, Arbeiter in großer Anzahl werden gedungen, die wiederum Nahrung und Kleidung in beträchtlicher Menge konsumiren. Eisenbahnen sind zwar sehr nützliche Unternehmungen und können ein Land außerordentlich, weit über die Kosten ihrer Anlage hinaus, bereichern, wenn die daran geknüpften Voraussetzungen sich verwirklichen, allein wenn Dies nicht geschieht, wenn z. B. die erwartete Besiedelung nicht stattfindet, sind sie nichts weiter, als so viel reiner Verlust für die Nation. Neue Werke dauerhaften und bereichernden Charakters, sagt Bonamy Price, die aber das verbrauchte Kapital nur langsam ersetzen, sind das Rohmaterial der Krisen.

Unterdessen greift das Spekulationsfieber allmählich um sich, die Neugründungen schießen pilzartig aus der Erde, Jedermann verdient oder glaubt zu verdienen. Man richtet sich auf größerem Fuße ein; die Ausgabe wird auch dann noch fortgesetzt, wenn die erwarteten Reichtümer ausbleiben; Schulden werden eingegangen; man glaubt immer noch zuversichtlich an die Erfüllung seiner Hoffnungen und auf allen Seiten geht vorläufig der unproduktive Verbrauch weiter. Ueberdies

gleicht dieser Zustand auf ein Haar dem der wirklichen Prosperität: ein bedeutender Verbrauch findet statt, alle Arbeiter sind vollauf beschäftigt und alle Welt scheint reich zu werden. Aber Niemand denkt daran, wie Price bemerkt, daß, wenn eine Nation in einem einzigen Jahre nichts sparen, sondern Alles, was sie besitzt, aufessen, vertrinken und anderweitig verbrauchen wollte, der Ueberfluß, der Genuß und Luxus Alles übertreffen würden, was die Welt je gesehen habe: freilich werde sie im nächstfolgenden Jahre verhungern können. Der Tag der Abrechnung bleibt nicht aus; das Volk wird durch Entbehrungen und Leiden inne, daß es mehr ausgegeben, als eingenommen hat; es ist verschuldet, aber die Mittel zur Befriedigung der Gläubiger fehlen; „die Guthaben in den Banken sind aufgezehrt, Wechsel gehen unter Protest zurück, große Handelshäuser stürzen und Orkane fegen über den erschrockenen Geldmarkt."

Da nun die Sparer, Darleiher, oder Kapitalisten ihre Ueberschüsse entweder den Banken anvertraut oder selbst in Unternehmungen angelegt haben, an deren Leitung sie keinen Teil haben, so können sie nicht wissen, ob der Bankier mit Vorsicht und auf gute Sicherheit, oder leichtsinnig und auf schlechte Sicherheit ausgeliehen hat, ob die Unternehmungen, an denen sie als Aktionäre beteiligt sind, mit Gewinn oder Verlust arbeiten (Dies erfahren die Aktionäre bekanntlich meistens erst am Ende des Geschäftsjahres). Deshalb bildet das Vertrauen der Kapitalisten zu der Sicherheit ihrer Anlage ein so wichtiges Element einer Krise, das dieselbe verschärfen oder mildern kann. Wenn dieses

Vertrauen, wie es in Zeiten wirtschaftlichen Rückgangs nur zu leicht geschieht, stark erschüttert wird, so kulminirt die Krise in der Panik. Der Zusammenbruch einiger großen Firmen, die Zahlungseinstellung eines berühmten Bankhauses, ist in solchen Augenblicken hinreichend, die gesamte Finanz- und Handelswelt in Angst und Schrecken zu versetzen. Die Leute verlieren den Kopf, Depositen werden zurückgezogen; Anlagewerte auf den Markt geworfen; die Banken verlangen immer ungestümer nach weiteren Sicherheiten oder kündigen erbarmungslos ihre Darlehen; die Kaufleute, die sich auf den Beistand der Geldinstitute verlassen hatten, müssen ihre Waarenvorräte um jeden Preis verschleudern, um die Banken zu befriedigen; alle Kurse und Preise überstürzen sich; die Bankiers selber zittern, denn wie viele ihrer Kunden, deren Accepte zu Dutzenden in ihren Portefeuilles liegen, oder denen sie, weit über die eigenen Mittel der Borger hinaus, Vorschüsse auf immer wertloser werdende Güter gemacht haben, mögen den Sturm überdauern: genug, Niemand fühlt sich mehr sicher, Bankerott folgt auf Bankerott, Jeder fragt: Wen wird das Unheil zunächst treffen? Das ist der Tag der großen Abrechnung für die Sünden der Vergangenheit: Reichtum, den man vorhanden wähnte, ist verschwunden, vernichtet, aufgezehrt, verschleudert: auf Wen wird der Verlust fallen? ist die große Frage, die sich Jeder vorlegt, aber zu beantworten bangt. Das charakteristische Merkmal aller Krisen besteht darin, daß sie die Folge vorausgegangener Reichtumszerstörung sind. Diese Zerstörung kann durch unproduktiven Verbrauch, Mißwachs, Luxus, Panamakanäle, Krieg und

Aehnliches bewirkt worden sein; sie kann in einem andern Weltteil stattgefunden haben, als der ist, in welchem die Krisis ausbricht; dann schreibt man letztere fälschlich der Ueberproduktion zu, während ihr eigentlicher, wahrer Grund in der Unterproduktion, der Reichtumszerstörung des andern Landes zu suchen ist, das Nichts erzeugt hat, womit es die in Erwartung seines Bedarfs produzirten Güter bezahlen könnte. Freilich sind die Wirkungen solcher einheimischen oder fremden Kapitalvernichtung bei verschiedenen Nationen sehr verschieden: bei den frugaleren Franzosen z. B., die sich alsbald einzuschränken wissen, sind sie weit weniger verheerend, wie bei den mehr verschwenderischen Angelsachsen. Die Arbeiter, welche beim Bau des Isthmuskanals und an den sämtlichen Vorarbeiten dazu, bei der Herstellung der notwendigen Maschinen, Gerätschaften u. s. w. beschäftigt waren, verbrauchten während der Dauer ihrer Thätigkeit viele Hunderte von Millionen französischen Kapitals unproduktiv, weil der Kanal zuletzt doch nicht zu Stande kam; gleichwohl führte selbst diese ungeheure Verschwendung keine wirtschaftliche Störung in Frankreich herbei, weil der Verlust durch vermehrte Sparsamkeit und neue Gütererzeugung gerade so rasch ersetzt wurde, als er vor sich gieng. Die sprüchwörtliche Sparsamkeit der Franzosen, Dank welcher sich neue Anhäufungen von Kapital überraschend schnell bildeten und die Lücken ausfüllten, die jenes verunglückte Unternehmen dem nationalen Wohlstande geschlagen hatte, bewährte sich hier ebenso glänzend, wie nach dem deutsch-französischen Kriege, als es galt, noch ungleich größere Verluste gut zu machen.

Anders in England und Amerika, wo selbst der Vermögende und Reiche, d. h. der Mann mit guter Geschäftseinnahme, viel mehr von der Hand in den Mund lebt, mehr verzehrt und weniger erübrigt, als in Frankreich. In den Vereinigten Staaten war ich Zeuge zweier verheerenden Krisen, der von 1873 und 1893. In den Jahren vor 1873, als das Land sich von den durch den furchtbaren Sezessionskrieg geschlagenen Wunden zu erholen begonnen hatte, war eine lebhafte Spekulation in Eisenbahnen entstanden, überall baute man Eisenbahnen, zum Teil Hunderte von Meilen vor der Civilisation her, in die Wildnisse des fernsten Westens und der Felsengebirge. Die Aktionäre verwendeten ihre Ersparnisse dazu, Arbeiter zu beschäftigen, die diese Kapitalien verzehrten und dafür Schwellen und Schienen legten, Dämme und Brücken bauten, meilenlange Tunnels durch Felsen bohrten u. dergl. All' Dieses war kein Reichtum, solange es nicht produktiv verwendbar war. Nichtsdestoweniger brachte gerade dieser unproduktive Konsum den Schein der Produktivität mit sich; man verbrauchte Alles, was man verdiente und oft noch viel mehr; der Luxus nahm bis dahin unerhörte Verhältnisse an: aber zuletzt kam der Augenblick des Krachs, wo Alles verschwunden war und die Vergeudung aufhören mußte.

Noch instruktiver gestaltete sich der Verlauf der großen amerikanischen Krisis von 1893. Dieselbe war wohl weniger selbstverschuldet, als die Erschütterung der siebziger Jahre; sie bestätigte vielmehr die Richtigkeit des Satzes, daß auch Reichtumszerstörung in andern Weltteilen zu Krisen führen kann, die dann

freilich um so heftiger auftreten, je mehr wirtschaftliche Fehler im eigenen Lande begangen worden sind. Im Folgendem gebe ich einige Auszüge aus einem von mir im September 1893 in der „New-Yorker Staatszeitung“ veröffentlichten Aufsatz wieder, der sich mit den Ursachen der damaligen Krise befaßt, unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschrieben ist und manches für die Beurteilung dieser wirtschaftlichen Störungen Interessante und Lehrreiche enthält. Die Auszüge lauten:

„Nachdem durch den Zusammenbruch des Panamakanalunternehmens, durch die argentinischen Finanzwirren und durch den mit letzteren in engem Zusammenhang stehenden vor drei Jahren erfolgten Sturz des Hauses Baring in London und dessen weitreichende Folgen das Vertrauen der gesamten Geschäftswelt und des anlagesuchenden Kapitals bereits schwere Erschütterungen erfahren, die Verluste der Nationen an Werten eine in einem so kurzen Zeitabschnitt vorher nie gekannte Höhe erreicht hatten, entwickelte sich im Frühjahr 1893 eine neue Finanz- und Handelskrisis bei den Antipoden. Mit unerhörter Heftigkeit traf sie das aufblühende wirtschaftliche Leben der jungen australischen Kolonien und es steht noch bei Jedermann in frischer Erinnerung, wie sehr auch der Wohlstand des britischen Mutterlandes dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Krisis verbreitete sich, einer furchtbaren Pest vergleichbar, mit beispielloser Schnelligkeit und ergriff nacheinander sämtliche Gemeinwesen des jüngsten Weltteils: Bankerott folgte auf Bankerott: die größten, ältesten, bestfundirten Banken widerstanden

so wenig, wie die kleineren oder weniger festgegründeten Anstalten; allerorten mußten Fabriken, Handlungshäuser, Bergwerke, industrielle und kommerzielle Unternehmungen jeder Art den Betrieb einstellen oder unterbrechen — genug, es war eine finanzielle und wirtschaftliche Kalamität, wie sie zuvor kaum jemals ein einzelnes Land in diesem Umfange und in einem so kurzen Zeitraum heimgesucht hatte. Die Verluste, welche das in den australischen Unternehmungen angelegte einheimische und fremde, besonders britische Kapital erlitt, waren enorm; ganze Vermögen wurden verschlungen, vom Erdboden weggefegt; viele andere, zumal in Großbritannien, hatten empfindliche Einbußen erlitten. Das allgemeine Vertrauen in die Sicherheit industrieller Anlagen erhielt einen neuen heftigen Stoß, den heftigsten von allen, die es in der kurzen Frist weniger Jahre erschüttert hatten, und die Wirkung desselben war um so verderblicher, als er ein bereits schwankendes Gebäude traf und dasselbe vollends zum Einsturz brachte.

Kein Zweifel, die australische Krise war der Ausgangspunkt der amerikanischen. Ungeheuere Werte waren vernichtet; die Kaufkraft Australiens war gelähmt; englischer und anderer europäischer Reichtum zerstört und die Kaufkraft auch dieser Länder stark vermindert worden. Nicht bloß Australien, auch Panama und Argentinien hatten riesige Kapitalien verschlungen. Der Tag der Abrechnung kam: die Wirkung auf die amerikanischen Verhältnisse war außerordentlich, mit keiner früheren ähnlicher Art vergleichbar. Denn auch bei uns war der Boden vorbereitet; manche Erfah-

rungen wären uns erspart geblieben, wenn wir weniger wirtschaftliche Sünden zu verantworten gehabt hätten. Den Grund für die Verschärfung der Krise haben wir nicht im Auslande, sondern in den Fehlern unserer eigenen Wirtschaft zu suchen.

Die Vereinigten Staaten hatten sich seit dem Jahre 1890, in welchem eine kurze, in ihren Nachwirkungen milde Handelskrise die Entwickelung gestört, aber nicht aufgehalten hatte, stetigen Gedeihens erfreut; reiche Ernteüberschüsse konnten sie, durch gleichzeitige schlechte europäische Ernten begünstigt, zu lohnenden Preisen im Auslande absetzen; im Innern gestalteten sich die kaufmännischen und industriellen Verhältnisse scheinbar so günstig, wie möglich; die Ausweise der Eisenbahnen, der Dampferlinien, der Banken verhießen reichliche Dividenden; alle Anlagewerte waren in starker Nachfrage bei steigenden Kursen; im Vollgefühle der Kraft und des Erfolgs rüstete sich die Nation zu einer Weltausstellung von noch nicht dagewesenem Umfange und Glanze und entbot dazu die übrigen Völker, um ihnen mit berechtigtem Stolze zu zeigen, was ein energisches Volk in der kurzen Spanne eines Jahrhunderts geschaffen: seine staunenswerten Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens, den unermeßlichen Reichtum seiner natürlichen und technischen Hülfsquellen!

Was Wunder also, daß auch dann noch kein Mensch an die Gefährlichkeit der Lage glauben wollte, als schon die ersten Bankbrüche in der Ausstellungsstadt Chicago selber die herannahende allgemeine Erschütterung verkündigten.

Allein sie kam, kam über Nacht und war da, ehe man sich noch ihrer Gegenwart völlig bewußt geworden; und heute, wo wir mit ihr rechnen müssen, verlohnt es sich wohl, ihren Ursachen nachzuforschen, soweit wir dazu im Stande sind.

Aehnlich wie Frankreich beim Bau des Panamakanals, haben auch die Vereinigten Staaten bei der Gewinnung des jetzt in den Gewölben des Schatzamtes liegenden nutzlosen Silbers hunderte von Millionen unproduktiv verbrauchen lassen. Könnten wir dieses Silber annähernd zum Kostenpreise an das Ausland verkaufen, so wäre unser Verlust geringfügig; allein vorläufig ist dazu nicht die mindeste Aussicht vorhanden. Die 480 Millionen Dollars gemünzten und ungemünzten Silbers, die im Schatzamt aufgespeichert liegen, wären uns nützlicher, wenn sie sich noch in den Bergwerken befänden, aus denen sie gekommen sind, oder, wie ein englischer Fachmann meinte, auf dem Grunde des Meeres. Denn bis auf Weiteres sind sie eine ebenso todte Anlage, wie der große Graben des Herrn von Lesseps; um sie zu besitzen, haben wir lebendiges Kapital in der Höhe von 480 Millionen hingeopfert, welches, produktiv angelegt, fortwährend neue Reichtümer erzeugt haben würde.

Allein dieser Verlust, obwohl an sich bedeutend genug, ist längst durch neugeschaffene Werte mehr als ausgeglichen worden, zumal er nicht auf einmal, sondern während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren, seit 1878, allmälig entstanden ist. Es wäre daher ein Irrtum, ihn als eine der Ursachen der gegenwärtigen Krise zu bezeichnen, obgleich aus andern Gründen

unser Silbervorrat großenteils die Schuld an derselben trägt. Auf diese Gründe komme ich noch zurück. Die Gewinnung dieses Vorrats in einem so langen Zeitraume gehört in diejenige Kategorie des unproduktiven Verbrauchs, die zwar an und für sich verwerflich, aber nicht wichtig genug ist, um die Entwickelung des nationalen Erwerbslebens überhaupt zu stören.

In keiner Richtung, wohin ich auch blicke, entdecke ich eine Einbuße an wirklichen Werten, die bedeutend genug wäre, um für die gegenwärtige Krise einen zureichenden Erklärungsgrund abzugeben. Im Gegenteil: Der allgemeine Wohlstand hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre unzweifelhaft um ein Bedeutendes vermehrt, wir haben unser Nationalvermögen mit riesigen Kapitalien vergrößert, wir haben uns wirtschaftlich entwickelt, wie kaum ein anderes Volk der Erde in dem nämlichen Zeitraum. Allein gleichzeitig mit unzähligen wirklichen Werten haben wir eine Menge anderer, eingebildeter Werte geschaffen, die entweder noch keinen realen Hintergrund besitzen, oder aber niemals einen solchen besitzen werden; Werte, die nichts repräsentirte, als das Papier, welches mit Siegel und Unterschrift ihr Vorhandensein gewährleistete. Ich meine einerseits die Verschmelzung von bis dahin konkurrirenden industriellen Unternehmungen zu sogenannten Trusts und die damit verbundenen massenhaften Ausgaben von Anteilscheinen weit über den wirklichen Kapitalwert der vereinigten Betriebe hinaus; andererseits die Umwandlung einer großen Anzahl industrieller und merkantiler Privatunternehmungen in Aktiengesellschaften, die gleichfalls weit über ihren wirklichen Anlagewert „kapitalisirt" wurden. Derartige Finanzmethoden inkorporirter Gesellschaften, so verwerflich sie vom ethischen sowohl als wirtschaftlichen Standpunkt sein mochten, konnten in ruhigen Zeiten ohne große Schwierigkeit durchgeführt werden; allein ihr Schicksal war besiegelt, sobald durch irgend einen äußeren Anlaß das öffentliche Vertrauen erschüttert wurde: dann mußte der Zusammenbruch solcher Unternehmungen notwendig zur Verschärfung der eingetretenen finanziellen Notlage führen. Sie bilden nach meiner Ueberzeugung einen der schwächsten Punkte unseres Wirtschaftssystems und tragen mit die Hauptschuld daran, daß die Krisis zu einer so verderblichen geworden ist.

Wie man in Reinkulturen den Cholerabazillus züchtet, so haben wir durch unsere Zollgesetze den Trust großgezogen unter dem Vorwande, die einheimische Industrie vor der Konkurrenz der niedrigbezahlten ausländischen Arbeit schützen zu wollen. Den amerikanischen Markt für die Amerikaner! lautete das Schlagwort, womit man die Massen bethörte und köderte; aber indem wir uns dergestalt wie mit einer chinesischen Mauer gegen das Ausland umgaben, setzten wir auf jede beschützte Industrie eine so hohe Prämie, daß derselben massenhaft neues Kapital zugeführt und die Produktion gegen früher unmäßig gesteigert wurde. Was war natürlicher, als daß die Fabrikanten, anstatt sich wechselseitig aufzureiben, es vorzogen, sich untereinander zu verständigen und in Komiteesitzungen die Preise festzustellen, unter denen kein Mitglied der Vereinigung seine Erzeugnisse losschlagen durfte! Um jedoch eine gerechte Verteilung des Gewinns unter die

einzelnen Mitglieder zu erzielen, wurde der Anlagewert eines jeden der Verbindung beigetretenen Etablissements genau abgeschätzt, hierzu in der Regel noch eine sehr beträchtliche Summe für den sogenannten guten Willen (den Kundenkreis der Fabrik) geschlagen und der ganze Betrag dem Besitzer in Anteilscheinen oder Trustcertifikaten eingehändigt, die er entweder für sich behalten, oder im Markte verkaufen konnte. Es liegt auf der Hand, daß nur ein Teil dieser Aktien oder Certifikate einen realen Wert besaß, soweit dieselben nämlich vorhandene Gebäude, Maschinen, Waarenvorräte, Ausstände, Baargeld u. s. w. repräsentirten; der andere Teil, den guten Willen oder die Kundschaft repräsentirend, war Luft und nur zu dem Zwecke ausgegeben, um den prozentualischen Gewinn auf den gewöhnlichen Zinsfuß herabzudrücken. In ganz der nämlichen Weise verfuhren die Inhaber der zahlreichen industriellen und kaufmännischen Privatgeschäfte, welche in Aktiengesellschaften umgewandelt wurden, bei deren Kapitalisirung; man kapitalisirte den guten Willen der Kunden, gerade als ob er zu den wirklichen Beständen gehörte und nicht vielmehr eine jener wirtschaftlichen Imponderabilien wäre, die von der Fähigkeit der Betriebsleiter, von Fleiß, Intelligenz, Ehrlichkeit u. dergl. der Arbeiter und von hundert andern, teils dem Unternehmen innewohnenden, teils von demselben unabhängigen (äußeren) Eigenschaften und Zufälligkeiten abhängen. In beiden Fällen war natürlich der Wunsch der Unternehmer, die eigenen Taschen mühelos zu füllen, der Vater des Systems, das sich um so leichter Eingang verschaffte, als man im großen Publikum

vielleicht der sonderbaren Ansicht huldigt, der Gewinn eines industriellen oder merkantilen Unternehmens müsse ungefähr dem gewöhnlichen Zinsfuße entsprechen, ein Irrtum, der den zahlreichen Gründern sehr zu statten gekommen ist. Das Publikum übersieht, daß ein Geschäft, das nicht mehr als die gewöhnlichen Zinsen einträgt, nicht des Betriebes verlohnt; daß dasselbe, wenn es sich lohnen soll, außer den gewöhnlichen Zinsen auch noch einen Unternehmergewinn, eine Rente, abwerfen muß, wozu die Aktionäre berechtigt sind. Denn die Aktionäre sind nicht Gläubiger, sondern Teilhaber des Geschäfts und als solche weit größeren Gefahren ausgesetzt, als die Bondinhaber; die letzteren sind wirkliche Gläubiger, deren Darlehen hypothekarisch sichergestellt sind und die sich ebendeshalb mit den bloßen Zinsen begnügen müssen.

Wie die Pilze nach einer warmen Regennacht haufenweise aus dem feuchten Wiesengrunde hervorkommen, so haben sich im Laufe der letzten Jahre die Trusts und korporativen Unternehmungen vermehrt und mit ihnen die auf Luft gegründeten sogenannten Werte, die sowohl hierzulande als in Europa einen reißenden Absatz gefunden haben. Man weiß, daß alle möglichen Betriebe: Brauereien, Fabriken, Farmen u. s. w. in die Hände englischer Syndikate übergegangen sind, die viel mehr, als den wirklichen Wert dafür bezahlen mußten, aber gleichwohl ein schönes Geschäft bei der Sache machten, indem sie ihre Aktien in England und auf dem europäischen Festlande, wo amerikanische Geldanlagen ihrer politischen Sicherheit wegen in hoher Gunst stehen, mit Nutzen wiederverkauften. Man weiß ferner,

daß außer diesen sogenannten Industriepapieren, deren innerer Wert keineswegs ihrem angeblichen Werte entspricht, große Mengen diesseitiger Eisenbahnaktien und -Bonds in Europa abgesetzt worden sind, ungeachtet der zweifelhaften Finanzmethoden vieler Linien, die weder die Absicht, noch auch die Fähigkeit haben, ihre Bondschuld anders, als durch neue Bondemissionen, jemals abzutragen. Es läßt sich ja darüber streiten, ob ein derartiges System absolut verwerflich sei, solange die Bahn die Betriebskosten, die Zinsen auf ihre Bondschuld und eine Dividende für die Aktionäre abwirft, und wir haben in der uneinlösbaren französischen Rentenschuld ein analoges Beispiel in der politischen Finanz. Dennoch scheint es mir, daß die allmälige Abtragung der Bondschulden jederzeit das letzte Ziel aller korporativen Finanzwirtschaft bilden sollte, dessen Nichtbeachtung über kurz oder lang, zumal aber in Perioden allgemeiner finanziellen Bedrängnis, sich auf das Empfindlichste rächen wird.

Als die australische Krise durch die großen Verluste, welche sie dem europäischen Kapital zugefügt hatte, viele ausländischen Inhaber amerikanischer Wertpapiere zum plötzlichen Losschlagen derselben zwang; als andere Inhaber, durch den Zusammenbruch einzelner industriellen Unternehmungen argwöhnisch gemacht, die ihrigen gleichfalls auf den Markt warfen; als endlich die wahrscheinlichen Folgen unserer dermaligen Währungspolitik den einheimischen und ausländischen Kapitalisten immer deutlicher zum Bewußtsein kamen und zuletzt eine förmliche Ueberschwemmung des Marktes mit industriellen und Eisenbahnwerten erfolgte, traf uns dieser

Ansturm völlig unvorbereitet. Mit dem überstürzten Rückgang sämtlicher Börsenwerte schwand auch der letzte Rest des schon vorher stark erschütterten Vertrauens in die Finanzpolitik unserer Regierung und aus einer im Grunde vorwiegend finanziellen Störung entwickelte sich eine Industrie- und Handelskrise der bedenklichsten Art, ohne daß irgendwo auf den amerikanischen Produktionsgebieten ein Verlust an „Wealth“ nachzuweisen wäre, der dieselbe hinreichend motivirte, wenn man nicht etwa, was ein großer Irrtum wäre, den Kollapsus großenteils fiktiver Werte als einen solchen hinstellen will.

Denn sowohl Industrie als Handel waren im Großen und Ganzen innerlich gesund, jene Auswüchse korporativer Ueberkapitalisirung abgerechnet, von denen wir oben gesprochen haben. Das Gesamtgeschäft des Landes befand sich in durchaus guter und normaler Verfassung und auch die Landwirtschaft war nicht schlimmer daran, als in früheren Jahren. Im Gegenteil: Wenn reichliche Ernteerträge ein Maßstab für den zunehmenden Wohlstand des Landwirtes sind, muß derselbe in den letzten Jahren entschieden prosperirt haben. Es fehlte mithin gerade den produktiven Kräften der Nation, Ackerbau, Industrie und Handel, an jeder inneren Notwendigkeit oder Vorbedingung zu einer so gewaltsamen Störung und dieselbe wäre auch sicherlich noch lange nicht eingetreten, wenn nicht äußere Einflüsse sie herbeigeführt hätten. Die heutige Industrie und Handelskrise in den Vereinigten Staaten ist, was ihren Ursprung und ihr Wesen anbetrifft, einer Krankheit im menschlichen Organismus zu vergleichen, bei

der an sich gesunde Körperteile durch die Erkrankung anderer Organe in Mitleidenschaft gezogen sind.

Das erschwerendste Moment in unsern gegenwärtigen Verlegenheiten bildet ohne Zweifel das unter dem Namen der Shermanakte bekannte Kongreßgesetz*), wonach die amerikanische Regierung genötigt ist, jeden Monat vier ein halb Millionen Unzen Barrensilber zum Marktpreise einzukaufen und mit Tresorscheinen zu bezahlen. Da diese Scheine ihre Gleichwertigkeit mit Gold schon heute nur noch dem Kredit unserer Regierung verdanken und nicht dem Silbervorrat, gegen welchen sie ausgegeben sind, so hätte man sich die Aufspeicherung dieses Vorrats überhaupt ersparen können: wenn man durchaus „mehr Geld“ unter die Leute bringen wollte, hätte eine Ausgabe von durch Nichts fundirtem Papiergeld den nämlichen Zweck ebensogut und weit billiger erfüllt, wobei man noch außerdem den Vorteil gehabt hätte, die Notenemission zu jeder beliebigen Zeit einstellen zu können. Dagegen muß die Wirkung des Shermangesetzes auf die Dauer notwendig die Ueberflutung des Landes mit einem Papiergelde sein, das nur in einem minderwertigen und noch immer im Werte zurückgehenden Metalle einlösbar ist, denn ungeachtet der Erklärung der Shermanakte, daß es die bestimmte Politik (the established policy) der Regierung sei, die Parität zwischen Gold und Silber aufrecht zu erhalten, wird doch kein vernünftiger Mensch an die Fähigkeit unserer Regierung glauben, diese Erklärung angesichts fortgesetzter Silberankäufe zu verwirklichen. In der Praxis müßte sich diese Politik als gänzlich undurchführbar, die Erklärung als rein platonisch erweisen und es könnte daher auch gar nicht ausbleiben, daß wir in kürzester Frist bei der ausschließlichen Silberwährung ankämen, wenn nicht die Silberankäufe eingestellt würden. Was ein derartiger wahrhafter „salto mortale“ zu bedeuten hätte, kann Jeder ermessen, wenn er bedenkt, daß unser Silberdollar schon heute nicht mehr als sechzig Cents wert ist**) und unfehlbar noch weiter im Preise sinken muß. Denn nach Ottomar Haupt's sehr sorgfältigen Untersuchungen beträgt die jährliche Silberausbeute der Welt beiläufig dreimal so viel, als der gesamte jährliche Silberbedarf der Welt für alle erdenklichen Zwecke, sodaß sich wirklich gar nicht absehen läßt, wie viel tiefer der Preis des weißen Metalles noch sinken kann. Was unserem heutigen Silberdollar allein noch seine Kaufkraft von hundert Cents erhält und mithin den Eintritt eines Goldagios verhindert, ist die zuversichtliche Erwartung Aller, daß der Kongreß die Silberklausel der Shermanakte widerrufen werde; denn in dem Augenblicke, wo unsere Regierung sich wirklich außer Stande sieht, ihren Verpflichtungen in Gold nachzukommen, bedingt der sechzigcentige Silberdollar ein Goldagio von vierzig Prozent, oder mit andern Worten eine Preissteigerung aller Bedürfnisse um vierzig Prozent; oder, was gleichfalls dasselbe sagen will, eine Verminderung

*) Anmerkung. Das erwähnte Gesetz wurde bekanntlich noch im Laufe des Septembers widerrufen

**) Anmerkung. Seitdem ist der Goldwert des Silberdollars auf ungefähr fünfzig Cents gesunken.

der Kaufkraft aller festen Einnahmen um durchschnittlich vierzig Prozent. Wer eine Schuld von hundert Cents mit sechzig Cents begleichen kann, wird den Silberdollar dafür hergeben und den Golddollar behalten, in dem Augenblicke, wo die „established policy of the United States“ (die Goldwährung aufrecht zu erhalten) an der Logik der Thatsachen scheitert. Was Wunder also, daß uns auch aus diesem Grunde das Ausland unsere Anlagewerte haufenweise zurückschickt, was gleichbedeutend ist mit einem enormen Verlust an flüssigem Kapital, denn wir müssen diese sämtlichen Anlagewerte aufnehmen und andere Werte dafür hergeben; es erfolgt eine Kontraktion des Kapitals, die um so verderblicher ist, je mehr das Vertrauen des Auslandes zu der Beständigkeit unserer Goldwährung schwindet.

Der gewaltige Rückschlag dieser Vorgänge und Befürchtungen auf sämtliche wirtschaftlichen Verhältnisse konnte nicht ausbleiben. Die Banken, die eigentlichen Depositäre des flüssigen Kapitals, begannen, um ihre eigene Existenz besorgt, ihre Darlehen an Industrielle, Kaufleute und Gewerbtreibende zu kündigen, oder weitere Unterlagen für dieselben zu verlangen; allein es stellte sich bald heraus, daß sich diese Forderungen nicht durchsetzen ließen und man zu der äußersten Schonung genötigt war, wollte man die bestehende Kalamität nicht in gefährlichem Maße steigern. Die Banken griffen demgemäß zu einem andern Hülfsmittel, der Ausgabe von sogenannten Clearing-House-Certifikaten, einer Maßregel, die darin besteht, daß die Vereinigung der Clearing-House-Banken einem jeden

ihrer Mitglieder gegen Hinterlegung guter kommerziellen Sicherheiten, die aber unter den herrschenden Zuständen im offenen Markt nicht zu verwerten sind, einen Kredit in der annähernden Höhe dieser Sicherheit bewilligt, wodurch die einzelnen Banken in den Stand gesetzt werden, ihrerseits neue Darlehen zu gewähren. Nur auf diese Weise war es möglich, das flüssige Kapital auch jetzt noch bis zu einem gewissen Grade der produktiven Thätigkeit zu erhalten, einer gänzlichen Stockung der industriellen und merkantilen Bewegung vorzubeugen und eine weitere Ausdehnung der Krise zu verhindern, welcher zuletzt die Banken selber wahrscheinlich nicht hätten widerstehen können. Freilich waren denungeachtet neue Darlehen selbst auf die beste Sicherheit nur mit großer Schwierigkeit zu erlangen; der Zinsfuß stieg von Tag zu Tag höher und selbst das baare Geld verschwand mehr und mehr aus dem Kleinverkehr, wozu der Entschluß der Sparbanken, von ihrem Rechte auf sechzigtägige Kündigung ihren Depositoren gegenüber Gebrauch zu machen, das Seinige beitrug. Das Geld, anstatt wie sonst in die Sparkassen zu fließen, aus denen es seinen Weg in den Verkehr mit Leichtigkeit zurückgefunden hätte, verkroch sich nunmehr in die Schränke und Truhen der kleinen Leute, die es im eigenen Hause sicherer glaubten, als in den Händen fremder Verwalter, und überdies befürchten mußten, man werde sie sechzig Tage lang auf die Rückzahlung ihrer Sparpfennige warten lassen, vielleicht gerade in dem Augenblicke, wo sie derselben am Meisten bedurften.

So machten sich auf allen Gebieten des nationalen

Erwerbslebens die Folgen der Finanzkrisis fühlbar und unter dem Druck der allgemeinen Notlage gingen die Preise unserer hauptsächlichen Bodenprodukte immer weiter zurück, zum großen Schaden nicht bloß der Landwirtschaft, sondern sämtlicher Gewerbe, da die verminderte Kaufkraft der Landbevölkerung wiederum rückwirkend auch die industrielle Thätigkeit beeinträchtigen mußte. Wir stehen jetzt, so hoffen wir, am Ende der Krise und gehen ruhigeren Zeiten wirtschaftlicher Entwickelung entgegen. Aber das Erwerbsleben der Nation wird Jahre brauchen, ehe es sich von den Wunden erholt, welche ihm die Krise geschlagen, die zwar zunächst durch fremde Einflüsse hervorgerufen wurde, deren überraschende Heftigkeit aber einzig und allein unsern geschäftlichen Gepflogenheiten, unserer verderblichen Finanzpolitik zuzuschreiben ist. Möchte das amerikanische Volk die Erfahrungen dieses Sommers beherzigen!" —

Die Ursache solcher Stürme ist zweifellos richtig gekennzeichnet, wenn wir sie Reichtumszerstörung nennen, die entweder innerhalb des Krisenlandes, oder außerhalb desselben stattgefunden hat. Indessen vermehren oder vermindern moralische Einflüsse die Heftigkeit ihres Auftretens: vernünftige und ruhige Beurteilung der Verhältnisse wird die Wirkungen der Krisis abschwächen, der sinnlose Schrecken, den das Wort Panik so trefflich bezeichnet, sie verstärken. Sind solche Krisen bei dem heutigen Verkehr, der die materiellen Interessen der Völker unauflöslich miteinander verkettet und in einander verschlingt, auch unvermeidlich; können fremde Sorglosigkeit, Verschwendung, Wagemut, kann eine Mißernte bei den Antipoden auch den Unschuldigsten in's Verderben reißen, so bleibt es gleichwohl eine desto wichtigere und unabweislichere Aufgabe der Volkswirtschaft, nach Mitteln zu forschen, durch die solche Erschütterungen, wonicht gänzlich vermieden, doch wenigstens in ihrem verderblichen Auftreten gemildert werden können.

Aller Handel ist nichts weiter, als Vermittelung zwischen Produzent und Konsument, zwischen Baumwollpflanzern in Amerika und den Trägern baumwollener Stoffe in Deutschland. Der Kaufmann, der Rohbaumwolle einführt, kauft dieselbe mit Hülfe seines Bankiers mittelst deutschen Zuckers oder deutscher Manufakturen, und umgekehrt kauft der amerikanische Importer diese Erzeugnisse mit Hülfe seines Bankiers mit dem Produkt des Baumwollpflanzers. Um diese nützliche, wichtige und notwendige Funktion auszuüben, bedarf der Kaufmann finanzieller Unterstützung, kraft deren er Umsätze bewirkt, die seine eigenen Hülfsmittel weit übersteigen. Was soll der Kaufmann beginnen, wenn ihm dieser Kredit, die Unterstützung des Bankiers, plötzlich entzogen wird? Er hat nicht selbst waghalsig spekulirt, er hat die Für und Wider seiner Unternehmungen sorgfältig erwogen; im schlimmsten Falle hoffte er, nichts dabei zu verlieren. Aber Mißgriffe und Verluste auf dem Gebiete der Finanz, einem Gebiete, das ihm fremd ist, auf das ihm aller Einfluß fehlt, dessen Verhältnisse er nicht oder nur oberflächlich kennt: solche Mißgriffe und Verluste können den Ruin des Kaufmanns herbeiführen. Seine geschäftliche Existenz hängt von der größeren oder geringeren Weisheit der Leiter der Finanzinstitute ab.

Nun ist es klar, daß die Banken auf die Höhe der ihnen zuströmenden Kapitalien keinen Einfluß auszuüben vermögen. Sie sind außer Stande, die Kräfte zu beeinflussen, welche die Kapitalbildung bestimmen; sie können nichts dafür, wenn Mißwachs, unproduktiver Verbrauch, Verluste bei den Antipoden die Kapitalbildung vermindern oder zum Stillstand bringen. In dieser Beziehung verhalten sich die Bankiers notwendig passiv. Aktiv sind sie nur hinsichtlich der Anlagen, die sie machen, der Vorschüsse, zu denen sie die ihnen anvertrauten Ersparnisse verwenden; hier hängt Alles von ihrem eigenen Urteil, ihrer eigenen Initiative ab. Die Depositen, die sich bei ihnen ansammeln, sind der Produktivität und Sparsamkeit der Nation gemäß größer oder kleiner; die Banken können sie nicht größer oder kleiner machen. Aber Pflicht der Banken ist die genaue Beobachtung der Bewegung dieser Kräfte, von denen Vermehrung oder Verminderung der überschüssigen Gütermengen abhängt, die als Depositen in die Banken gelangen. Der Bankier, den eine Krise nicht unvorbereitet treffen soll, muß wissen, daß eine Verminderung des anlagesuchenden Kapitals zweierlei Ursachen haben kann, eine positive, die wirkliche Kapitalzerstörung, und eine negative, die Verminderung des gewöhnlichen Kapitalzuwachses. Die erstere ist voller Gefahren, denn sie bedeutet notwendig eine Abnahme der Kaufkraft, die sich irgendwo als Ueberproduktion darstellen und einen Notstand erzeugen wird, der sich freilich nicht immer bis zur Krise zu steigern braucht. Wie viele praktische Finanzmänner begreifen Dieses, wie viele kennen überhaupt das Wesen ihrer eigenen

Geschäfte? Fragt ihr einen derselben, womit er sich beschäftige, so ist er im Stande, euch zu antworten: „Mit Geld!"

Nach der Bewegung der produktiven Kräfte hat der Bankier seine Unternehmungen einzurichten und nach nichts Anderem. In dem Maße, wie er diese Bewegung überblickt und versteht, wird seine Geschäftsführung erfolgreich sein. Wird das gesamte Bankwesen nach diesem Gesichtspunkte geleitet, dann werden zwar die Krisen nicht aufhören — denn sie ganz zu verhindern, übersteigt die menschliche Kraft — aber ihre Zahl und Heftigkeit wird abnehmen, sie werden nicht mehr periodisch wiederkehren, eine Erscheinung, die Mill und Andere veranlaßt hat, ein okkultes Gesetz der zehnjährigen Krisenwiederkehr zu postuliren. Diese angebliche Notwendigkeit einer periodischen Wiederkehr der Krisen ist aber keineswegs ein geheimnisvolles Naturgesetz des Verkehrs, sondern eine Wirkung der menschlichen Anlagen und Bestrebungen. Der Eintritt der Krise bezeichnet das Ende der Kapitalzerstörung; die Krise ist die Schlußabrechnung, die Feststellung und Verteilung der Verluste. Auf die Krisis folgt eine Zeit des Stillstandes und der Ruhe, unterdessen wird der Verlust durch neue Kapitalbildung allmälig ersetzt. Noch scheut sich Jeder vor neuen Unternehmungen, noch meidet man besonders solche, die Kapital verzehren, das erst nach Jahren wieder eingebracht werden kann. Aber langsam kehrt doch das Vertrauen zurück: Projekte tauchen auf, Eisenbahnen, Fabriken, Schiffe, Hafenanlagen, Bauten werden in Angriff genommen, die Spekulation, der Wagemut erheben auf's Neue ihr

Haupt und das alte Spiel wiederholt sich, um abermals mit einer Krise zu endigen. Allein es giebt keine natürliche Notwendigkeit, wonach es also sein müßte. Der ganze Verlauf entspringt geistigen Potenzen und geistige Potenzen können ihn verhindern. Wenn die Finanzwelt lernt, über das Wesen und die Tragweite der von ihr geförderten Unternehmungen nachzudenken, zu überlegen, in welchem Verhältnis dieselben zu der Größe der verwendbaren Kapitalien stehen, ob sie die Leistungsfähigkeit der Nation übersteigen, oder nicht, ob sie sich schnell oder langsam rentiren werden — wenn sie andererseits aufhört, ihre vornehmste Aufmerksamkeit auf Dinge zu richten, die sie wenig oder gar nichts angehen, wie z. B. die Bewegung der Edelmetalle, die Höhe des Geldumlaufs u. dergl., dann werden wir seltener von periodischen Krisen hören, dann wird die Krisis, wenn sie dennoch eintritt, minder verderblich sein. Vor Allem mögen Unternehmer begreifen lernen, was Ersparnis ist, daß Ersparnis nichts Anderes bedeutet, als den Ueberschuß der Güterzeugung über den Güterverbrauch, und daß es allein dieser Ueberschuß ist, den man ohne Gefahr für die Gesamtheit auf neue Unternehmungen verwenden kann. Auf dieser Erkenntnis und ihrer Befolgung beruht die Abwendbarkeit der Krisis.

XIII.

Die Grenzen des Reichtums.

Die Gütererzeugung ist überall, wo sie nicht durch Krieg, Willkür der Herrscher, oder schlechte Gesetze gehemmt wird, im Wachsen begriffen, teils weil die Produzenten das Bestreben haben, sich die Mittel zu gesteigertem Wohlleben zu verschaffen, teils weil die Anzahl der Konsumenten, und somit der Produzenten, beständig zunimmt. Da nun, wie wir gesehen haben, Arbeit, Kapital und Land die notwendige Voraussetzung der Gütererzeugung sind, so müssen die Gesetze, nach denen sich die Vermehrung des Reichtums richtet, die nämlichen sein, welche die Zunahme der Wirksamkeit dieser drei notwendigen Produktionsfaktoren bestimmen. Die Grenzen des Reichtums sind die Grenzen, welche der Produktivität der Arbeit, des Kapitals und des Landes gezogen sind.

Die Zunahme der Produktivität der Arbeit beruht, caeteris paribus, auf dem Wachstum der Zahl der Arbeiter, mit andern Worten der Volkszunahme. Diese geht schneller oder langsamer von Statten, je nach den äußeren Verhältnissen und nach den Anschauungen und Gewohnheiten der Nation. Unter besonders günstigen Verhältnissen, in einem fruchtbaren,

durch eine energische und fortgeschrittene Einwanderung besiedelten Lande kann sich die Bevölkerung in ungefähr fünfundzwanzig Jahren verdoppeln, auch wenn man den Zuwachs durch weitere Einwanderung nicht in Anrechnung bringt. Daß sich die Menschheit sogar noch schneller vermehren könnte, ist zweifellos angesichts der Thatsache, daß unter günstigen Himmelsstrichen die Heiraten früh stattfinden, die Familien kinderreich sind und bei dem gegenwärtigen Stand der Gesundheitspflege die Kinder fast alle, und die Erwachsenen länger als früher, am Leben bleiben, wenn sie nur hinreichende Mittel zu ihrem Unterhalt besitzen.

Welches sind nun die Ursachen, wodurch die natürliche Vermehrung der Menschen so weit hinter ihrer Fähigkeit, sich zu vermehren, zurückbleibt? Nicht Mangel an Fruchtbarkeit, sondern der Einfluß sittlicher Rücksichten und Bedenken, und dort, wo dieser Einfluß fehlt, Siechtum und frühzeitiger Tod. Je mehr sich der Mensch über das Tier erhebt, desto mehr wird er von Rücksichten der Klugheit beherrscht: Die Furcht vor der Not, nicht die Not selbst, treibt den Kulturmenschen zur Bezähmung seiner sinnlichen Begierden. In ursprünglicheren Kulturzuständen, wie in denen des europäischen Mittelalters oder des heutigen Asiens, wird die Bevölkerung durch Seuchen und Hungersnot in ihren natürlichen Grenzen gehalten; während in einem fortgeschritteneren Zustande der Zuwachs nicht durch ein periodisches Ueberwiegen der Todesfälle, sondern durch die Abnahme der Geburten eingeschränkt wird. Diese Einschränkung wird durch verschiedene Ursachen bestimmt: hier durch die bewußte

Erkenntnis, daß ein zu reichlicher Kindersegen die Zukunft, oder wenigstens das gewohnte Behagen, der ganzen Familie in Frage stellen muß; dort durch Gesetze, welche die Erlaubnis zum Heiraten von dem Nachweis hinreichender Unterhaltsmittel abhängig machen; anderwärts durch gewohnheitsmäßig späte Ehen und ähnliche Verhältnisse mehr. Der natürliche Wunsch jedes Familienvaters, daß es seinen Kindern einst nicht schlechter, sondern womöglich besser im Leben ergehen möge, als es ihm selber ergangen ist, und mindestens die Rücksicht auf das eigene Behagen, müssen notwendig verlangsamend auf das Tempo der allgemeinen Volkszunahme einwirken. Die gewöhnlichen Arbeiter freilich, welche die Mehrheit der Nation ausmachen, kehren sich an solche Klugheitsrücksichten wenig; sie benützen jede glückliche Veränderung in ihren Umständen, die Zeiten, in denen die Löhne hoch oder die Preise der Lebensbedürfnisse niedrig sind, um die Bevölkerung zu vermehren und so die nächstfolgende Generation um die Wohlthaten zu bringen, die aus dieser Verbesserung der Lage der Eltern für die Nachkommen entspringen könnten. Den Arbeitern ist daher nicht anders zu helfen, als durch Hebung ihrer geistigen und sittlichen Bildung, durch die ihnen wiederum ein höheres Niveau der Lebenshaltung zum unabweislichen Bedürfnis wird, sodaß sie sich weigern, schlechter zu leben als sie es Kraft dieses höheren Niveaus gewohnt geworden sind. Es ist übrigens unbegreiflich, wie einige Schriftsteller behaupten können, die Bezähmung des Geschlechtstriebes sei mit schweren sittlichen Bedenken verknüpft: was für Vorstellungen von Sittlich-

keit müssen diese Schriftsteller haben? Nach ihrer Meinung scheint es sittlich zu sein, möglichst viele Kinder zu erzeugen, die man nachher nicht, oder nicht ordentlich, ernähren, erziehen und versorgen kann, bloß damit man einem brutaltierischen Triebe keine Zügel anzulegen braucht! Wer freilich auf dem Standpunkt steht, daß der liebe Gott, wenn er Kinder schenke, auch eine gewisse moralische Verantwortlichkeit für deren Fortkommen übernehme, mit dem ist nicht zu rechten; und wer der Ansicht huldigt, daß die Sittlichkeit durch ein möglichst zahlreiches Proletariat gefördert werde, an dem sind alle Lehren der Volkswirtschaft und alle Erfahrungen des praktischen Lebens verloren.

Nach dem Gesagten ist es einleuchtend, daß die Grenzen der Produktivität nicht in dem Mangel an Arbeitern zu suchen sind. Die Zahl der Arbeiter vermehrt sich beständig und wenn das Produkt in dem nämlichen Verhältnis anwachsen könnte, wie die Bevölkerung, brauchte dieser Zuwachs erst aufzuhören, wenn es den Menschen thatsächlich an Raum fehlen würde.

Zur Gütererzeugung gehören jedoch, außer der Arbeit, zwei weitere Erfordernisse: Kapital und Land. Es kann nirgends mehr Menschen geben als Unterhaltsmittel für sie vorhanden sind. Es kann nirgends mehr produktive Arbeiter geben, als Kapital für sie vorhanden ist. Das Kapital aber ist derjenige Teil des Produktes vergangener Arbeit, der nicht von seinen Besitzern für sich selbst verbraucht worden ist. Die Zunahme des Kapitals also muß abhängen von der Produktivität der vergangenen Arbeit und von der Sparsamkeit der Konsumenten.

Wenn jedoch die Arbeiter nichts an ihrem Lohn, die Kapitalisten nichts an ihren Zinsen, die Rentenempfänger nichts an ihren Renten sparten, so könnte das Kapital einer Nation sich nicht vermehren, sondern müßte jahraus, jahrein das nämliche bleiben, gleichviel ob das Produkt des einen Jahres größer wäre, als das des vorhergehenden, oder nicht. Ist aber bei der einen oder andern dieser Klassen, oder bei allen dreien, der Wunsch und die Möglichkeit des Sparens vorhanden, so wird das Kapital zunehmen, und da dieser Wunsch bei sämtlichen zivilisirten Völkern in hohem Grade und die Möglichkeit seiner Erfüllung je nach der Produktivität des Volkes in größerem oder geringerem Maße vorhanden ist, so findet eine beständige Vermehrung des Weltkapitals statt, die erst zum Stillstand kommen würde, wenn der Gewinn auf Kapitalien sich bis auf Null, oder wenig mehr als Null, verminderte. Warum aber sollte irgend eine Vermehrung des Gesamtkapitals von dieser Erscheinung begleitet sein? Aus welchem Grunde fängt der Gewinn des Kapitalisten auf einer gewissen Stufe der Kapitalbildung zurückzugehen an? Diese Frage führt uns zu der letzten der drei notwendigen Voraussetzungen der Gütererzeugung. Wenn an und für sich weder die Arbeit noch das Kapital einer Begrenzung unterworfen ist, müssen die Grenzen des Reichtums in dem dritten, dem einzigen durch seine Natur beschränkten Produktionsfaktor, dem Grund und Boden zu suchen sein.

Die Menge des Landes ist beschränkt; die Menge des überhaupt kulturfähigen Landes ist noch weit beschränkter. Wüsten und Einöden, Hochgebirge, ganze Zonen und Länder eignen sich nicht zum Ackerbau. Ebenso ist die Menge der Erzeugnisse irgend eines bebauten, oder anbaufähigen Landstrichs keine unbestimmte, sie hat eine dem jeweiligen Stande der Agrikulturwissen-

schaft entsprechende obere Grenze, über die hinaus sie, für den Augenblick wenigstens, nicht vergrößert werden kann. Daher bilden die beschränkte Menge des Landes und die beschränkte Ergiebigkeit desselben die wahren Grenzen der Vermehrung des Reichtums.

Nun behaupten zwar viele ältere und neuerdings wieder eine ganze Reihe moderner Volkswirte, daß die Einschränkung der Gütererzeugung und der Volkszahl keineswegs durch diese Verhältnisse bedingt sei. Sie sagen, die Grenzen der Ergiebigkeit irgend eines Grundstückes seien noch niemals wirklich erreicht worden; auch seien noch große und fruchtbare Landstriche, zumal in Südamerika, unbesiedelt, und deßhalb müßten noch ungezählte Jahrhunderte, wonicht Jahrtausende, vergehen, ehe man sich um diese natürlichen Grenzen des Reichtums überhaupt zu kümmern brauchte. Demgemäß bestreiten sie die Notwendigkeit der Beschränkung der Volkszahl und alle sich daraus ergebenden Folgerungen, läugnen die Notwendigkeit des Sparens und befürworten die Vermehrung des Konsums, indem sie zugleich behaupten, daß es nur darauf ankomme, die Konsumfähigkeit der Völker zu steigern, was am Besten durch die Vermehrung der Volkszahl zu erreichen sei.

Es sind heute seit dem ersten Erscheinen von John Stuart Mill's klassischem Werk über die Grundsätze der Wirtschaftslehre ungefähr vierzig Jahre verstrichen und man sollte meinen, daß die Wahrheiten, die es verkündigt, Zeit gehabt hätten, in Fleisch und Blut wenigstens der Volkswirtschaft überzugehen. Wenn man jedoch sieht, welche Anschauungen selbst bei den modernen Fachgenossen des großen englischen Denkers

vorherrschen, so kommt man vielmehr zu der Ansicht, daß es überhaupt nicht verlohnt, sich mit der Erforschung wirtschaftlicher Probleme abzugeben, sonst könnten nicht noch in unsern Tagen Zweifel und Meinungsverschiedenheiten über ein Gesetz bestehen, dessen Vorhandensein und Wirksamkeit so überzeugend nachgewiesen sind, wie es John Stuart Mill in Bezug auf das Gesetz von der abnehmenden Ergiebigkeit des Bodens gelungen ist.

„Die Begrenzung der Produktion durch die dem Boden innewohnenden Eigenschaften“, sagt er, „muß man sich nicht als ein unbewegliches Hinderniß vorstellen, das wie eine Mauer auf einer bestimmten Stelle feststeht und die Bewegung überhaupt erst dann behindert, wenn es sie zu völligem Stillstand bringt. Viel eher müßte man sie mit einem sehr elastischen Bande vergleichen, das kaum jemals so stark gespannt wird, daß man es schlechterdings nicht weiter dehnen könnte, dessen Druck aber fühlbar wird, lang ehe die äußerste Grenze seiner Dehnbarkeit erreicht ist, und zwar desto empfindlicher fühlbar, je näher man dieser Grenze kommt.“

Schon in einem noch nicht sehr vorgeschrittenen Stadium des Landbaus zeigt sich, daß vermehrte Bearbeitung des Bodens und reichlichere Anwendung von Düngerstoffen dem Acker kein diesem Aufwand von Kapital und Arbeit entsprechendes größeres Erträgnis abzugewinnen vermögen. Die Verdoppelung von Arbeit und Kapital bewirkt keine Verdoppelung des Ertrages, mit andern Worten, aller Mehrertrag muß mit einer mehr als proportionalen Anstrengung erkauft werden.

„Dieses allgemeine Gesetz der Agrikultur ist der wichtigste Grundsatz der Wirtschaftslehre überhaupt. Wäre das Gesetz ein anderes, so würden alle Erscheinungen der Gütererzeugung und -Verteilung andere sein, als sie sind. Die fundamentalsten Irrtümer, die noch über unser Thema obwalten, rühren daher, daß die mehr oberflächlichen Einflüsse, auf welche sich die Aufmerksamkeit richtet, die Wirkungen dieses Gesetzes verschleiern. Man sieht diese Einflüsse als die Grundursachen von Wirkungen an, deren Gestalt und Auftreten jene zwar verändern können, deren innerste Wesenheit aber einzig und allein durch das erwähnte Gesetz bestimmt wird.“ (J. S. Mill.)

Wenn es zum Zweck der Volksernährung notwendig wird, zu geringerem Boden überzugehen, so ist es klar, daß der Ertrag nicht im Verhältnis zu dem Mehraufwand von Arbeit zunehmen kann. Verhielte sich Dieses anders, so wäre es eben nicht geringerer, sondern gleich guter Boden. Geringer kann der Boden sein, weil er entweder weniger ergiebig ist, oder weniger marktgerecht liegt. Im ersten Falle kostet es mehr, das Produkt zu erzeugen, im zweiten, es zu Markte zu bringen. Wenn der eine Acker bei einem bestimmten Aufwand von Arbeitslohn, Dünger u. s. w. tausend Scheffel Korn abwirft und man, um zweitausend Scheffel zu erzielen, zu schlechterem oder ungünstiger gelegenem Boden übergehen muß, so kosten die zweitausend Scheffel an Produktionskosten nicht doppelt so viel, wie die ersten tausend Scheffel, sondern mehr als das Doppelte: Der Mehrertrag muß mit einer mehr als proportionalen Anstrengung erkauft werden.

Oder man kann, weil entweder alles kulturfähige Land einer Gegend bereits angebaut, oder aus andern Gründen nicht verfügbar ist, auf dem nämlichen Acker durch intensivere Wirtschaft einen höheren Ertrag erzielen wollen. Man wird dann häufiger pflügen oder eggen, oder den Boden mit Spaten und Hacke, statt mit Pflug und Egge umbrechen müssen u. s. w., die Geräte und Werkzeuge, die verwendet werden, können vollkommener und daher kostspieliger sein; mehr oder teurere Dungmittel können Verwendung finden. Durch diese oder andere ähnliche Methoden würde ein größerer Ertrag erzielt werden. Daß dieser Mehrertrag jedoch nur auf Kosten einer mehr als verhältnismäßigen Ausgabe erreichbar ist, erhellt aus dem Umstande, daß geringerer Boden kultivirt wird. Schlechteres oder weniger marktgerecht gelegenes Land trägt selbstverständlich weniger ein, als besserer oder marktgerechter gelegener Boden, daher vermag es den zunehmenden Bedarf nur mit größeren Kosten zu befriedigen und diese bedingen wiederum einen höheren Preis des Erzeugnisses, der nicht bezahlt werden würde, wenn der Mehrertrag des besseren Landes nicht ebenso hoch einstände. Wenn mithin das bessere Land kraft eines bloß proportionalen Mehraufwandes von Kapital und Arbeit zur Befriedigung auch des gesteigerten Bedarfs genügte, würde geringeres Land, dessen Bewirtschaftung teurer zu stehen käme, überhaupt nicht kultivirt werden. Das heißt, es würde nicht als Kapitalanlage kultivirt werden; der Bauer, welcher Eigentümer, Kapitalist und Arbeiter in einer Person ist, könnte es natürlich immer noch bewirtschaften und vom Ertrage desselben leben.

Der Amerikaner H. C. Carey und Andere haben nun zu beweisen gesucht, daß sich die Sache in Wirklichkeit gerade umgekehrt verhalte; daß das Produkt schneller zunehme, als der Aufwand von Arbeit und Kapital, weil die Bewirtschaftung, wie er behauptet, nicht von dem besseren Boden zum schlechteren, sondern umgekehrt vom schlechteren zum besseren fortschreite. Die Ansiedler in einem neuen Lande, sagt Carey, fangen immer auf hochgelegenem leichten Ackerboden an und steigen erst allmälig in die fetten und sumpfigen Niederungen herab, da diese ungesund seien und die Urbarmachung und Trockenlegung einen bedeutenden Kostenaufwand erfordere. Zugegeben — soweit der Anbau in einem neuen, dünnbesiedelten Lande in Frage kommt. Es wird nicht behauptet, daß das Gesetz der abnehmenden Ergiebigkeit von allem Anfang an wirksam gewesen sei. Aber in allen alten Ländern, in Deutschland, Frankreich, England u. s. w., ebenso wie heute bereits in denjenigen Teilen der Vereinigten Staaten, wo die Bevölkerung an Dichtigkeit mit der europäischen annähernd wetteifern kann, wie in den Neu-England- und den mittelatlantischen Staaten New-York, Pennsylvanien, New-Jersey u. s. w., steigt der Anbau die Berge hinauf und nicht herunter; und sogar im mittleren Westen sind bereits die weiten Thäler des Ohio, Missouri und Mississippi, die Ebenen von Iowa und Kansas, zu Beweisen für die Richtigkeit unserer Behauptung geworden, daß die Kultur, jedenfalls nach Ueberschreitung einer gewissen, sehr frühen Entwickelungsstufe, vom besseren zum schlechteren Boden fortschreitet. Uebrigens widerlegt Carey sich selbst,

indem er auf's Nachdrücklichste hervorhebt, die Preise aller Rohstoffe müßten mit dem Anwachsen der Bevölkerung notwendig steigen, was offenbar nicht der Fall sein könnte, wenn die Bewirtschaftung, anstatt zu schlechterem, zu besserem Boden überzugehen pflegte.

Nun ist es ohne Zweifel richtig, daß es die Tendenz aller Agrikulturerzeugnisse ist, gleichen Schrittes mit der Zunahme der Bevölkerung teuerer zu werden, eben weil die Produktionskosten durch den Uebergang vom besseren zum schlechteren Boden notwendig zunehmen. Allein diese Tendenz ist, obwohl unstreitig vorhanden, nicht immer wirksam; sie kann sogar, unter gewissen Verhältnissen, eine Zeitlang völlig unterdrückt scheinen. Jeder Fortschritt in der Agrikultur und in den mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften, in der besonderen und in der allgemeinen Technik, in der Theorie und in der Praxis der Landwirtschaft, arbeitet dieser Tendenz unmittelbar, ja, beinahe jeder Kulturfortschritt überhaupt, arbeitet ihr mittelbar und, soweit seine Wirkung geht, erfolgreich entgegen. Große Erfindungen und Entdeckungen können die Bewegung vom besseren zum schlechteren Boden sogar zeitweilig rückläufig machen, sodaß die Bewirtschaftung des letzteren zu rentiren aufhört. Durch die ungeahnt großartige Entwickelung des amerikanischen Binnenverkehrs, die Anwendung neuer, unendlich vervollkommneter Kulturmethoden auf dem jungfräulichen Boden des großen Westens und die nicht minder staunenswerte Vervollkommnung und Verbilligung des Transportwesens zur See sind die Weizenfelder Amerikas der alten Welt so nahe gerückt worden, daß sie

gleichsam einen Teil des europäischen Festlandes ausmachen und amerikanisches Getreide in Deutschland erfolgreich mit dem einheimischen Erzeugnis konkurriren kann. Ebenso arbeiten alle Erfindungen und Verbesserungen in der Mehl- und Brodbereitung den Wirkungen jener natürlichen Tendenz zur Verteuerung des Getreides entgegen.

Da nun, ebenso wie die Nährfrüchte, alle übrigen Rohstoffe Erzeugnisse des Bodens und viele derselben des Ackerbaus sind, muß sich das Gesetz der abnehmenden Ergiebigkeit in letzter Instanz auch auf sämtliche Industrieprodukte anwenden lassen. Je dichter die Bevölkerung, desto kostspieliger die Gewinnung des Rohmaterials der Industrie. Ein höchst wichtiger Umstand jedoch ist hierbei zu berücksichtigen, daß nämlich die Kosten des industriellen Rohstoffs in der Regel nur den kleinsten Teil der Herstellungskosten des fertigen Industrieerzeugnisses bilden, weshalb auch jeder technische Fortschritt in den Fabrikationsmethoden mehr als ein Gegengewicht bildet für die Verteuerung des Rohmaterials. Während es die Tendenz der Rohstoffe ist, im Preise zu steigen, nehmen alle übrigen Herstellungskosten beständig und beträchtlich ab, je bedeutender die Produktion wird. Die Industrieprozesse sind, im Vergleich zu den Methoden der Landwirtschaft, einer fast unbegrenzten Vervollkommnung fähig, daher auch die Zunahme der Industrieproduktion nicht mit wachsenden, sondern, trotz etwaiger Verteuerung ihres Rohstoffs, mit stetig abnehmenden Herstellungskosten verbunden ist. Sämtliche, die Kosten der Erzeugnisse verringernden Verbesserungen und Erleichterungen

der Industrieprozesse hemmen oder verlangsamen die Wirkungen der Verteuerung der Nährstoffe, die notwendig auf's Neue eintreten wird, sobald die Getreide erzeugenden Länder, durch das Wachstum ihrer eigenen Volkszahl gezwungen, die Ausfuhr vermindern oder allmälig einstellen müssen. Zu gewissen Zeiten bildet also die Verbilligung der Manufakturen ein mehr als hinreichendes Gegengewicht für die Verteuerung der Nährstoffe, und wenn das heutige Leben im Großen und Ganzen gegen früher kostspieliger geworden ist, so rührt dieses nicht bloß daher, daß heute Wohnung und Nahrungsmittel gegen früher im Preise gestiegen sind, sondern hat seinen Grund zum Teil auch in den gesteigerten Lebensansprüchen der Neuzeit, denen manches an sich Ueberflüssige zum Bedürfnis geworden ist, das die Vorfahren entweder nicht kannten, oder besser als wir zu entbehren wußten.

Aber nicht bloß die Fortschritte der Industrie arbeiten dem Gesetz der abnehmenden Ergiebigkeit entgegen: das Gleiche gilt von fast jedem Kulturfortschritt, jeder Verminderung der Lasten, jeder Erhöhung der Geschicklichkeit, Zuverlässigkeit und Intelligenz der Arbeiter, also jeder Verbesserung der Erziehung, jeder Zunahme der Erkenntnis. Alle Erleichterungen des Verkehrs, das Verschwinden der natürlichen oder künstlichen Schranken des Austausches, wirken in der nämlichen Richtung. Genug, es giebt keinen geistigen, sittlichen, politischen, oder technischen Fortschritt, der nicht die Wirkungen jenes Gesetzes abzuschwächen, aufzuhalten, für eine kürzere oder längere Frist aufzuheben vermöchte.

Demungeachtet wäre es ein Irrtum zu glauben, daß dieser Zustand jemals von sehr langer Dauer sein könne. Jede Verbilligung der Produktion bewirkt neuen Volkszuwachs; jede Vergrößerung der Produktion, die in Folge dessen notwendig wird, muß durch vergrößerte Anstrengung erkauft werden, sobald schlechteres oder entfernteres Land angebaut, oder das schon bebaute intensiver bewirtschaftet werden muß. Dann muß die Bevölkerung entweder schwerer als vorher arbeiten, oder aber ihren Konsum einschränken, bis irgend ein neuer Kulturfortschritt die Gütererzeugung abermals verbilligt und nach einiger Zeit zu erneuter Volksvermehrung führt u. s. w., bis im Verlauf dieses Prozesses einmal auf längere Zeit die Grenze erreicht wird, bei der das Land nur noch das Kapital zurückgiebt, das auf den Anbau verwendet worden ist. Hier muß die Volkszunahme innehalten: schreitet sie demungeachtet auch dann noch vorwärts, so wird sich der Anteil jedes Einzelnen an dem Gesamtprodukt notwendig vermindern, die durchschnittliche Lebenshaltung wird niedriger und schließlich jeder weitere Zuwachs durch den Tod zum Stillstand gebracht werden.

Nun denke man aber nur nicht, daß eine derartige Entwickelung der Dinge in so nebelferner Zukunft liege, wie von einigen Schriftstellern behauptet wird. Wenn die ältesten und am dichtesten bevölkerten Länder wie Großbritannien, Deutschland u. s. w. genötigt sind, die Mittel zum Unterhalt ihrer, trotz zahlreicher Auswanderung, beständig wachsenden Bevölkerung durch die Einfuhr ausländischer Nährstoffe zu beschaffen, so erhöht sich dadurch zunächst allerdings

die Produktivkraft der Nation. Früher brauchte man so viel Arbeit, um eine bestimmte Menge Nährfrucht zu erzeugen; jetzt braucht man die nämliche Arbeitsmenge, um Manufakturen herzustellen und dafür eine größere Menge Nährstoffe vom Ausland einzutauschen, als vorher daheim erzeugt werden konnte. Das nationale Kapital vergrößert sich nicht bloß, es wird auch wieder fruchtbarer, und wenn, wie im heutigen Deutschland, Banken und industrielle Unternehmungen jeder Gattung Dividenden von fünf bis fünfzehn Prozent erklären, so ist es ganz unbegründet, von einem Ueberfluß von Kapital zu sprechen, das nicht rentire, wie es Rodbertus, Jentsch u. a. thun. Das in einheimischen Landgütern angelegte Kapital mag nicht mehr rentiren; aber das in der amerikanischen Landwirtschaft zur Verwendung gelangende deutsche, und in der deutschen Industrie zur Verwendung gelangende amerikanische Kapital rentirt jedenfalls: mit andern Worten, wenn wir Weizen und andere Nährstoffe so billig einführen können, daß unsere Industrien fünf bis fünfzehn Prozent Dividende abwerfen, so ist es genau dasselbe, als ob unsere eigene Landwirtschaft diese Dividenden abwürfe.

Aber ein solches Verhältnis kann nur so lange bestehen, als die Kornkammern Europas: Rußland, die Vereinigten Staaten, Kanada, Südamerika, Indien u. s. w. nicht versagen, oder als durch die weitere Erschließung z. B. des australischen Kontinents der etwaige Ausfall der älteren Bezugsquellen vorläufig ersetzt wird. Länder jedoch, die viel überschüssige Brodfrucht hervorbringen, bevölkern sich erstaunlich rasch und

Oct. 20. 1897.

zwar um so rascher, je größer die technischen, wissenschaftlichen und andern Fortschritte sind. So hat sich z. B. die Volkszahl der Vereinigten Staaten gleichen Schrittes mit der Erschließung des fernen Westens in den letzten dreißig Jahren verdoppelt. Die Vereinigten Staaten haben heute siebenzig Millionen Einwohner; binnen einer Frist, die ich zu erleben hoffe, werden sie hundertfünfundzwanzig Millionen zählen, meine Kinder können zweihundertundfünfzig Millionen, meine Enkel vier bis fünfhundert Millionen erleben. Inzwischen ist, wie mit Sicherheit anzunehmen, auch die Bevölkerung der übrigen, Korn ausführenden Länder gestiegen und der europäische Bedarf hat sich gleichfalls noch um ein Bedeutendes vermehrt. Glaubt aber wirklich Jemand im Ernste, daß in hundert Jahren die Vereinigten Staaten, die dann gewiß nicht weniger, und wahrscheinlich mehr, als vierhundert Millionen Einwohner zählen, noch viel Getreide u. s. w. zur Ausfuhr übrig haben werden? Wo bleiben die Industrienationen Europa's, nachdem die ausländische Zufuhr sich wesentlich verringert oder ganz aufgehört haben wird? Wird nicht schon lange vorher das eiserne Gesetz der Not, das Gesetz der abnehmenden Ergiebigkeit des Bodens, ihren Volkszuwachs zum Stillstand gezwungen, vielleicht sogar ihre Volkszahl vermindert haben? Und was ist ein Jahrhundert, was sind zwei oder drei Jahrhunderte, als eine Spanne Zeit in der Geschichte des Menschengeschlechts?

Oct 24–26. 1897.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0052010236

END OF
TITLE